

# Ulrike Tikvah Kissmann

## Die Sozialität des Visuellen

Fundierung der hermeneutischen  
Videoanalyse und  
materiale Untersuchungen

**VELBRÜCK  
WISSENSCHAFT**

Das Forschungsprojekt und die Publikation  
wurden durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützt.

SW  
2014  
1727

Universitäts-  
Bibliothek  
Freiburg i.Br.

W

Erste Auflage 2014  
© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2014  
www.velbrueck-wissenschaft.de  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-942393-83-6

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

## Inhalt

1. Einleitung .....	7
2. Das Zusammenspiel von Sprache und Visualität in Interaktionen .....	13
2.1 Soziologie der Sinne .....	14
2.2 Goffmans Interaktionssoziologie .....	20
2.3 Interaktion und Geschlecht .....	29
2.4 Zusammenfassung .....	40
3. Ikonologie und Habitus .....	43
3.1 Ikonologie Panofskys .....	45
3.2 Eigengesetzlichkeit des Bildes .....	49
3.3 Mannheims Theorie der Weltanschauungs-Interpretation ..	57
3.4 Bourdieus Rezeption der Ikonologie .....	64
3.5 Zusammenfassung .....	72
4. Grundzüge einer Soziologie des Visuellen .....	76
4.1 Zum <i>Practice Turn</i> in der Sozialtheorie .....	77
4.2 Motivkonstruktionen der Ethnomethodologen .....	84
4.3 Elementare Handlungen, Kinemorpheme und Kineme. ...	90
4.4 Von der Auseinandersetzung mit Schütz zu Merleau-Ponty. ....	100
4.5 Intersubjektivität in Merleau-Pontys Leibphänomenologie .....	107
4.6 Zusammenfassung .....	118
5. Hermeneutische Videoanalyse .....	121
5.1 Videoanalysen und Standortgebundenheit .....	121
5.2 Segment-in-Segment Interpretation .....	125
5.3 Multimodalität .....	128
5.4 Herstellung der Videos, Auswahl der Sequenzen .....	129
5.5 Auswertungsschritte .....	131
5.5.1 Erster Schritt: Auswertung der nonverbalen Interaktion. ...	131
5.5.2 Abschließende Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene .....	161
5.5.3 Zweiter Schritt: Auswertung des transkribierten Gesprächs. ....	163
5.5.4 Dritter Schritt: Auswertung der Interaktion mit Ton. ...	167
5.5.5 Abschließender Vergleich der Analyseschritte .....	170

6. Computertechnologie als Möglichkeit der Strukturierung: Geschlechterordnung und Machtverhältnisse im Operationsaal . . . . .	176
6.1 Mikrosoziologie von Technik, Profession und Geschlecht .	178
6.2 Die Entstehung von zwei Arbeitsstilen. . . . .	183
6.3 Wie Staturerwartungen umgangen werden . . . . .	191
6.4 Zusammenfassung. . . . .	196
7. Zusammenfassung . . . . .	200
7.1 Die Sozialität des Visuellen . . . . .	200
7.2 Die Ellenbogengeste im Kontext . . . . .	204
7.3 Das sozio-historische Apriori für visuelle Verhaltensäußerungen . . . . .	206
Danksagung . . . . .	208
Transkriptionsregeln . . . . .	209
Literatur . . . . .	210

## I. Einleitung

In der Soziologie ist Intention an Bewusstsein und Sprache geknüpft (vgl. z.B. Weber 1972). Andere Formen von Intentionalität wie diejenigen der leiblichen Habitualität werden unberücksichtigt gelassen. Während z.B. Neurowissenschaftler wie António Damásio (2000) Emotionen als vorsprachlich anerkennen, hat es sich in der Soziologie kaum durchgesetzt, dass es objektives Verhalten jenseits von Sprache gibt. Ausnahmen sind beispielsweise kultursoziologische Veröffentlichungen zum Essen und Schmecken, die Bezug zu Bruno Latour nehmen (vgl. z.B. Hennion 2007; Latour 1999). Latour hat einen neuen Handlungsbegriff entwickelt, der Sozialität nicht an das Bewusstsein eines einzelnen Subjekts knüpft, sondern eine Sozialität zwischen Objekten und Körpern ermöglicht. In der vorliegenden Arbeit wird über die »Zwischenleiblichkeit« von Maurice Merleau-Ponty ein vergleichbarer Weg eingeschlagen. Seine *bipolare* Phänomenologie legt die Grundlagen für objektives Verhalten jenseits von Sprache. Sie macht subjektübergreifendes Sinnschließen möglich, weil aufgrund der »Zwischenleiblichkeit« der »Pol« oder Schwerpunkt nicht mehr nur beim Subjekt liegt. Auf diese Weise können bestimmte Gesten oder eine bestimmte Mimik auf einer vorsprachlichen Ebene *objektiv* als Zorn oder Trauer gedeutet werden. Sie zeichnen sich also durch einen objektiven Sinngehalt aus, der für eine spezifische Gemeinschaft oder Kultur charakteristisch ist. Dieser gemeinsam geteilte Sinn ist auf einer vorbewussten Ebene intersubjektiv zugänglich, ohne dass in der Situation Sprache verwendet werden muss. Vor diesem Hintergrund versteht sich die vorliegende Schrift als ein Plädoyer, das sozio-historische Apriori von Thomas Luckmann (1980) auf diejenigen Wissensbestände zu erweitern, die für Visualität und Leiblichkeit charakteristisch sind. Es sollte demnach auch jene Regeln umfassen, die vorreflexiv und spontan sind und nicht nur diejenigen, die – wie z.B. das Inzestverbot oder die Dreifaltigkeit Gottes – dem theoretischen Wissen angehören. Die hier gemeinten Regeln beruhen auf praktischem Wissen, das im leiblichen Verhalten entsteht und in den Leib eingeschrieben wird als gewohnheitsmäßige Motorik oder Wahrnehmung.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es deshalb, visuelle Verhaltensäußerungen aus der Abhängigkeit von der bewussten, intendierten Handlung zu lösen und sie als eigenständige Handlungen anzuerkennen. Es geht um die Emanzipation der Gebärden vom Logo-zentrismus der Sprache. Zu diesem Zweck werden die Bedingungen aufgezeigt, die vorliegen müssen, damit visuellen Verhaltensäußerungen der Status von Handlungen zuerkannt werden kann und sie als eigenständige Handlungen Gegenstand von Sozialität sein können. Die vorliegende Arbeit liefert einen Beitrag zur Praxistheorie, weil der Handlungsbegriff auf vorbewusst an-

geeignete, visuell-leibliche Verhaltensweisen erweitert wird. Intersubjektiv geteilte Deutungsmuster werden nicht primär in der direkten Face-to-Face Kommunikation erworben und aufrechterhalten, sondern über den leiblichen Funktionszusammenhang in die gewohnheitsmäßige Motorik und Wahrnehmung eingeschrieben. Die Aktintentionalität von Alfred Schütz wird zu einer *fungierenden Intentionalität* weiterentwickelt. Letztere entfaltet ihre Wirkung nicht über den Bewusstseinsakt eines aktiven Ichs, sondern über die Passivität des Leibes. Es wird auf diese Weise eine phänomenologische Praxistheorie entworfen, in der Gesten und Mimik als eigenständige Handlungen intersubjektiv zugänglich sind. Vor diesem Hintergrund werden Praxistheoretiker wie Theodore Schatzki dafür kritisiert, dass sie visuelle Verhaltensäußerungen nur als Bestandteil der »Tätigkeit im Vollzug« konzipieren (vgl. Schatzki 1996). Der vordergründige Bezug zu »Materialität« täuscht über den Umstand hinweg, dass der eigenständige propositionale Gehalt von Gebärden nicht unabhängig von der bewussten, intendierten Handlung rekonstruiert werden kann. Schatzki hat sich mit dieser Argumentation auf Habermas bezogen, für den visuelle Verhaltensäußerungen wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen keine eigenständigen Handlungen darstellen. Das Kopfnicken-um-zuzustimmen würde für Jürgen Habermas nur dann eine Handlung bezeichnen, wenn sie einer Intention folgt wie das Kopfnicken in der heilgymnastischen Übung (vgl. Habermas 1984).

Die Dominanz der Sprache wird auch bei Judith Butler deutlich. Durch ihren Bezug zu Derrida und seiner Rezeption der Sprechakttheorie entwickelt sie Performativität als eine Praxis des *Zitierens*, also der *sprachlichen* Wiederholungen. Ihr Konzept der Performanz lässt unberücksichtigt, dass sowohl Verletzungen als auch widerständige Handlungen in Form von visuellen Verhaltensäußerungen auftreten (vgl. Butler 2011, 1998). Goffmans Begriff der »performance« unterscheidet sich dagegen dadurch, dass der *Gebrauch* der Rede analysiert wird und deshalb Satz und Kontext der Rede, also Sprache und Visualität, gleichermaßen in die Konzeption der »performance« aufgenommen werden (vgl. z. B. Goffman 2005b). Sein Performanzbegriff nimmt Bezug auf das »Sprechereignis« der Anthropologen Hymes und Gumperz, die sich dezidiert gegen die Sprechakttheorie abgegrenzt haben.

Goffman wird der Forderung nach einer Emanzipation der visuellen Verhaltensäußerungen aus der Abhängigkeit der Sprache durchaus gerecht. Gleichwohl lässt sich mit seinen Schriften nicht begründen, warum Gebärden als eigenständige Handlungen Gegenstand von Sozialität sein können. Für die Beantwortung dieser Frage müssen visuelle Verhaltensäußerungen unabhängig von ihrem Zusammenspiel mit Sprache betrachtet werden. *Empirisch* ist dies durch die zunehmende Verfügbarkeit von Videogeräten möglich. Sie erlauben es, Interaktionen zu filmen und die Videodaten bezüglich ihrer multimodalen Elemente zu analysieren.

Mithilfe der hermeneutischen Videoanalyse wird in der hier vorliegenden Arbeit der Frage nachgegangen, ob visuelle Verhaltensäußerungen auf einer vorreflexiven Ebene intersubjektiv zugänglich sind. Es wird empirisch gezeigt, dass es objektive Gesten und Mimik gibt, denen innerhalb einer Gemeinschaft oder Kultur ein und derselbe Sinn zugeschrieben wird. Die Emanzipation der visuellen Verhaltensäußerungen von der Sprache wird *theoretisch* durch die Leibphänomenologie von Maurice Merleau-Ponty fundiert (vgl. z. B. Merleau-Ponty 1966). Seine Schriften sind im Rahmen der phänomenologischen Bewegung zu verstehen, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die objektiv-wissenschaftlichen Idealisierungen zu hinterfragen und sie auf die ursprüngliche Erfahrung in der Lebenswelt zurückzuführen. Visuelle Verhaltensäußerungen werden als »ursprünglicher« und als der Sprache vorgelagert betrachtet, so dass sie einen handlungspraktischen Zugang zu Realität eröffnen im Gegensatz zum theoretischen Zugang durch Sprache. Auch die Ethnomethodologie hat eine Haltung zu Realität eingenommen, die sie nicht einfach als objektiv gegeben betrachtet, sondern die mittels der »Haltung der offiziellen Neutralität« (vgl. Garfinkel 1967) ihre Herstellungsmechanismen untersucht. Sowohl mit der Phänomenologie als auch mit der Ethnomethodologie lässt sich der gleichberechtigte Status von visuellen Verhaltensäußerungen gegenüber den bewussten, intendierten Handlungen theoretisch begründen.

In der Soziologie wird gegenwärtig Video als Methode der qualitativen Datenerhebung und Datenanalyse diskutiert (vgl. Loer 2010; Knoblauch 2011). In dem Aufsatz von Knoblauch wird die Videoanalyse von der Fernseh-, Film- oder Medienanalyse unterschieden. Die Videoanalyse zeichnet sich dadurch aus, dass die Videodaten von der Forscherin selbst erhoben werden, während die Fernseh-, Film- oder Medienanalyse von z. B. Reichertz/Englert (2011) oder Keppler (2006) fertige Videodaten verwendet, die von anderen erstellt wurden. Es gibt aber auch Arbeiten wie diejenigen von Bohnsack und Mitarbeiterinnen (vgl. z. B. Wagner-Willi 2005, Klambeck 2007, Bohnsack 2009), die auf der Grundlage ein und derselben Methodologie sowohl Interaktionsanalysen als auch Filmanalysen durchführen. In der hier präsentierten Videoanalyse werden wie in der klassischen Interaktionsanalyse von Heath u. a. (2010) oder auch von Goodwin (2009) die Videos zu Forschungszwecken selbst hergestellt. Der Videoaufzeichnung geht prinzipiell eine mehrwöchige Feldphase voraus, in der teilnehmende Beobachtung durchgeführt und Interviews erhoben werden. Der Erwerb von Kontextwissen über das Forschungsfeld ist sowohl für die Datenerhebung als auch für die Datenanalyse relevant. Das Kontextwissen wird *erstens* dazu verwendet, um z. B. Entscheidungen zu treffen, wo die Kamera am sinnvollsten zu positionieren ist. Die Stellung der Kamera trägt mit dazu bei, den Forschungsgegenstand zu konstruieren und wird deshalb über das Kontextwissen

abgesichert. *Zweitens* werden, wie in Kapitel 5 deutlich wird, in der Auswertung der nonverbalen Interaktion auf der Ebene der ikonographischen Deutung und später beim abschließenden Vergleich der Analyseschritte Informationen aus dem Forschungskontext miteinbezogen. Die hier präsentierte Videoanalyse kommt also nicht ohne Kontextwissen aus und ist deshalb immer im Rahmen einer Ethnographie durchzuführen. Dennoch wird bewusst nicht der Terminus »Videographie« von Hubert Knoblauch verwendet, weil hier neben der Videoaufzeichnung und Videoanalyse eine *fokussierte* Ethnographie durchgeführt wird, die auf eigenen methodischen und methodologischen Überlegungen beruht (vgl. z.B. Knoblauch/Tuma 2011).

In der hier präsentierten hermeneutischen Videoanalyse werden der vorikonographische und der ikonographische Sinngehalt voneinander getrennt. Auf diese Weise lässt sich empirisch überprüfen, ob visuelle Verhaltensäußerungen auf einer vorreflexiven Ebene intersubjektiv zugänglich sind. Die unterschiedlichen Sinnschichten werden über Erwin Panofskys Dreistufenmodell der Interpretation eingeführt (vgl. z.B. Panofsky 1975). Danach entspricht der vorikonographische Sinngehalt dem praktischen Wissen, während die ikonographischen Deutungen auf narrativ-theoretisches Wissen zurückgreifen. Diese Sichtweise auf soziale Realität, in der alle sozialen Gebilde über zwei Formen von Sozialität zugänglich sind, wird durch die Leibphänomenologie von Merleau-Ponty theoretisch begründet. Er unterscheidet die *Zwischenleiblichkeit* vom *Dialog*. Die erstgenannte Form von Sozialität bezeichnet das triadische Verhältnis von Eigenleib, Fremdleib sowie der Welt und ist im Bereich des praktischen Wissens angesiedelt. Merleau-Ponty charakterisiert diese Sinngehalte auch als »gestische Bedeutungen«. Im Gegensatz dazu rekurriert der Dialog auf narrativ-theoretisches Wissen und umfasst »begriffliche Bedeutungen« (vgl. Merleau-Ponty 1966). In der hermeneutischen Videoanalyse wird durch die gegenseitige Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene die dritte Sinnenebene nach Panofsky, die so genannte Ikonologie erreicht. Hier wird der ikonologische Sinngehalt einer Interaktion bzw. der Habitus der Interaktionspartner rekonstruiert.

Im interpretativen Paradigma von Alfred Schütz ist die »theoretische Distanz« zwischen Alltagsbeobachterin und wissenschaftlicher Beobachterin die Voraussetzung dafür, den Common Sense für wissenschaftliche Erklärungen zu benutzen (vgl. Luckmann 1981). Unter Bezug auf die Desiderate von Bohnsack (2006) und Raab (2008) wird die »theoretische Distanz« der Hermeneutik einer Feinabstimmung unterzogen. Es wird mit Hilfe des Dreistufenmodells von Panofsky und der Ethnomethodologie Garfinkels einerseits gezeigt, worin sich Alltagsbeobachter und wissenschaftlicher Beobachter genau unterscheiden und wie die Standortgebundenheit und die Deutungsinteressen des wissenschaftli-

chen Beobachters in der Datenanalyse zu berücksichtigen sind. Andererseits wird begründet, an welchen Stellen in der Datenanalyse der Kontext einzuklammern bzw. hinzuzunehmen ist, um die für die hermeneutische Methode charakteristische Suchbewegung zwischen Fremdheit und Vertrautheit zu gewährleisten.

Nach der hier vorliegenden Einleitung werden in Kapitel 2 die performativen Eigenschaften von Visualität in Interaktionen behandelt. Das Zusammenspiel von Sprache und Visualität steht dann im Zentrum der Darstellung, so wie es in Alltagssituationen auftritt ohne die durch Video ermöglichte Trennung der multimodalen Elemente. Aber nicht nur das Gesehene und Gehörte sind Bestandteil der Darstellung, sondern insgesamt alle fünf Sinne. Es wird dann in Goffmans Interaktionssoziologie eingeführt und sein Begriff der »performance« dargestellt im Vergleich zu Butlers Performanzbegriff. Außerdem werden die geschlechtersoziologischen Ansätze präsentiert, die in der Tradition von Goffman stehen. Dazu gehören die sozialpsychologischen Schriften von Cecilia Ridgeway und Shelley Correll, die in Kapitel 6 für die Auswertung der von mir geleiteten Krankenhausstudie benutzt werden.

In Kapitel 3 werden die theoretischen Vorannahmen behandelt, die zu der Durchführung der hermeneutischen Videoanalyse notwendig sind. Dies ist Panofskys Dreistufenmodell der Interpretation mit den drei Sinnschichten der vorikonographischen, ikonographischen und ikonologischen Ebene. Es wird dargestellt, in welcher unterschiedlichen Weise die drei Auslegungsstufen Bildlichkeit ausdrücken. Außerdem wird auch Mannheims Dreistufenmodell von Deutung präsentiert, weil beide Ansätze in Bezug zueinander entwickelt worden sind und deshalb große Ähnlichkeiten aufweisen. Schließlich wird Bourdieus Rezeption der Ikonologie zum Thema gemacht. Es werden die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Bourdieus und Panofskys Habitus herausgearbeitet.

In Kapitel 4 werden die Bedingungen aufgezeigt, die vorliegen müssen, damit visuellen Verhaltensäußerungen der Status von Handlungen zuerkannt werden kann und sie als eigenständige Handlungen Gegenstand von Sozialität sein können. Über die Ethnomethodologie wird theoretisch und methodologisch die AnalyseEinstellung eingeführt, die gegeben sein muss, um die Motivkonstruktionen von visuellen Verhaltensäußerungen zu rekonstruieren. Alfred Schütz hat die zweckrationale Konstruktion eines Um-zu-Motivs als Merkmal einer Handlung betrachtet. Sein Handlungsbegriff wird auf vorbewusst angeeignete visuell-leibliche Verhaltensäußerungen erweitert. Über die Phänomenologie wird theoretisch und konstitutionsanalytisch begründet, warum Gesten und Mimik der Status von Handlungen zuzuschreiben ist und warum sie deshalb als eigenständige Handlungen Gegenstand von Sozialität sein können.

Kapitel 5 stellt die einzelnen Analyseschritte der hermeneutischen Videoanalyse dar. Die präsentierte Sequenz beinhaltet die Interaktion eines

leitenden Oberarztes mit einer leitenden OP-Schwester. Sie ist Bestandteil eines Datencorpus mit Videomaterial von insgesamt 400 Stunden aus dem von mir geleiteten DFG-Krankenhausprojekt. Es wird auf die Datenerhebung und die Auswahl der zu analysierenden Sequenz eingegangen. Im Gegensatz zu Raab (2008) und Bohnsack (2009) wird keine Bild-in-Bild Interpretation durchgeführt, sondern eine Segment-in-Segment Interpretation. Dies ermöglicht, dass Interaktionen in ihrem »flow« analysiert werden können. In dem Kapitel wird anhand der Segment-in-Segment Interpretation vorgeführt, wie durch gedankenexperimentelle Antizipation Handlungsalternativen für das nächste Segment entwickelt werden. Anfangs noch enthaltene, später dann ausgeschlossene Deutungsmöglichkeiten erlauben dann eine allmähliche Schließung der Deutungen. Anhand der Ellenbogengeste wird empirisch gezeigt, dass es objektive Gebärden gibt, die auf der vorikonographischen Ebene intersubjektiv zugänglich sind.

In Kapitel 6 wird die Ellenbogengeste in den breiteren Forschungskontext des von mir geleiteten Forschungsprojekts gestellt. Es wird gezeigt, worauf die habituellen Probleme der leitenden OP-Schwester zurückzuführen sind und wie es ihr letztendlich gelingt, die an sie herangetragenen Stuserwartungen zu umgehen. Es werden die Forschungsergebnisse aus den Operationssälen von insgesamt zwei Krankenhäusern dargestellt.

Die Zusammenfassung in Kapitel 7 beinhaltet nicht nur eine Synopse der wichtigsten Ergebnisse der vorliegenden Arbeit, sondern sie stellt mit dem sozio-historischen Apriori für visuelle Verhaltensäußerungen auch den Schluss dar, der aus den hier präsentierten Ergebnissen gezogen werden muss.

## 2. Das Zusammenspiel von Sprache und Visualität in Interaktionen

In diesem Kapitel stehen die performativen Eigenschaften von Visualität in Interaktionen im Zentrum der Darstellung. Visuelle Verhaltensäußerungen sind an den Leib gebunden und beinhalten Gestik und Mimik. Im Alltag treffen wir auf sie nie allein, sondern immer im Zusammenspiel mit Sprache. Erst der Einsatz von Videoanalysen ermöglicht es, das Visuelle vom Sprachlichen zu trennen und den eigenständigen Beitrag von visuellen Verhaltensäußerungen für die Mikrostrukturen von Gesellschaft zu rekonstruieren. In dem hier vorliegenden Kapitel werden jedoch noch nicht die Eigenschaften von Bildlichkeit unabhängig von Sprache behandelt. Es geht vielmehr darum darzustellen, wie Visualität in Interaktionen mit Sprache und insgesamt mit den anderen vier Sinnen verwoben ist.

Die Einsicht in die Leiblichkeit von visuellen Verhaltensäußerungen hat zu der Entscheidung geführt, die Interaktionssoziologie von Erving Goffman und seinen Begriff von »performance« zum Gegenstand dieses Kapitels zu machen. Performativität wurde ursprünglich durch die Sprechakttheorie von John Austin und John Searle geprägt. Sie bleibt jedoch auf sprachliche Äußerungen reduziert und klammert visuelle Verhaltensäußerungen aus. Ähnlich verhält es sich mit Judith Butlers performativer Praxis. Durch ihren Bezug zu Derridas Kritik der Sprechakttheorie reformuliert sie Performativität als eine Praxis des Zitierens und verbleibt damit auch im Bereich des Sprachlichen. Im Gegensatz dazu grenzt sich Goffman von der Sprechakttheorie ab und analysiert Sprache und Visualität in ihrem interaktiven Vollzug. Erving Goffmans Interaktionssoziologie bietet Voraussetzung und Rahmen, um die Wirkung von Sprache und Visualität auf die Mikrostrukturen von Gesellschaft als gleichberechtigte Beiträge zu konzeptualisieren.

In einem ersten Schritt wird die gegenwärtige Diskussion der fünf Sinne in der Wissenschafts- und Technikforschung sowie der Soziologie dargestellt. Der zweite Schritt beinhaltet einen Überblick über das Werk von Erving Goffman mit dem Schwerpunkt auf visuelle Verhaltensäußerungen. Schließlich werden in einem dritten Schritt Ansätze aus der Geschlechtersoziologie vorgestellt, die in der Tradition von Goffman stehen. Hierzu gehören die sozialpsychologischen Schriften von Cecilia Ridgeway und Shelley Correll, die in Kapitel 6 zur Anwendung kommen. Außerdem wird eine Abgrenzung von Judith Butler und ihrem Begriff der Performativität vorgenommen.

## 2.1 Soziologie der Sinne

Georg Simmel (1993) charakterisiert in der »Soziologie der Sinne« den soziologischen Gegensatz zwischen Ohr und Auge. Das Ohr kann die anderen Menschen nur im Nacheinander, also in der Zeitfolge ihrer Äußerungen wahrnehmen. Stattdessen kann das Auge die in den Gesichtszügen niedergeschlagene Vergangenheit gleichzeitig mit gegenwärtigen visuellen Äußerungen wahrnehmen. Im Gegenüber sieht man das Nacheinander seines Lebens in einem Zugleich vor sich. Aufgrund dieses Gegensatzes geht Simmel davon aus, dass Ohr und Auge auf ihre gegenseitige Ergänzung angewiesen sind. Im Alltag müssen Sprache und Visualität also miteinander verwoben sein. Der Hörsinn kann das Momentane festhalten, während der Sehsinn das bleibende-plastische Wesen eines Menschen erfasst. Simmel hat sich in der »Soziologie der Sinne« auch mit den anderen Sinnen beschäftigt. Er stellt fest, dass sie sich der Beschreibung mit Worten entziehen und nicht auf die Ebene der Abstraktion zu projizieren sind. Damit gibt es einen prinzipiellen Unterschied zwischen den fünf Sinnen: Das Sehen und Hören sind abstrahierbar, während das Tasten, Riechen und Schmecken ausschließlich an die subjektive Erfahrung gebunden sind. Simmel hebt auf diese Weise das Sehen und Hören auf die gleiche Stufe wie das Sprechen, weil sie wie die Sprache Abstraktionsleistungen darstellen. Gegenwärtig werden sowohl in der Wissenschafts- und Technikforschung als auch in der Soziologie die fünf Sinne untersucht (vgl. z.B. Burri u. a. 2011 oder Raab 2001). In dem folgenden Abschnitt wird zunächst auf den Seh- und Tastsinn im Zusammenhang mit zweidimensionalen Bildern und dreidimensionalen wissenschaftlichen Modellen fokussiert. Anschließend sind der Geruchs- und Geschmackssinn Gegenstand der Betrachtung.

Auf die bedeutende Rolle von Visualität für die Wissensproduktion hat die Wissenschafts- und Technikforschung bereits in den 70er Jahren im Rahmen der Laborstudien abgehoben (vgl. z.B. Latour/Woolgar 1979). Es wurde darin gezeigt, dass Abbildungen und Einschreibungs-techniken Evidenz herstellen. Im Vergleich dazu wird gegenwärtig auf die Bildpraktiken fokussiert, in deren Prozess sich eine bestimmte Deutung eines Bildes herauskristallisiert oder überhaupt erst ein bestimmtes Bild ausgewählt bzw. hergestellt wird. Sheila Jasanoff (2004) stellt z.B. dar, wie die Umweltbewegung das Bild des blauen Planeten Erde seit den 70er Jahren zu »ihrem« Bild gemacht hat.<sup>1</sup> Sie beschreibt die interpretativen Praktiken im Umgang mit dem Bild, die zur Herausbildung der dominierenden Deutung des »think globally« geführt haben. Neben

<sup>1</sup> Es handelt sich um das Bild der Erde als blaue Kugel, das im Dezember 1972 von den Astronauten der Apollo 17 in dem letzten bemannten Flug zum Mond aufgenommen wurde (vgl. Jasanoff 2004: 38).

diesen interpretativen Praktiken werden performative Praktiken im Umgang mit Bildern diskutiert. Regula Burri (2008: 212) führt den »haptischen Blick« ein, der neben dem Auge auch den Tastsinn als Erkenntnisinstrument nutzt. In ihrer Untersuchung zu bildgebenden Verfahren in der Medizin wird gezeigt, wie Radiologen Röntgenbilder in die Hand nehmen und sie fühlen müssen, um sie richtig interpretieren zu können.

Performative Praktiken werden auch in Studien zur wissenschaftlichen Modellbildung diskutiert (vgl. z.B. Chadarevian/Hopwood 2004). Hier ist ein Übergang vom zweidimensionalen Bild zum dreidimensionalen Artefakt zu beobachten. Dreidimensionale Modelle werden nicht nur durch performative Praktiken hergestellt, sondern auch durch sie an andere Akteure kommuniziert. Natasha Myers (2008) veranschaulicht dies in ihrer ethnographischen Studie zu Protein-Modellen in der Kristallographie. Zunächst wird das Protein-Modell in einem interaktiven Prozess zwischen Forscher und Artefakt hergestellt, indem es als eine verkörperte Vorstellung sowohl im Kopf des Forschenden als auch als materielles dreidimensionales Ding in den Händen des Forschenden entsteht. Myers legt dar, dass Modellbildung deshalb die herkömmlichen Geist-Körper-Grenzen überwindet. Anstelle des dreidimensionalen Gebildes wird das Protein-Molekül gegenwärtig als 3D-Computergraphik entworfen. An dem körperlichen Herstellungsprozess ändert sich dabei nichts, weil sich die Forscher mit ihren Körpern in die digitalen Repräsentationen genauso einfühlen wie in die dinglichen Repräsentationen.

Sobald die Verkörperung des Protein-Moleküls abgeschlossen ist, kann es in einem weiteren Schritt durch »performative Gesten« (ibid: 166) an andere Forscher kommuniziert werden. Die Autorin beschreibt, wie der ganze Körper eingesetzt wird, um die Strukturen des Moleküls nachzuzeichnen und dem Gegenüber zu veranschaulichen. Sie kommt zu dem Fazit, dass sich Protein-Modelle der Reduktion auf Text und Sprache widersetzen und sie nur als leiblich-affektive »performance« vermittelbar sind. Auch James Griesemer (2004) folgert für die dreidimensionalen Modelle, dass sie jenseits von sprachlichen Beschreibungen liegen. Um diese Welt zu erschließen, muss die Wissenschaftsforschung das »gestische Wissen« (ibid: 435) rekonstruieren, durch das Modelle gemacht, erfahren und benutzt werden. Der Visualität kommt in der Modellbildung eine besondere Rolle zu, weil das Auge in der Lage ist, die leiblich-performativen Praktiken zu erfassen, die sich nicht auf Sprache reduzieren lassen. Visualität hat also im Vergleich zur Sprache den Vorteil, dass sich durch sie die Performanz von Körperbewegungen erschließen und verallgemeinern lässt. Das Sehen stellt wie das Sprechen eine Abstraktionsleistung dar, so dass die wahrgenommenen Körperbewegungen verallgemeinert und wissenschaftlich zugänglich gemacht werden können.

Die gegenwärtigen Theorien des Geruchs- und Geschmackssinns führen ebenfalls zu einem Konzept der »performance«, das jedoch von den bisher eingeführten abweicht. Antoine Hennion (2007: 108) beschreibt den Geschmack als eine Performanz, die aber von Außenstehenden nicht beobachtet werden kann, sondern die selbst erfahren werden muss. Dies liegt darin begründet, dass das Objekt den Geschmack nicht *hat*. Er ist weder (durch das Objekt) gegeben noch von außen bestimmt. Hennion charakterisiert den Geschmack wie z. B. Bach hören oder Wein genießen mit Bezug auf Lucy Suchman (1987) als »situated activity«, als Aktivität, die keinen prädeternierten Programmen oder Plänen folgt. Der Geschmack entfaltet sich in jeder spezifischen Situation neu. Hennion grenzt sich damit gegen Bourdieus Geschmacksbegriff ab, der durch die Klassenlage bestimmt wird. Schmecken und Genießen stellen Handlungen jenseits des herkömmlichen Handlungsbegriffs dar, weil sie sich auf eine Verfügbarkeit von etwas richten, das eintreffen wird. Hennion bezeichnet dies als aktiven Akt, »sich selbst in einen derartigen Zustand zu versetzen, dass sich etwas ereignen und einem widerfahren kann« (ibid: 109).<sup>2</sup>

Das von Hennion dargestellte Konzept des Geschmacks orientiert sich an Bruno Latours Handlungsbegriff (vgl. Latour 1999). Darin wird Handlung weder als aktiv noch als passiv konzeptualisiert. Handeln kennt wie im Altgriechischen neben der Aktiv- und Passivform noch die Mittelform. Latour nutzt diesen Vergleich zum Altgriechischen, um einen Handlungsbegriff zu entwerfen, der jenseits der Dichotomie von aktiver Selbstbestimmung und passiver Unterwerfung liegt. Handeln bedeutet in seinem Ansatz »jemanden veranlassen etwas zu tun« oder »to make one do« bzw. »causing to be done« (vgl. Latour 1999: 21).<sup>3</sup> Hennion wählt diesen Handlungsbegriff für den Geschmack, weil er das Resultat einer »performance« durch den Genießenden darstellt. Bei dieser Darbietung lässt sich nicht im Vorhinein sagen, wie das Resultat sein wird. Der Geschmack entfaltet sich erst im Laufe der Performanz. Der Genießende muss sich dafür aktiv in eine Ausgangssituation bringen, um die

2 Die Übersetzung aus dem englischen Original wurde an dieser wie auch an anderen Stellen von der Autorin vorgenommen, weil die betreffenden Texte nicht in deutscher Übersetzung vorliegen. Nur relevante Fachtermini werden im Original belassen.

3 Die Akteur-Netzwerktheorie wird um die so genannten »Anschlüsse« oder »attachments« erweitert. Jeder Knotenpunkt im Netzwerk bezeichnet ein »to make one do« oder »causing to be done«. Auf diese Weise stehen sie zueinander nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung, sondern jeder Knotenpunkt ermöglicht die Entfaltung des Folgenden als Ursprung der Handlung. Latour spricht von »each renders causal its successor« (vgl. Latour 1999: 26).

Entwicklung des Genusses zu ermöglichen. Dies ist der Grund, warum die von Hennion präsentierte »performance« nicht von Außenstehenden beobachtet sondern nur selbst erfahren werden kann.

Der Ansatz von Antoine Hennion wird von Michael Guggenheim (2011) umgesetzt, indem er beschreibt, wie der abschließende Kommentar eines wissenschaftlichen Symposiums nicht in Form eines Vortrags sondern in Form eines Buffets ausfiel. Kochen und die Darbietung des Gekochten stellten dabei eine Möglichkeit dar, Geschmack und Geruch jenseits von Sprache auszudrücken. Guggenheim kommt zu dem Fazit, dass sich die Sinne gegenseitig beeinflussen. Die Tagungsteilnehmer konnten zunächst für Seh- und Geruchssinn feststellen, dass die gleiche Kartoffelsuppe unterschiedlich roch, je nachdem welche Farbe sie hatte. Außerdem stellt der Autor fest, dass es einen Einfluss von Wissen und Geschmack gibt. Gerichte werden vielfach im Hinblick auf ihren Nährwert und chemische Zusammensetzung wahrgenommen. Den Tagungsteilnehmern wurde deshalb ein Reisgericht mit genetisch manipuliertem Reis gekocht und als solches präsentiert. In diesem Fall konnten die Tagungsteilnehmer jedoch keinen Einfluss zwischen Wissen und Geschmack feststellen. Das Reisgericht schmeckte wie herkömmlicher Reis, der nicht genmanipuliert wurde.

Während der bisher präsentierte Ansatz von Hennion den Geruchssinn unter den Geschmack allgemein subsumiert, befasst sich die soziologische Studie von Jürgen Raab (2001) ausschließlich mit dem Geruchssinn und seinen spezifischen sozio-kulturellen Dimensionen. Der Autor beklagt, dass die anderen Sinne in der Soziologie als legitime Forschungsgegenstände Beachtung finden, während der Geruch marginalisiert wird (ibid: 14 f.). Die breit angelegte Studie untersucht die Verwendung von Lufterfrischerprodukten von Frauen in ihren Wohnräumen auf insgesamt drei Analyseebenen: soziohistorisch, sozial-interaktiv und sozialstrukturell (ibid: 270 ff.). Unter Verwendung von sowohl quantitativen als auch qualitativen Daten werden die Bedingungen und Faktoren herausgearbeitet, die zur Genese von zwei Gruppen, den Produktablehnerinnen und den Lufterfrischerverwenderinnen führen. Für diejenigen Frauen, die Lufterfrischerprodukte ablehnen, sind der Geruch und seine Bewältigung keine Themen des Alltags. Sie ziehen eine feine Aufgliederung der Gerüche vor und suchen das olfaktorische Nebeneinander anstelle der unsystematischen, überschwänglichen olfaktorischen Kumulation. Die Verwenderinnen von Lufterfrischerprodukten nehmen stattdessen eine Haltung ein, die Raab als »Notwendigkeitsgeschmack« (ibid: 353) der unteren Klassen charakterisiert. Der Konsum und Einsatz von Lufterfrischern resultiert hier nicht aus ökonomischen Zwängen des Alltags. Stattdessen existiert in diesem Milieu eine andere Geruchsnormalität, in der der kräftige, lang anhaltende und einfach strukturierte Duft favorisiert wird.

Aus einer sozial-strukturellen Perspektive besteht das Analyseergebnis darin, dass die Produktablehnerinnen in der sozialen Oberschicht zu verorten sind, während die Lufterfrischerverwenderinnen der sozialen Unterschicht angehören. Soziohistorisch werden die beschriebenen olfaktorischen Haltungen aus dem Wandel der Geruchswahrnehmung seit Beginn der Moderne erklärt. Vor der Industrialisierung und Massenproduktion dienten Parfüms als Distinktionsmittel der oberen Schichten. Mit der massenweisen Verfügbarkeit und Popularisierung von Duftstoffen zu Beginn des 20. Jahrhunderts verloren sie ihren Stellenwert als Statussymbol. Raab (ibid: 351) stellt dar, dass es im Zuge der Massenproduktion zu einer sozialen Neu-Kodierung der Gerüche kommt. Die sozialen Oberschichten beginnen, die olfaktorische Unauffälligkeit für sich zu entdecken. Im Gegensatz dazu fangen die sozialen Unterschichten damit an, die vormalige Haltung ihres Vorbildmilieus, also die Oberschicht zu imitieren. Ihre olfaktorische Haltung lässt sich durch exzessiven Konsum einfacher und zugleich starker Gerüche beschreiben. Aus einer sozial-interaktiven Perspektive charakterisiert Raab die Lufterfrischerverwenderinnen durch ihre spezielle Form der geruchlichen Einflussnahme auf ihre Mitbewohner (ibid: 358 f.). Mit den Duftstoffen wird die Luft des gemeinsamen Wohnraums vereinheitlicht. Es wird ein Wir-Gefühl erzeugt. Der Einsatz der Lufterfrischer steht damit im Gegensatz zu dem individualisierten Gebrauch des Parfüms. Der Wohnraum wird durch die Lufterfrischer entindividualisiert, während Parfüms die Individualität der bedufteten Körper hervorheben.

Aus einer phänomenologischen Perspektive beschreiben sowohl Anemarie Mol (2008) als auch Susan Leigh Star (1991) die subjektiven Erfahrungen im Zusammenhang mit Essen. Als Inauguration der Zeitschrift »Subjectivity« analysiert Mol anhand des Beispiels »ich esse einen Apfel« die grundlegenden Eigenschaften von Subjektivität. Sie zeichnet sich zunächst durch Situiertheit aus, weil die Handlung »ich esse einen Apfel« eine bestimmte biographische, geographische sowie historische Situation beinhaltet. Außerdem ist Subjektivität nicht immer mit Autonomie und Kontrolle gleichzusetzen. Das Beispiel des Apfelessens einschließlich des Verdauungsvorgangs zeigen, dass hier Aktivitäten involviert sind, die sich nicht mit dem klassischen Handlungsbegriff einer intendierten und bewussten Handlung konzeptualisieren lassen. Mol spricht deshalb von Subjektivität als »dezentriert«, weil der Subjektstatus weder dem »Ich« noch dem »Apfel« ausschließlich zugeschrieben werden kann. Die Vielfältigkeit von Subjektivität wird schließlich in dem Umstand deutlich, in dem Mol auf eine theoretische Ebene wechselt und das »Ich« des Apfelessens der Wissenschaftlerin zuschreibt, die den Text verfasst. Ihr Plädoyer besteht darin, die Grenzen zwischen Essen und Philosophieren zu überwinden. Beispiele des Essens sollen – wie ihn ihrem Aufsatz – in das Philosophieren einbezogen werden und um-

gekehrt soll während des Essens mit philosophischen Modellen experimentiert werden. Ziel ist es, die Kontrolle aufzugeben und unerwartete Dinge auf sich zukommen zu lassen. Der Aufsatz »Ich esse einen Apfel« kommt deshalb zu dem gleichen Fazit wie Antoine Hennion bezüglich des Geschmacks: Die Phänomene des Essens und des Geschmacks können nur mit einem Handlungsbegriff konzeptualisiert werden, bei dem das Resultat der Handlung offen ist. Bei dem Essen sind Sinne wie der Geschmackssinn involviert, die sich erst im Laufe einer Performanz entfalten. Das Resultat der Handlung lässt sich also nicht kontrollieren.

In dem Aufsatz von Leigh Star (1991) werden aus einer phänomenologischen Perspektive Technisierung und Standardisierung als Möglichkeiten begriffen, *Verstehensprozesse* zu *verstehen*. Es wird also phänomenologisch nach den Konstitutionsbedingungen der Verstehensprozesse gefragt. Dafür wird analysiert, wie soziale Ordnung allgemein und Bedeutungen sowie Routinen im Besonderen durch Technisierung und Standardisierung konstituiert und *re*-konstituiert werden. Star veranschaulicht wie Mol ihre Überlegungen anhand von subjektiver Erfahrung. Das von ihr gewählte Beispiel umfasst ihre Allergie gegen Zwiebeln. Bei mehreren Besuchen von McDonald's ist es Star nicht bzw. nur nach langem Warten gelungen, ein Gericht ohne Zwiebeln zu erhalten. Sie vergleicht ihre Situation mit derjenigen von Vegetariern, deren Ernährungsgewohnheiten inzwischen bei McDonald's technisiert und standardisiert worden sind. Sie können gegenwärtig vegetarische Gerichte bestellen und auch erhalten. Star zeigt anhand von Bruno Latours Akteur-Netzwerktheorie, dass die Bestellroutinen der Vegetarier als Bestandteil eines stabilisierten Netzwerkes begrifflich fassbar gemacht worden sind, weil sie vereinheitlicht worden sind. Gleichwohl werden in stabilisierten Netzwerken durch Technisierung und der damit verbundenen Standardisierung die subjektiven Erfahrungen ausgeblendet. Star kritisiert Latours Akteur-Netzwerktheorie dafür, dass sie monolithische Identitäten schafft wie diejenige des »Vegetariers«. Ihre Allergie gegen Zwiebeln kann dagegen nicht mit Hilfe von Latours Ansatz konzeptualisiert werden. Star macht deutlich, dass Standardisierung Macht ausübt, weil multiple Identitäten unterbunden und aus dem Akteur-Netzwerk ausgeklammert werden.

Zusammenfassend lassen sich sowohl in der Wissenschafts- und Technikforschung als auch in der Soziologie zahlreiche Hinweise darauf finden, dass soziale Realität nicht nur über Sprache sondern auch über die fünf Sinne hergestellt wird. Der Visualität kommt in der Herstellung sozialer Realität eine besondere Bedeutung zu, weil das Auge in der Lage ist, die leiblich-performativen Praktiken zu erfassen, die sich nicht auf Sprache reduzieren lassen. Weil das Sehen wie das Sprechen eine Abstraktionsleistung darstellt, können die durch das Auge wahrgenommenen Körperbewegungen verallgemeinert und wissenschaftlich zugänglich

gemacht werden. In der präsentierten Literatur werden allerdings nicht die Konstitutionsbedingungen aufgezeigt, unter denen visuelle Verhaltensäußerungen als eigenständige Handlungen Gegenstand von Sozialität sind. Dieses Desiderat wird in Kapitel 4 unter Bezug auf Ethnomethodologie und Phänomenologie eingelöst. Es wird gezeigt, dass Gesten wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen intersubjektiv zugänglich sind, ohne in der Situation durch Sprache ausgedrückt zu werden. Ethnomethodologie und Phänomenologie weisen damit einen Weg, die Sozialität des Visuellen für eine Praxistheorie fruchtbar zu machen und Körperbewegungen nicht nur als Bestandteil einer intendierten Tätigkeit im Vollzug zu konzeptualisieren wie bei Praxistheoretikern im Anschluss an Habermas.

## 2.2 Goffmans Interaktionssoziologie

Erving Goffman hat bereits in den 50er Jahren Interaktionen für die Soziologie fruchtbar gemacht und auf ihre visuellen Anteile verwiesen. Er wurde mit der Publikation »The Presentation of Self in Everyday Life« (vgl. Goffman 1959) bekannt, die im Deutschen den Titel »Wir alle spielen Theater« (vgl. Goffman 1991) trägt. In dieser Schrift macht er deutlich, dass Interaktionen nicht nur aus sprachlichen Handlungen bestehen. Für die Darstellung bzw. »performance« eines Teilnehmers sind gleichermaßen die visuellen Verhaltensäußerungen relevant. Der Autor unterscheidet zwischen zwei Arten von Zeichengebung (»sign activity«): den Ausdruck, den ein Akteur sich selbst gibt (»expression given«) und den Ausdruck, den er ausstrahlt (»expression given off«) (vgl. Goffman 1959: 2 bzw. Goffman 1991: 6). Die »expression given« beinhaltet verbale Äußerungen, die bewusst in Interaktionen gewählt werden. Im Gegensatz dazu bezeichnen die »expression given off« Körperbewegungen und Mimik, die beiläufig und vorbewusst eingesetzt werden. Beide Formen der Zeichengebung sind in der Kommunikation miteinander verwoben und werden vom Publikum nicht getrennt erfahren. Sie werden stattdessen gleichzeitig und bewusst wahrgenommen. Der Akteur kann dagegen nur seine verbalen Äußerungen bewusst wahrnehmen. Diese Differenz in der Haltung von Akteur und Zuschauern wird von Goffman deshalb als Asymmetrie charakterisiert. Das Publikum erfasst beide Kommunikationsströme, während dem Akteur nur ein Strom zugänglich ist. Die Asymmetrie ist bedeutsam, weil das Publikum mittels der »expressions given off« den Gehalt der »expressions given« überprüfen kann. Die Zuschauer wissen, dass sich der Akteur wahrscheinlich in einem günstigeren Licht darstellen wird. Sie nutzen aus diesem Grund die vom Akteur *nicht*-manipulierbaren Anteile der Kommunikation, um festzustellen, ob sie mit den manipulierbaren Anteilen kongruent sind.

Als Beispiel benutzt Goffman einen Fall aus seiner Studie zu den Bewohnern der Shetland-Inseln. Wenn ein Nachbar auf eine Tasse Tee zu Besuch kam, wurde er von seinen Gastgebern unbemerkt beobachtet, sobald er sich dem Haus näherte. Sie konnten auf diese Weise feststellen, ob er erst beim Eintreten in das Haus eine gesellige Miene aufsetzte. Einige Besucher jedoch, die darüber Bescheid wussten, nahmen auf gut Glück schon in großer Entfernung vom Haus einen geselligen Gesichtsausdruck an und sicherten so, dass ihr Bild in den Augen der anderen konstant blieb (vgl. Goffman 1991: 11 f.). Diejenigen Besucher, die bereits in weiter Entfernung des Hauses eine gesellige Miene anlegten, konnten die ursprüngliche Asymmetrie in der Haltung von Akteur und Zuschauer zugunsten einer symmetrischen Beziehung korrigieren. Goffman hat für diese wechselseitige Beeinflussung den Begriff »Informationsspiel« (ibid: 12) geprägt. Die Zuschauer können ihrerseits merken, dass der Akteur seine scheinbar unkontrollierten Verhaltensweisen manipuliert und in der Manipulation nach Nuancen sucht, die der Akteur selbst nicht kontrolliert. Letztendlich wird in dem Informationsspiel deshalb die asymmetrische Ausgangssituation wieder hergestellt. Die Asymmetrie trägt also dem Umstand Rechnung, dass das Publikum *mehr* bewusst wahrnimmt als dem Akteur selbst zugänglich ist.

Goffman benutzt die Theater-Metapher nicht, weil »die ganze Welt eine Bühne [ist]« (Goffman 1991: 232) oder weil das Theater ins Alltagsleben eindringt, sondern weil die Techniken der Inszenierung vergleichbar sind. Sowohl auf der Bühne als auch im Alltagsleben müssen die Akteure »den Grundbedingungen realer Situationen gerecht werden; sie müssen durch Ausdrucksmittel die Situation definieren« (ibid: 233). Die *soziale Situation* ist für Goffman äußerst relevant, weil sie die Grundeinheit zur Analyse von Interaktionen darstellt (vgl. auch Goffman 1994a: 61). Damit steht seine Soziologie im Gegensatz zu der von ihm breit rezipierten Konversationsanalyse, die als Grundeinheit die »turn-constructive unit« ansieht (vgl. Sacks u. a. 1974). Letztere bezeichnet den Redezugwechsel und seine Bausteine.<sup>4</sup> Goffmans Grundeinheit ist dagegen »weiter« gefasst, weil sie die Begegnung von zwei oder mehr Personen und ihre gegenseitige Orientierung aneinander beschreibt. Sobald ein Akteur einem Publikum gegenübertritt, beeinflussen die Verhaltensweisen des neu hinzugekommenen Akteurs die Deutung der Situation durch das Publikum. Diese erste Bestimmung der Situation trägt den Plan für

4 Die Begründer der Konversationsanalyse Harvey Sacks und Emanuel Schegloff waren Schüler von Goffman und haben bei ihm an der Universität Berkeley promoviert. Er hat sich in seinen Schriften anerkennend auf sie und auch auf die weitere Mitbegründerin der Konversationsanalyse Gail Jefferson bezogen. Letztere hatte aber nicht bei ihm promoviert (vgl. Bergmann 1991: 306; Fußnote 7).

das kommende Handeln bereits in sich. Goffman betont in seinem Frühwerk insbesondere den moralischen Charakter der sozialen Situation. Jeder Akteur darf mit Recht erwarten, von den anderen nach seinen sozialen Eigenschaften eingeschätzt und behandelt zu werden. Wenn jemand ausdrücklich oder stillschweigend zu verstehen gibt, dass er bestimmte soziale Eigenschaften hat, dann wird auf diese Weise die Bestimmung der sozialen Situation entworfen und automatisch die moralische Forderung einer bestimmten Behandlung erhoben. Danach müssen die anderen den betreffenden Akteur so einschätzen und so behandeln, wie es Personen seiner Art erwarten dürfen (vgl. Goffman 1991: 15 f.).

In dem mittleren Werk von Goffman wie z.B. der Rahmen-Analyse (1989) von 1974 weichen die visuellen Verhaltensäußerungen zugunsten einer zunehmenden Auseinandersetzung mit Sprache.<sup>5</sup> Dies wird insbesondere in dem Kapitel »Rahmenanalyse des Gesprächs« (ibid: 531 ff.) deutlich, in dem Goffman die vielfältigen Sinntransformationen von Wirklichkeit in Gesprächen beschreibt. Gespräche dienen weniger der Informationsvermittlung, sondern vielmehr der »performance«, also der Darbietung. Während Goffman in seinem Frühwerk auf den moralischen Charakter der sozialen Situation abgehoben hat, gewinnen in den 70er Jahren dialogische Aspekte der sozialen Situation an Bedeutung. Dies ist auf seine Rezeption der Sprachwissenschaft und der aufkommenden Konversationsanalyse zurückzuführen. Die visuellen Verhaltensäußerungen verschwinden nicht völlig aus seinem Werk. Gesten finden z. B. im Rahmen von Ritualen Berücksichtigung (vgl. z. B. Goffman 1974). Gleichwohl liegt das Hauptaugenmerk auf der Sprache. Erst in seinem Spätwerk greift der Autor das visuelle Verhalten systematisch wieder auf. Zu letzterem zählt die Schrift »Glückungsbedingungen« (vgl. Goffman 2005a), die 1983 posthum erschienen ist.<sup>6</sup> Die Auseinandersetzung mit Sprache und insbesondere mit neueren soziolinguistischen, pragmatischen und konversationsanalytischen Arbeiten der Linguistik führt den Autor darin zu den Grenzen der Linguistik. Als Konsequenz macht sich Goffman stark für eine systematische Berücksichtigung von Visualität in der Analyse von Interaktionen. Seine Studien zur Relevanz von visuellen Verhaltensäußerungen für das Sprechereignis wurden wiederum von der Linguistik aufgegriffen und im Rahmen der »pragmatischen Wende« der Linguistik weitergeführt (vgl. Levinson 1983).

5 Diese Neuausrichtung in Goffmans Werk wird deshalb auch als »linguistische Wende« (vgl. Phillips 1983) bezeichnet. Zugleich finden sich in der Sekundärliteratur zahlreiche Hinweise auf die Kontinuität in seinen Schriften (vgl. z. B. Williams 1980: 227; Knoblauch et al. 2005: 24).

6 Außerdem zählt zu dem Spätwerk das Buch »Forms of Talk« (vgl. Goffman 1981a), in dem der Autor sowohl sprachliche als auch visuelle Merkmale von Interaktionen analysiert.

Goffman hat den Titel »Glückungsbedingungen« in Anspielung auf John Austins Sprechakttheorie (1972) gewählt. In Austins Schrift werden »performative Äußerungen« behandelt und die Bedingungen, unter denen sie *glücken* oder *verunglücken*. »Performative Äußerungen« oder »Performative« sind keine Aussagen im typischen Sinne, weil sie nicht wahr oder falsch sein können. Performative sind Äußerungen, in denen etwas sagen etwas tun heißt. Austin nennt hierfür z. B. die Handlungen des Heiratens oder des Wettens (vgl. Austin 1972: 35). Mit der performativen Äußerung »Ja, ich nehme die hier anwesende XY zur Frau« wird etwas getan, nämlich die Handlung des Heiratens vollzogen. Die Sprachwissenschaft hatte in den 70er Jahren damit begonnen, den Handlungscharakter von sprachlichen Äußerungen zu analysieren. Die in dem Zusammenhang aufgekommene Theorie der Sprechakte wird deshalb von Goffman rezipiert und dann auch kritisiert. Er bezeichnet sie in den »Glückungsbedingungen« als kultur- sowie kontextfrei und untersucht stattdessen die *Präsuppositionen*, also die Vorannahmen, die in Handlungsabläufen als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Aussagen *glücken* nur dann, wenn sie »auf annehmbare Weise mit dem verbunden [sind], was der Rezipient im Bewusstsein hat oder ins Bewusstsein bringen kann« (vgl. Goffman 2005a: 264). Die Präsuppositionen können also im Gegensatz zur Sprechakttheorie gemacht werden, ohne *etwas zu tun*. Damit eine Interaktion glücken kann, müssen die Interaktionspartner nicht dieselben Präsuppositionen teilen. Sie müssen lediglich Vorstellungen darüber teilen, welche Präsuppositionen unter bestimmten Bedingungen gemacht werden können. Die Kritik an der Sprechakttheorie eröffnet die Möglichkeit, Handlungen nicht nur auf sprachliche Äußerungen zu beschränken, sondern sie auf visuelles Verhalten auszudehnen.

Goffman beschäftigt sich in den »Glückungsbedingungen« ausführlich mit sozialen Situationen, in denen Interaktionspartner sich nicht kennen und sich zum ersten Mal begegnen. Er geht der Frage nach, welche Situationen es in einer Gesellschaft so einrichten, dass diese Personen davon ausgehen können, dass dasselbe in ihren Köpfen vorgeht und dass es ihnen erlaubt, dasselbe ohne Auftakt anzusprechen (ibid: 240 ff.). Das Ziel des Autors ist es, die linguistische und philosophische Analyse von Handlungen um eine soziologische Analyse zu erweitern. Er geht damit nicht nur dezidiert über Austins Sprechakttheorie hinaus. Auch die Konversationsanalyse wird kritisch beleuchtet, die in der Tradition von Linguistik und Ethnomethodologie steht. Goffmans Kritik an der Konversationsanalyse wird insbesondere daran deutlich, dass die Präsuppositionen sich nicht nur auf den vorhergehenden Redezug beziehen. Sie nehmen stattdessen darauf Bezug, was in den Köpfen der anderen vorgeht. Das ist auch der Grund, warum die Begegnungen von Unbekannten einen solchen Stellenwert in den »Glückungsbedingungen« haben: Die Interaktionspartner können nicht auf vorhergehende Redezüge Be-

zug nehmen, weil sie sich zum ersten Mal begegnen. Es wird stattdessen deutlich, dass die Interaktionspartner gewisse Vorannahmen über die Situation teilen und dass diese Vorannahmen ausschließlich im Bewusstsein der Beteiligten verortet sind.

Als *erstes* Beispiel nennt Goffman das Grüßen von Unbekannten. Die Betroffenen wissen sehr genau, in welcher Situation es üblich ist, eine an ihnen vorbeigehende Person zu grüßen. Neben dem Grüßen gibt es eine Reihe weiterer Gegebenheiten, in denen es möglich ist, sich anzusprechen, ohne aufdringlich zu sein. Goffman nennt hierfür *zweitens* die soziale Situation, in der zwei Unbekannte nebeneinander stehen und ein außergewöhnliches Ereignis beobachten. In diesem Fall ist es üblich, das Ereignis mit z.B. »Oh mein Gott!« oder »Haben Sie das gesehen?« zu kommentieren. *Drittens* werden vom Autor soziale Situationen genannt, in denen Unbekannte zufällig auf der Straße ineinander hineinflaufen. Sie werden sich beiläufig entschuldigen und dann weitergehen. Auch hier ist kein vorangegangenes Gespräch notwendig, um die Situation zu verstehen. Beide Parteien wissen, was in dem Kopf des anderen vorgeht. Die Entschuldigung für die versehentliche Berührung ist deshalb ein rechtmäßig anzusprechendes Thema. Goffman hebt darauf ab, dass diese Präsuppositionen kontext- und kulturgebunden sind: »Es ist interessant, dass es einen großen Unterschied zwischen den Gesellschaften und zwischen den Klassen in einer Gesellschaft hinsichtlich der Frage gibt, welche Art des Verstoßes einer Entschuldigung bedarf [...]. So fordern kleinere körperliche Berührungen zwischen Fußgängern in unserer Mittelklassen-Gesellschaft Entschuldigungen, während sie auf den Straßen Brasiliens nicht einmal bemerkt werden« (vgl. Goffman 2005a: 242). Die genannten Fälle zeigen, dass das Präsupponieren ein vorbewusster Vorgang ist. Vorbewusst werden Bezüge zu den möglichen Bewusstseinsinhalten des Rezipienten hergestellt. Aus Goffmans Sicht hört man auf zu präsupponieren, »wenn man sich der Bedingungen der Handlungen bewusst wird« (ibid: 199). Die oben genannten Beispiele zu den sozialen Situationen, in denen Unbekannte sich ohne vorgängige Warnung und Einleitung ansprechen dürfen, haben auch ihre Grenzen. Der Autor zeigt abschließend für diese Kategorie von Situationen, dass das Verbot des Sprechens mit Unbekannten nur eine Seite darstellt. Die andere Seite besteht darin, dass offen gezeigte Abscheu vor dem Kontakt mit anderen auch vermieden werden sollte.

Wenn die Interaktionspartner sich kennen, wird nicht mehr nur die gegenwärtige soziale Situation zur Bestimmung der verfügbaren Präsuppositionen genutzt, sondern auch das zuvor Gesagte. Dies kann einerseits ein vorhergehender Redezug sein oder andererseits das importierte Wissen aus vorhergehenden Begegnungen. Bei lange miteinander bekannten Interaktionspartnern wird das importierte Wissen so relevant, dass Goffman von einer Informationspflicht spricht. In der Interaktion erfolgt

die gegenseitige Orientierung dann über »eine Art gemeinsamer Biographie« (ibid: 253). Sie stellt einen Erinnerungsrahmen für die Interaktionspartner dar und beinhaltet die Pflicht, einander über Veränderungen in den Lebensumständen aufzuklären. Die von Goffman für die Interaktionen von miteinander bekannten Personen herangezogenen Beispiele stammen aus der Linguistik. Sie beschäftigen sich zwar mit den Bezügen des »Gesagten zum Gesehenen, Gehörten und Gerochen« (vgl. Goffman 2005a: 220). Die klassische Linguistik verbleibt jedoch im Bereich der sprachlichen Verweise. Dies macht Goffman anhand der anaphorischen und deiktischen Substitutionsbegriffe deutlich. Ein Satzteil oder Wort kann einen anaphorischen Verweis zu einem vorhergehenden Satzteil herstellen wie z.B. in: Martha geht ins Bett. Sie fühlt sich müde. Auf diese Weise ist der Sinn der Anapher »sie« nur in Bezug zu dem Antezedens »Martha« zu verstehen.

Deiktische Substitutionen sind ebenfalls Satzteile oder Wörter, die aber einen Verweis auf Dinge oder Personen im Kontext der Interaktionspartner beinhalten. Goffman nennt hierfür das Beispiel der Herzspezialisten, die vor einem Bildschirm stehen und sagen: »Schau dir diesen Film an; du glaubst es nicht!« (ibid). Die Substitution »es« ist zugleich anaphorisch und deiktisch. Sie bezieht sich einerseits auf das Antezedens »Film« und andererseits auf das, was beide Interaktionspartner sehen. In der Linguistik geht es also nicht um Gesten wie z.B. die Zeigegeste, die auf Gesehenes verweist. In den von Goffman angeführten Beispielen sind die Verweise ausschließlich sprachlich wie die Substitution »es«. Erst in der von Goffman inspirierten und durch Stephen Levinson (1983) eingeläuteten »pragmatischen Wende« wird die Deixis auf den gesamten Mitschnitt der physischen Eigenschaften eines Sprechereignisses erweitert. Levinson kommt in dem Kapitel zur Deixis zum Schluss, dass »Satz und Kontext der Rede in einer sehr komplexen pragmatischen Weise wechselwirken und auf diese Weise eine Aussage ausmachen in Bezug zum audio-visuellen Mitschnitt des Sprechereignisses im Vollzug« (ibid: 95).

Goffman geht über den klassischen Gegenstandsbereich der Linguistik hinaus, indem er die Beobachtung von gegenwärtigen Handlungsverläufen als weitere Grundlage für Präsuppositionen von miteinander bekannten Personen bestimmt.<sup>7</sup> Die Informationen aus dem Handlungsablauf

7 Die gegenwärtige konversationsanalytisch geprägte Soziolinguistik zeichnet visuelle Verweise wie z.B. die Zeigegeste mit Video auf und bezieht sie in die Analyse von Gesprächen mit ein (vgl. z.B. Bruxelles et al. 2009). Außerdem wurden Videoanalysen in dieser konversationsanalytischen Tradition bereits in den 80er Jahren von Charles Goodwin und Christian Heath unter Bezug auf Goffman initiiert (vgl. Goodwin 1981; Heath 1986). Sie gehen deshalb auch über den klassischen Gegenstandsbereich der Linguistik hinaus.

des Anderen ergänzen die verfügbaren Präsuppositionen aus dem vorhergehenden Redezug und dem importierten Wissen. Goffman illustriert dies an dem Beispiel von Martha und Hans, die sich eine Wohnung teilen. Martha kann sehen, was Hans tun will wie z.B. mehr Kaffee holen, das Glas abspülen oder zum Kühlschrank gehen. Die beobachteten Aktivitäten von Hans können Martha als Bezugsrahmen für ihre Präsuppositionen dienen. Goffman hebt deshalb darauf ab, dass Präsuppositionen so genannte »soziale Arrangements« (vgl. Goffman 2005a: 229) voraussetzen. Sie können aus vorangegangenen Redezügen, Dingen oder importiertem Wissen bestehen, also aus dem klassischen Gegenstandsbereich der Linguistik stammen. Die sozialen Arrangements können aber auch visuelle Verhaltensäußerungen beinhalten. Letztere müssen Goffman zufolge von den angrenzenden Disziplinen wie der Soziologie erforscht werden. Die Relevanz von visuellen Verhaltensäußerungen in beobachteten Handlungsabläufen wird von Goffman durch ein Beispiel aus dem Operationssaal untermauert. Die OP-Schwester sind verpflichtet, »im Handlungsfluss des Operateurs zu bleiben, so dass er, ohne seine Augenbrauen zu heben, nur seine Hand ausstrecken muss und bekommt, was er will, ohne es zu benennen« (ibid: 254). Die Beobachtung des Handlungsverlaufs und die Geste der ausgestreckten Hand ermöglichen es der OP-Schwester, durch Präsuppositionen einen Bezug zu dem Bewusstsein des Operateurs herzustellen und dann zu handeln. Die Glücksbedingungen von Kommunikation beziehen sich deshalb auch »auf nicht-sprachliche Akte in wortlosen Zusammenhängen« (ibid: 264).

Da sich die Konversationsanalyse und die Interaktionssoziologie Goffmans gegenseitig beeinflusst haben und auch voneinander abgegrenzt wurden (vgl. z.B. Schegloff 1988), lohnt es sich, ihre Unterschiede genauer zu bestimmen. Hierfür eignet sich ein Vergleich der beiden Schulen bezüglich ihrer Konzeption der Beziehung zwischen Interaktion und Gesellschaft, also zwischen Mikro- und Makrophänomenen. Die Publikation »Interaktionsordnung« (vgl. Goffman 1994a) ist die letzte von Goffman selbst redigierte Schrift.<sup>8</sup> Sie stellt zwar nicht die Zusammenfassung seines Werkes dar, jedoch gilt sie als eine »Art Vermächtnis« (vgl. Knoblauch 1994: 8). In ihr finden sich zahlreiche Hinweise, wie Goffman sein Werk zu verstehen wünscht: Nicht ohne Grund hebt er auf die Beziehung von Interaktion und Gesellschaft ab und stellt klar, welchen Stellenwert seine Interaktionssoziologie im Rahmen einer Gesellschafts-

8 Sie war 1982 als Ansprache vor der »American Sociological Association« konzipiert, die Goffman in seiner Funktion als ihr Präsident halten sollte. Er hat den Text noch selbst redigiert, konnte die Ansprache aber nicht mehr persönlich halten. Sie ist dann 1983 in der Zeitschrift »American Sociological Review« erschienen.

analyse hat. Dadurch werden auch die Unterschiede seiner Soziologie im Vergleich zur Konversationsanalyse deutlich.

Goffman betrachtet die Trennung von Mikro- und Makrophänomenen aus der Perspektive von Interaktionen und unterscheidet deshalb zwischen dem *Situativem* und dem *Situierten*. Das Situative besteht aus denjenigen sprachlichen und visuellen Verhaltensweisen, die nur in der Face-to-Face Interaktion relevant sind. Im Gegensatz dazu steht das Situierte für Mikrophenomene, die nur »zufällig in einer sozialen Situation verortet [sind] und ohne größere Schwierigkeiten außerhalb angesiedelt sein könnten« (vgl. Goffman 1994a: 56 f.). Goffman geht von zwei verschiedenen Sphären oder Ordnungen aus: der Interaktionsordnung und der Gesellschaftsordnung. Jede gehorcht ihrer eigenen Logik, so dass die Übergänge zwischen ihnen einer besonderen Erläuterung bedürfen. Goffman wendet sich nachdrücklich gegen Behauptungen, dass die Makrostrukturen aus den Mikrostrukturen entstehen: »Mir scheinen diese Behauptungen unangemessen. Zum einen verwechseln sie die Sphäre der Interaktionen, in der Worte und Gesten zeichenhaft auftreten, mit der sozialen Reichweite dieser Worte und Gesten, kurz: Sie verwechseln das Situative mit dem Situierten« (ibid: 75 f.). Als Beispiel nennt Goffman die Umstände, in denen ein Gerichtsvollzieher den Betroffenen erklärt, dass bei ihnen gepfändet wird und in denen ein Arbeitgeber den Betroffenen mitteilt, dass ihre Dienste nicht länger benötigt werden. Diese schlechten Botschaften können in einem völlig davon unberührten Ton überbracht werden, der die Angelegenheit freundlich und behutsam menschlich klingen lässt. Goffman bezeichnet diese Techniken der Rücksichtnahme als Ressourcen der Interaktionsordnung. Die Betroffenen werden *situativ* dankbar für diese Behandlung sein. Der Ausdruck von Menschlichkeit und die Reaktion der Dankbarkeit sind hier also das *Situative*, das nur in der Face-to-Face Interaktion auftritt. Gleichwohl sagt die Art der Übermittlung der Nachrichten, also in dem Fall das *Situierte*, nichts über Bedeutung und Konsequenzen der schlechten Nachrichten aus. Am nächsten Morgen interessiert es niemanden mehr, ob die schlechten Nachrichten »mittels eines Kabeltelefons, eines Computerausdrucks, eines blauen Streifens an der Stechuhr oder mittels einer Notiz auf dem Schreibtisch« (ibid: 76) überbracht wurden.

Goffman konzipiert die Verbindung zwischen Interaktionsordnung und Gesellschaft als »lose Koppelung« (ibid: 85). Sie bewirkt, dass die Strukturen der Interaktion nicht in einem eins-zu-eins Verhältnis zu der Sozialstruktur stehen. Goffman charakterisiert das Übersetzungsverhältnis als eine Art »Verzahnung [...], die verschiedene soziale Strukturen auf die Zahnräder der Interaktion überträgt« (ibid). Damit wendet er sich nicht nur gegen die weiter oben genannte Behauptung, dass Interaktionsstrukturen Makrostrukturen hervorbringen. Sondern es wird auch deutlich, dass die Makrophänomene nicht in einem eins-zu-eins Ver-

hältnis die Interaktionen determinieren. Die Übergänge zwischen den beiden Sphären werden auch als »Schnittstellen« oder »interfaces« beschrieben. Der Autor nennt explizit die diffusen Statureigenschaften Alter, Geschlecht, Klasse und ethnische Zugehörigkeit, die als Schnittstellen infrage kommen und auf diese Weise zwischen Interaktionsordnung und Gesellschaft vermitteln. Goffman stellt das unmittelbare Verhalten zwischen Individuen also in einen übergreifenden gesellschaftlichen Zusammenhang. Diese übergreifende Ordnung muss nicht notwendigerweise lokal produziert sein, da sie zur Interaktionsordnung nur in einem Verhältnis loser Koppelung steht. Im Gegensatz dazu sind aus der Sicht der Konversationsanalyse jegliche Makrophänomene irrelevant, solange sie nicht lokal produziert worden sind (vgl. Schegloff 1987; 1988). Nur auf der Basis von vorgängigen mikroanalytischen Studien werden in dieser Tradition gesamtgesellschaftliche Aussagen getroffen. So zeigt der Soziologe und Mitbegründer der Konversationsanalyse Emanuel Schegloff in »Confirming Allusions« (vgl. Schegloff 1996), wie in Interaktionen Andeutungen des Sprechers vom Interaktionspartner bestätigt werden. Der implizite Gehalt einer Mitteilung wird vom Interaktionspartner gutgeheißen, indem er das Ende des vorhergehenden Redezuges wiederholt. Schegloff betrachtet dieses Gesprächsverhalten als »Handlung« und legt dar, dass es von repressiven politischen Organisationen zur Manipulation ihrer Mitglieder ausgenutzt werden kann. Die Kernaussage dieser Schrift besteht darin, dass man auch mit dem Wiederholen des Endes des vorhergehenden Redezuges etwas tut, also handelt, und auf diese Weise repressive Organisationen unterstützen kann.

Zusammenfassend ist die Auseinandersetzung Goffmans mit visuellen Verhaltensäußerungen nicht nur in seinem Frühwerk wie in »Wir alle spielen Theater« (vgl. Goffman 1991) von 1956 anzutreffen. Die »Glückungsbedingungen« (vgl. Goffman 2005a) von 1983 haben gezeigt, dass er durch die Beschäftigung mit der Linguistik und ihrem Produkt der Konversationsanalyse letztendlich beide kritisiert und über sie hinausgeht. Er baut in den »Glückungsbedingungen« die von ihm als Grundeinheit konzipierte »soziale Situation« aus und berücksichtigt systematisch sprachliche und visuelle Verhaltensäußerungen. Dies wird insbesondere an dem Begriff des »sozialen Arrangements« deutlich, der nicht nur die klassischen Komponenten aus der Konversationsanalyse beinhaltet wie das zuvor Gesagte, das importierte Wissen oder Dinge im Kontext des Gesprächs. Zu den »sozialen Arrangements« gehören auch die Beobachtung der Handlungsabläufe anderer Personen, also ihre Mimik und Gestik. Insgesamt wurde dadurch deutlich, dass sprachliche und visuelle Formen der Zeichengebung in der Kommunikation miteinander verwoben sind und nicht getrennt wahrgenommen werden. Erst das technische Verfahren von Videoaufnahmen ermöglicht es, Sprache und Visualität getrennt zu analysieren. Außerdem wurde mittels einer wei-

teren Schrift aus dem Spätwerk Goffmans, der »Interaktionsordnung« (vgl. Goffman 1994a) deutlich, wie sich Interaktionen zu gesellschaftlichen Strukturen verhalten. Der Autor konzipiert für Mikro- und Makrophänomene zwei unterschiedliche Ordnungen, die ineinander übersetzbar sind, allerdings nicht in einem Verhältnis von eins-zu-eins. Die Übergänge zwischen Interaktionsordnung und Gesellschaftsordnung werden als »Schnittstellen« oder »interfaces« charakterisiert. Hier finden die Übersetzungen oder Übertragungen von der einen in die andere Ordnung statt. Geschlecht, Klasse, Alter oder Ethnizität stellen mögliche Schnittstellen dar.

### 2.3 Interaktion und Geschlecht

Goffman hat die Betrachtungsweise von Geschlecht innerhalb der Soziologie revolutioniert, weil Geschlecht nicht den Merkmalen des Individuums zuzuschreiben ist, sondern ein Darstellungsphänomen ist, das sich in Interaktionen vollzieht. Er hat seine Konzeption von Geschlecht in den Publikationen »Geschlecht und Werbung« (vgl. Goffman 1981b) und »Das Arrangement der Geschlechter« (vgl. Goffman 1994b) dargestellt, die beide aus seinem mittleren Werk der 70er Jahre stammen. Goffmans Schriften dienten als Grundlage für die Entwicklung einer Reihe von Ansätzen der Geschlechtersoziologie. Hierbei ist zunächst der ethnomethodologische Ansatz des »Doing gender« von Candace West und Don H. Zimmerman (vgl. West/Zimmerman 1987) zu nennen. Er wurde in Deutschland nach einer anfänglichen Rezeptionssperre breit rezipiert (vgl. ursprünglich Gildemeister/Wetterer 1992). Im Folgenden werden zunächst die Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede vom »Doing gender« Ansatz und Goffmans Geschlechtersoziologie herausgearbeitet, um dann auf weitere Ansätze der Geschlechtersoziologie in der Tradition von Goffman einzugehen. Abschließend wird sein Begriff der Performanz gegen denjenigen von Judith Butler abgegrenzt. Es wird gezeigt, dass Butler visuelle Verhaltensäußerungen als eigenständige Handlungen aus ihrer performativen Praxis ausklammert. Hier ist Sprache der Visualität übergeordnet, weil soziale Realität ausschließlich über Sprache hergestellt wird. Mit Goffmans Begriff der »performance« werden Sprache und Visualität dagegen in ihrem interaktiven Vollzug analysiert, ohne eine Hierarchisierung vorauszusetzen.

Sowohl Goffman als auch West und Zimmerman unterscheiden das körperliche Geschlecht oder »sex« von dem sozialen Geschlecht oder »gender« und suchen damit einen Weg jenseits des biologischen Deter-

minismus.<sup>9</sup> »Sex« wird für beide Ansätze auf der Basis von Geburtsklassifikationen bestimmt und »gender« wird in Interaktionen bestätigt und validiert. Außerdem führt Goffman (1994b: 108 f.) noch einen dritten Begriff, die »Geschlechtsklasse« oder »sex class« ein. Der Begriff bezeichnet die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht und weist Parallelen zu dem Begriff der »sex category« von West und Zimmerman (1987: 131) auf. Mit der Konzeption von drei Termini »sex«, »sex category« (bzw. »sex class«) und »gender« wird im Gegensatz zu der biologischen sex/gender-Dichotomie deutlich, dass die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit nicht aus der biologischen Ausstattung des Menschen abgeleitet werden kann. In dem Ansatz von West und Zimmerman ist am deutlichsten herausgearbeitet, dass die Beziehung der drei Termini als ein *reflexiver* Prozess konzipiert ist. Die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht (»sex category«) wird auf der Grundlage des körperlichen Geschlechts (»sex«) vollzogen. Diese Zuordnung stellt keine natürliche Notwendigkeit dar, sondern ist eine soziale Konstruktion. Es ist möglich, die soziale Zugehörigkeit zu einem Geschlecht für sich zu beanspruchen, ohne die körperlichen Merkmale aufzuweisen. Mit Verweis auf Garfinkels Transsexuelle Agnes hinterfragen West und Zimmerman die Selbstverständlichkeit, mit der die Kongruenz von »sex category« und »sex« im Alltag vorausgesetzt wird. Die Konstitution von Geschlecht bedarf im Alltag außerdem einer ganzen Reihe von Praktiken, dem so genannten »Doing gender«, um die geschlechtliche Zugehörigkeit aufrecht zu erhalten und als natürlich erscheinen zu lassen. Die Beziehung der drei Faktoren »sex«, »sex category« und »gender« stellt auf diese Weise einen reflexiven Prozess dar, in dem es zur Konstituierung einer geschlechtlich bestimmten Person in einem je spezifischen sozialen Kontext kommt (vgl. auch Gildemeister/Wetterer 1992: 212).

Sowohl in dem Ansatz von West und Zimmerman als auch in demjenigen von Goffman wird danach gefragt, wie sich Sexuierungsprozesse im Alltag vollziehen und wie dafür die Faktoren »sex«, »sex category« (bzw. »sex class«) und »gender« in ihrer wechselseitigen Beziehung zueinander eingesetzt werden: »Nicht die sozialen Konsequenzen der angeborenen Geschlechtsunterschiede bedürfen also einer Erklärung,

9 Die häufig zitierte Schrift der Autoren West und Zimmerman von 1991 (West/Zimmerman 1991) geht auf die Publikation von 1987 (vgl. West/Zimmerman 1987) zurück. Letztere wurde als Inauguration im ersten Band der Zeitschrift »Gender and Society« veröffentlicht und legte das Programm der Zeitschrift fest. Zum Programm gehört die Abgrenzung gegen den biologischen Determinismus der sex/gender-Unterscheidung der späten 60er und frühen 70er Jahre. Hierin wurde »sex« als statisch und biologisch determiniert betrachtet, während »gender« als sozial konstruiert angesehen wurde (vgl. z. B. Money 1968, 1973; Mead 1968).

sondern vielmehr wie diese Unterschiede als Garanten für unsere sozialen Arrangements geltend gemacht wurden (und werden) und, mehr noch, wie die institutionellen Mechanismen der Gesellschaft sicherstellen konnten, dass uns diese Erklärungen stichhaltig erscheinen« (vgl. Goffman 1994b: 107). Goffman geht von körperlichen Unterschieden zwischen den Geschlechtern aus, misst ihnen aber keine große Bedeutung für die Bewältigung des Alltags bei. Er geht deshalb der Frage nach, warum Gesellschaften diese irrelevanten Unterschiede so bedeutsam werden lassen und die gesellschaftliche Arbeitsteilung darauf aufbaut.

West und Zimmerman beschränken die Analyse von Geschlecht nicht nur auf Interaktionen. Sie fragen dezidiert nach dem Zusammenhang von Interaktionen und Institutionen: »Was ist die Beziehung zwischen der Herstellung vom sozialen Geschlecht auf der Ebene der Interaktion und solchen institutionellen Arrangements wie der gesellschaftlichen Arbeitsteilung?« (vgl. West/Zimmerman 1987: 140). Sie verorten das soziale Geschlecht, also »gender«, auf der Ebene der Interaktion, während die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht, also die »sex category«, vorwiegend auf der Ebene der Institutionen wirksam ist. Die Verbindung zwischen den beiden Ebenen wird zum Abschluss der Schrift von 1987 folgendermaßen auf den Punkt gebracht: »Das soziale Geschlecht ist ein machtvolles ideologisches Mittel, das die Wahlmöglichkeiten und Begrenzungen produziert, reproduziert und legitimiert, die durch die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht fundiert sind« (ibid: 147). Gleichwohl liefern West und Zimmerman kein theoretisches Konzept, das den Zusammenhang von Mikro- und Makrophänomenen erklärt. In Goffmans »Das Arrangement der Geschlechter« (vgl. Goffman 1994b) wird dagegen das Verhältnis von Gesellschaft und Geschlecht theoretisch fundiert und durch die »institutionelle Reflexivität« charakterisiert. Der Begriff steht dafür, dass das soziale Geschlecht so institutionalisiert wird, dass es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche die differente Institutionalisierung begründen. Goffmans Verständnis von »Institutionalisierung« ist breit angelegt und bezeichnet standardisierte und relativ stabile Verhaltensmuster. Sein Institutionenbegriff lässt sich innerhalb der konstruktivistischen Ansätze mit demjenigen von Berger und Luckmann (1996) vergleichen (vgl. z. B. Knorr-Cetina 1989). »Institutionelle Reflexivität« bedeutet deshalb, dass eine glaubwürdige Zuordnung zu einem Geschlecht einerseits durch Habitualisierungen und Typisierungen individuell eingeübt werden muss. Andererseits gelten diese sozial konstruierten Verhaltensmuster dann als objektiver Beleg für die Institution der Geschlechterdifferenz.

Der Begriff »institutionelle Reflexivität« macht deutlich, wie Goffman dem Einfluss von überindividuellen Strukturen auf Interaktionen und umgekehrt den Effekten von Interaktionen für Institutionen Rechnung trägt. Anders als in der Schrift von West und Zimmerman liefert er ein

theoretisches Konzept für den wechselseitigen Austausch zwischen der Ebene der Interaktion und der Ebene der Institution. Das Konzept der institutionellen Reflexivität wird durch die späten Schriften von Goffman wie z.B. die »Interaktionsordnung« (vgl. Goffman 1994a) vervollständigt. Wie weiter oben dargestellt, werden im Spätwerk Mikro- und Makrophänomene als zwei unterschiedliche Ordnungen herausgearbeitet. Sie sind ineinander übersetzbar, aber nicht in einem Verhältnis von eins-zu-eins. Geschlecht stellt neben Klasse, Alter und Ethnizität eine Schnittstelle zwischen den beiden Ordnungen dar, über die sich die Übersetzung oder Übertragung vollzieht. Der im Kapitel 6 verwendete sozialpsychologische Ansatz von Cecilia Ridgeway und Shelley Correll (vgl. z.B. Ridgeway/Correll 2004) ist mit Goffmans Soziologie vergleichbar. Beide Ansätze betrachten die diffusen Statureigenschaften Geschlecht, Ethnizität, Alter und Klasse als Vermittlungsinstanz zwischen Mikro- und Makrostrukturen. Die Geschlechterdifferenz wird zwar situativ in Interaktionen hergestellt. Gleichwohl ist sie überindividuell verankert. Strukturelle Merkmale können »von außen« auf Interaktionen wirken und Interaktionen beeinflussen umgekehrt Sozialstrukturen.<sup>10</sup>

Goffmans Soziologie weicht noch in einer weiteren Hinsicht vom »Doing gender« Ansatz von West und Zimmerman ab: Die Geschlechterdifferenz wird nicht kontinuierlich und nicht in jeder Interaktion hergestellt. Im Gegensatz zu der rhetorischen Frage von West und Zimmerman (1987: 137) »Can we ever not do gender?«, eröffnet die Soziologie Goffmans die Möglichkeit, Geschlechterdifferenz nicht in jeder Interaktion relevant werden zu lassen. Der Autor nennt in der »Interaktionsordnung« (vgl. Goffman 1994a: 73 f.) typische Schnittstellen, so genannte »Schlüsselsituationen«, in denen situative Faktoren unmittelbare Auswirkungen auf soziale Strukturen haben. Schlüsselsituationen sind Situationen, die sich unmittelbar auf das Lebensschicksal der Beteiligten auswirken wie z.B. das Vorstellungsgespräch. Aber auch Freundschaften oder Ehen lassen sich auf Begegnungen zurückführen, die den Charakter von Schlüsselsituationen hatten. Goffman macht deutlich, dass sich in Schlüsselsituationen offene oder versteckte Selektionen von Personen aufgrund ihrer Statureigenschaften wie Geschlecht, Ethnizität, Alter oder Klasse vollziehen können. Das charakteristisch Situationsbedingte an solchen Begegnungen besteht darin, dass »durch eine undurchschaubare Gewichtung der verschiedenen offensichtlichen und situativen Merkmale [der daran Beteiligten] über die situationstranszendenten Lebenschan-

<sup>10</sup> Die Übereinstimmung von Goffmans Interaktionssoziologie mit der Sozialpsychologie wird auch von Arlie R. Hochschild hervorgehoben. Die Soziologin betrachtet Goffmans »Situationismus« als brillante Leistung, die als eine Entwicklung in der Geistesgeschichte der Sozialpsychologie zu verstehen ist (vgl. Hochschild 1979: 556).

cen entschieden wird« (ibid: 75). Geschlecht kann in Schlüsselsituationen zugunsten anderer sozialer Attribute in den Hintergrund treten. In den Fällen haben dann andere Statureigenschaften als Geschlecht eine unmittelbare Auswirkung auf soziale Strukturen.

Die Schriften Goffmans wurden von Stefan Hirschauer (1994) dazu verwendet, die Omnipräsenz von Geschlecht zu hinterfragen. Da Zweigeschlechtlichkeit laut Goffman ein Darstellungsphänomen ist, lässt sich die Geschlechtsunterscheidung in der Interaktion aktivieren oder deaktivieren. Mit Bezug auf Goffman hat der Autor das Konzept des »Undoing gender« entwickelt, das u. a. von Bettina Heintz und Eva Nadai (1998) aufgegriffen wurde. Danach können sich Prozesse des »Doing gender« mit denjenigen des »Undoing gender« abwechseln. Der in Kapitel 6 verwendete sozialpsychologische Ansatz von Cecilia Ridgeway und Shelley Correll betrachtet die Geschlechterdifferenz ebenfalls unter dem Gesichtspunkt des situativen Hervortretens: »Das Hervortreten von Geschlecht in einer Situation variiert wahrscheinlich kontinuierlich von einem nahezu vernachlässigbaren Zustand bis zum zentralen Fokus« (vgl. Ridgeway/Correll 2004: 517). Empirisch belegen sie jedoch, dass die Geschlechterdifferenz in allen Situationen relevant wird, in denen die Beteiligten erstens eine andere Geschlechtszugehörigkeit (»sex category«) haben und in denen zweitens Geschlechtertypisierungen (»gender typed traits and abilities«) kulturell mit den zu untersuchenden Aktivitäten in Verbindung gebracht werden.

Zu den Ansätzen der Geschlechtersoziologie, die von Goffmans Schriften geprägt wurden, gehört die Theorie der Emotionen der Soziologin Arlie R. Hochschild (vgl. Hochschild 1979, 1990). Die Autorin entwirft mit dem »Emotionsmanagement« ein interaktives Konzept für Gefühle. Es wird in Bezug zu Goffmans »impression management« (vgl. Goffman 1959: 208 ff.) entwickelt und weist aber gleichzeitig darüber hinaus. Hochschild stellt fest, dass Goffmans Akteure aktiv äußere Eindrücke, also »impressions« managen, während *innere* Gefühle von dem Management unberührt bleiben (vgl. Hochschild 1979: 557). Der Umgang mit Emotionen bleibt in der Interaktionssoziologie von Goffman eine »black box«. Dies macht Hochschild anhand Goffmans Figur »Preedy« (vgl. Goffman 1959: 6 f.) deutlich. Preedy achtet bei seinen Körperbewegungen am Strand darauf, dass sie einen bestimmten Ausdruck ausstrahlen. Hochschild kritisiert an diesen »signs given off«, dass sie darauf ausgerichtet sind, einen bestimmten Eindruck in der äußeren Umwelt hervorzurufen. Die inneren subjektiven Gefühle von Preedy sind dagegen verschwommen und unklar.

Den beiden Formen von Management entsprechen zwei unterschiedliche Handlungsbegriffe: das »surface acting« und das »deep acting« (vgl. Hochschild 1979: 558). Da Goffman Handlungen als Darbietungsphänomene konzipiert, verbleibt er im Bereich des »surface acting«. Hoch-

schildts Theorie der Emotionen hat stattdessen das Ziel, Handlungen als »deep acting« zu konzeptualisieren. In dieser Perspektive wird die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, »wie Leute versuchen, Gefühle zu haben«, während es in Goffmans Ansatz darum geht, »wie Leute versuchen, den Eindruck zu erwecken, Gefühle zu haben« (ibid: 560). Hochschild's Konzept der Gefühlsarbeit, also »emotion work«, bezieht sich auf den Versuch eines Akteurs, den Grad oder die Qualität eines Gefühls zu verändern.<sup>11</sup> Dies kann erstens auf der kognitiven Ebene geschehen und sich in dem Bemühen darstellen, Ideen oder Gedanken zu verändern, um die damit verbundenen Gefühle hervorzurufen. Zweitens kann sich die Gefühlsarbeit auf die körperliche Ebene beziehen. Dies ist der Fall, wenn versucht wird, körperliche Symptome von Gefühlen zu verändern wie z. B. langsamer zu atmen oder ein Zittern zu unterbinden. Schließlich nennt Hochschild explizit Gesten und Mimik, mit deren Hilfe innere Gefühle gemanagt werden können wie der Versuch zu lächeln oder zu weinen.

Der Goffmansche Einfluss auf die Theorie der Emotionen wird neben den oben genannten Bezügen insbesondere daran deutlich, dass Gefühlsarbeit *situativ* in der Face-to-Face Interaktion zu leisten ist. Es hängt von der je spezifischen sozialen Situation ab, ob eine Emotion als passend oder unpassend empfunden wird. Hochschild führt die Triade aus Gefühl, Situation und Rahmen ein. Sie erklärt auf diese Weise, wie es dazu kommt, dass bestimmte Gefühle als passend oder unpassend empfunden werden. Die so genannten Rahmungsregeln bestimmen die Definition oder Bedeutung von sozialen Situationen. Eine Kündigung kann z. B. als Missbrauch durch den Arbeitgeber gerahmt werden oder als persönliches Scheitern. Jede Rahmung beinhaltet bestimmte Gefühlsregeln, die vorgeben, welche Gefühle angemessen sind.<sup>12</sup> Im Vergleich zu Goffmans Interaktionssoziologie stellen Hochschild's Gefühlsregeln ein Novum dar. Goffman hat sich auf die Regeln des Gebrauchs von Rede beschränkt und die Gefühlsregeln aus Interaktionen ausgeklammert. Hochschild ergänzt sein Werk in dieser Hinsicht. In ihrem Konzept der Gefühlsregeln sieht sie wie Goffman eine überindividuelle Verankerung in Makrostrukturen vor, die bestimmen wer was wann und wie fühlen darf. Auf diese Weise lässt sich erklären, wie Sozialstrukturen qua Gefühlsregeln die Emotionen milieuspezifisch oder geschlechtsspezifisch prägen. Hochschild nennt als Beispiele für den milieu- oder klassenspezifischen Umgang mit Gefühlen die unterschiedlichen Erziehungspraktiken: Mittelschichtskinder werden vorwiegend dafür bestraft, dass sie in einer fal-

11 Die drei Begriffe »emotion management«, »deep acting« und »emotion work« werden als Synonyme verwendet (vgl. Hochschild 1979: 561).

12 Rahmungsregeln und Gefühlsregeln bauen aufeinander auf und beinhalten sich gegenseitig (vgl. Hochschild 1979: 566).

schen Weise fühlen, Dinge im falschen Licht sehen oder eine falsche Intention haben. Bei Arbeiterkindern wird dagegen das falsche Verhalten bestraft (ibid: 571).

In dem Aufsatz von 1979 konzipiert Hochschild die Gefühlsarbeit als den Austausch von Gesten. Sie betont, dass Gesten eine *Funktion* im sozialen Austausch haben und dass sie nicht einfach nur als *Ausdruck* der Persönlichkeit betrachtet werden dürfen (ibid: 568). Sie bezeichnet die Gefühlsarbeit deshalb auch als »innere Gesten des Austausches« (ibid: 569). In »Das gekaufte Herz« (vgl. Hochschild 1990) wird die Theorie der Emotionen erweitert und beschrieben, wie Gefühlsarbeit zum Gegenstand von Kommerzialisierung wird. Sehr anschaulich ist darin Hochschild's Beispiel der Stewardessen, die in ihrer Ausbildung die »richtige« Gefühlsarbeit erlernen müssen und dafür von ihren Ausbildern aufgefordert werden, die Passagiere im Flugzeug wie Gäste im eigenen Wohnzimmer zu bedienen (vgl. Hochschild 1990: 99 ff.). Dies zeigt, dass die Flugbegleiter und Flugbegleiterinnen auf die klassische Hausfrauenrolle zurückgreifen und sich in diese Rolle hinein fühlen sollen, um ihren Beruf adäquat auszuüben. Hier ist »Doing gender« also Bestandteil der Professionsrolle. Das Beispiel zeigt aber auch, wie Gefühlsarbeit zur Ware wird. Im Unterschied zu Goffmans Begriff des Oberflächenhandelns (»surface acting«) wird hier insbesondere das innere Handeln (»deep acting«) kommerzialisiert. Eine Stewardess soll sich *wirklich* als Gastgeberin im eigenen Wohnzimmer fühlen, wenn sie die Passagiere bedient, und nicht nur so tun, als ob sie sich so fühlt.

In der Tradition von Goffman steht außerdem Helga Kotthoff (1993, 1994, 2006). Sie hat eine Kommunikations- und Geschlechtersoziologie entwickelt, die dem ethnomethodologischen »Doing gender« Ansatz verpflichtet sind, ihn jedoch im Goffmanschen Sinn um überindividuelle Strukturen erweitern. In dem Aufsatz von 1993 analysiert sie geschlechtsspezifische Sprechstile in Fernsehdiskussionen. Sprachliche Äußerungen erlangen Autorität durch die sozialen Positionen der Sprecher und Sprecherinnen und damit durch überindividuelle Strukturen. Kotthoff benutzt Goffmans Verständnis von Institutionalisierung, um die Teilhabe an legitimen Ausdrucksmitteln der Autorität und ihre geschlechtsspezifische Habitualisierung als institutionelle Bedingungen von Produktion und Rezeption der Rede zu beschreiben. Sie hat diesen Ansatz in den Folgejahren für die Analyse von Witzen in Interaktionen ausgebaut und gezeigt, dass die Praktiken des Humors vergeschlechtlicht sind (vgl. als Überblick Kotthoff 2006).

In dem Aufsatz von 1994 grenzt Kotthoff sich aus der Perspektive des Sozialkonstruktivismus von Berger/Luckmann (1996) gegen den Begriff der Performanz von Judith Butler ab. Kotthoff (1994: 163 f.) kritisiert, dass dem Performanzbegriff die Dimension einer sich materialisierenden Praxis fehlt. Die von Butler empfohlenen Geschlechterparodien wie

z.B. Seidenstrümpfe und Kleider an Männerkörpern nutzen lediglich die Rahmungsmethoden aus und lassen dabei die herrschende institutionelle Ordnung unangetastet. Kotthoff bezeichnet diese individuellen Verhaltensabweichungen nur dann als wirklich subversiv, wenn sie beanspruchen, in die Institutionen der Männlichkeit integrierbar zu sein. Dies wäre der Fall, wenn »der Herr Professor [Stöckelschuhe] zum Anzug in der Vorlesung trägt« (ibid: 174). Wie Hirschauer (1993: 59) kritisiert sie Butlers top-down-Modell der Gesellschaft, in das Geschlechter-Normen eingeführt werden, deren Konstitution jedoch unklar bleibt. Die strukturelle Auswirkung individueller Verhaltensweisen wird bei Butler dadurch begrifflich fassbar gemacht, dass durch »ständige Wiederholung« der Geschlechter-Normen eine »Sedimentierung leiblicher Stile« erreicht wird (vgl. Butler 1991: 206). Hirschauer beanstandet, dass dem Individuum dabei kaum Handlungsspielräume bleiben. Jede Abweichung von den Normen kann von Butler deshalb als Erschütterung des Systems missdeutet werden.

In der gegenwärtigen Diskussion von Butler weist Hanna Meißner (2010: 36 ff.) allerdings darauf hin, dass die Norm der Geschlechterdifferenz nicht als eigenständiger ontologischer Status konzipiert ist, sondern nur in und durch konkrete performative Praktiken existiert. Durch die Wiederholung der Praktiken werden Geschlechter-Normen im Sinne einer symbolischen Ordnung erzeugt. Die Autorin macht sich dafür stark, Butlers Konzept der Geschlechterdifferenz als eine »soziale Konstruktion« Foucaultscher Prägung zu verstehen.<sup>13</sup> Die symbolische Ordnung ist danach einerseits ein überindividuelles historisches Phänomen, das aber andererseits nur in Form von repetitiven Praktiken wirksam ist. Meißner argumentiert, dass das Verhältnis von Norm und Praxis daher prinzipiell kontingent ist und die Norm in Frage gestellt sowie entidealisiert werden kann. Die Kritiken von Kotthoff und Hirschauer werden entkräftet, weil sich erstens die performativen Praktiken durch Wiederholung »materialisieren« und dadurch Institutionen prinzipiell verändern können. Zweitens bestehen die Geschlechter-Normen nicht als externe Gesetzmäßigkeit, unabhängig von den performativen Praktiken, sondern sie müssen beständig durch sie hergestellt werden.

Aus der Perspektive der hier vorliegenden Arbeit bleibt jedoch zu kritisieren, dass Butler performative Praktiken auf sprachliche Äußerungen reduziert und visuelle Verhaltensäußerungen als eigenständige Handlungen ausklammert. Die von ihr konzipierte Geschlechtsidentität ist eine »Bezeichnungspraxis« (vgl. Butler 1991: 212). Sie bezieht den Begriff der Performanz auf Derridas Rezeption der Sprechakttheorie von Sear-

13 Die »soziale Konstruktion« Foucaultscher Prägung stellt omnipräsente Machtprozesse in den Mittelpunkt und ist vom Sozialkonstruktivismus von Berger und Luckmann (1996) zu unterscheiden.

le und Austin (vgl. z.B. Derrida 1977: 53 ff.; Wachter 2001: 74 ff.). Die Geschlechter-Normen stellen eine abstrakte linguistische Struktur dar, die das kulturell Mögliche nur in Form von Sprache ausdrücken können. Visuelle Verhaltensäußerungen werden nicht als eigenständige Handlungen betrachtet und können damit nicht Gegenstand von Sozialität sein. Butler konzipiert die Sedimentierung leiblicher Stile oder allgemeiner die Sedimentierung von Praktiken durch den Bezug zu Derrida und der Sprechakttheorie nur über die *sprachliche* Wiederholung. Performative Äußerungen zeichnen sich bei Derrida durch ihre »itierbare« Struktur aus. Im Gegensatz zu Austins Glückungsbedingungen glücken Derridas Sprechakte, weil sie als Zitate bzw. Wiederholungen das Bezeichnete hervorbringen. Sprache ist durch ihre allgemeine Zitierhaftigkeit oder Iterabilität gekennzeichnet. Butler übernimmt Derridas Lesart von Performativität, indem Geschlechter-Normen durch eine Praxis des Zitierens beständig neu hergestellt werden und sie ihre Wirkmächtigkeit dadurch erst entfalten können.

Auch die Widerständigkeit, also die Abweichung von Normen wird ausschließlich über die Wiederholung sprachlicher Elemente begrifflich fassbar gemacht, weil darin die Möglichkeit ihrer Verschiebung impliziert ist. In »Hass spricht. Zur Politik des Performativen« (vgl. Butler 1998) geht Butler auf Beleidigungen und ihre selbstaffirmative Umwertung ein. Beleidigende Äußerungen stehen zunächst nicht für sich allein, sondern sie *zitieren* vergangene Beleidigungen. Sie sind im Rahmen einer sexistischen und rassistischen Redetradition zu betrachten, in die sie sich einfügen und die sie durch Wiederholung aktualisieren. Die Widerständigkeit besteht dann darin, die Bedeutung von Schimpfwörtern wie z.B. »queer« durch Wiederholung zu verschieben und positiv umzuwerten. Butlers Konzept von Performativität klammert damit Gesten und Mimik als eigenständige Handlungen aus der sozialen Realität aus. Es lässt unberücksichtigt, dass sowohl Verletzungen als auch widerständige Handlungen in Form von visuellen Verhaltensäußerungen auftreten.

Juliane Rebentisch (1998) weist darauf hin, dass Butler die Grenzen von Derridas Konzept erkannt hat, weil sie in »Hass spricht« kritisiert, dass es der *sozialen* Prägung von Bedeutungen nicht gerecht wird. Gerade bei umkämpften politischen Begriffen wie »queer« ist problematisch, dass sich ihr sozialer Sinn nicht aus dem Kontext und der sozialen Position der Sprecherin erschließen lässt. Durch das Phänomen der Iterabilität ist jede Wiederholung prinzipiell offen für eine neue Bedeutung. Rebentisch beanstandet, dass Butler daraus nicht die Konsequenzen gezogen und sich aus einer sprachpragmatischen Perspektive mit dem *Gebrauch* von Sprache auseinandergesetzt hat. Die Bedeutung von Wörtern wird durch den Bezug zu Derrida durch jede einzelne Zeichenverwendung neu bestimmt, ohne eine intersubjektiv geteilte Praxis von Zeichenverwendung zu berücksichtigen. Rebentisch fordert ein, den Begriff der

Wiederholung durch den des *Gebrauchs* von Sprache zu ersetzen. Auf diese Weise würde die gesamte Äußerungssituation für die Bedeutung von Zeichen relevant wie z. B. der soziale Status der Sprecherin. Reben-tisch schlägt damit eine Brücke zwischen dem monologischen Ansatz von Performativität bei Butler und dem interaktiven Ansatz von Perfor-manz, wie er z. B. von Goffman vertreten wird. Außerdem eröffnet eine Analyse des Gebrauchs von Rede die Möglichkeit, das Zusammenspiel von Sprache und Visualität zu berücksichtigen. Die Verwendungswei-sen von Sprache schließen visuelle Merkmale ihrer Verwendung mit ein. Gesten und Mimik können dann prinzipiell als widerständige Handlun-gen konzeptualisiert werden.

In Abgrenzung gegen monologische Ansätze wie die Sprechaktthe-orie hat Goffman die interaktiven Aspekte von Sprache und Visualität herausgearbeitet. Er benutzt wie Butler den Begriff »performance«. Bei ihm bezieht sich diese so genannte Darbietung aber auf das *Sprecher-eignis* im Gegensatz zum *Sprechakt* der Sprechakttheorie. Das Sprechereignis wurde von den Anthropologen Dell Hymes und John Gumperz im Rahmen der »Ethnography of Communication« entwickelt (vgl. Hymes 1972; Blom/Gumperz 1972; Gumperz/Hymes 1972). Sie haben es als die Basiseinheit für die verbale Interaktion eingeführt: »Das Sprechereignis ist für die Analyse der verbalen Interaktion das, was der Satz für die Grammatik ist« (vgl. Gumperz 1972: 16 f.). Das Sprechereignis be-schränkt sich auf diejenigen Aktivitäten oder Aspekte von Aktivitäten, die den Regeln des Gebrauchs von Rede unmittelbar gehorchen. Hymes nennt ein Gespräch auf einer Party als Beispiel für das Sprechereignis, während der Witz in einem Gespräch einen Sprechakt darstellt (vgl. Hymes 1972: 56). Der Sprechakt ist also die kleinste Einheit. Gleichwohl stellt das Sprechereignis die Basiseinheit für die verbale Interaktion dar, weil hier der Kontext mit einbezogen ist und von ihm die Regeln des Ge-brauchs von Rede letztendlich abhängen.<sup>14</sup> Goffman zeigt z. B. in dem Aufsatz »Reaktionsrufe« (vgl. Goffman 2005c), dass vermeintliche Ver-letzungen von Interaktionsregeln gerade als Erfüllung von rituellen An-forderungen bestimmt werden können. Er benutzt also den Terminus Sprechereignis für die Regelhaftigkeit von Rede, geht aber auch über ihn hinaus, wenn sich Interaktionen als kreativer und dynamischer erweisen als statische Beschreibungsmodelle.

<sup>14</sup> Es mag zwar Regeln für den Gebrauch eines Witzes an sich geben, aber die Regeln können anders aussehen je nachdem, ob der Witz auf einer Party oder in einer Vorlesung gemacht wird. Hymes hebt darauf ab, dass die Regeln der Rede die Art und Weise bezeichnen, in der Sprecher bestimmte Modi der Rede, Themen oder Formen von Nachrichten mit bestimmten Settings und Aktivitäten in Zusammenhang bringen (vgl. Hymes 1972: 36).

In dem Aufsatz »Redestatus« (vgl. Goffman 2005b), der Bestandteil von »Forms of Talk« (vgl. Goffman 1981a) ist und der damit dem Spät-werk angehört, bezieht sich Goffman vor allen Dingen auf Gumperz (vgl. z. B. Blom/Gumperz 1972) und fokussiert mit seiner Hilfe auf die Merk-male von Redestatuswechseln. Er beginnt und beendet den Aufsatz mit einem Beispiel zu Sexismus und Macht, das dem »The Evening Bulle-tin«, Philadelphia 1973 entnommen ist. Diesem Bericht zufolge hat sich Präsident Nixon nach einer offiziellen Zeremonie der Unterzeichnung im Oval Office aus seinem Stuhl erhoben und sich zu einer anwesen-ten Journalistin gewandt mit den Worten: »Helen, tragen Sie noch im-mer Hosen? Bevorzugen Sie sie tatsächlich? Immer wenn ich Frauen in Hosen sehe, denke ich an China« (vgl. Goffman 2005b: 37 f.). In dem folgenden Redewechsel wurde die Journalistin Helen Thomas von dem Präsidenten aufgefordert sich herumzudrehen, um zu sehen, ob sich bei ihr die Hosen gut machen. Während der anwesende Justizminister, der Leiter des FBI und weitere hochrangige Beamte lächelten, drehte sich die Journalistin in einer Pirouette um die eigene Achse. Das Gespräch ende-te mit der Frage des Präsidenten, was ihr Ehemann davon halte, dass sie Hosen trage und ob sie weniger kosteten. Nachdem die Journalistin ge-antwortet hatte, dass es ihrem Mann nichts ausmacht und dass die Ho-sen nicht weniger kosteten als Kleider, wurde sie vom Präsidenten mit ei-nem breiten Grinsen aufgefordert, sich umzuziehen. Daraufhin brachen die Anwesenden in Lachen aus.

Goffman benutzt dieses Beispiel, um zu zeigen, dass hier ein Redesta-tuswechsel vorliegt. Das offizielle Unterzeichnungsritual wird beendet, indem der Präsident eine neue Adressatin für die nun einsetzende »unse-riöse« Handlung auswählt. Goffman macht deutlich, dass der Redesta-tuswechsel »eine Veränderung der Orientierung auf uns selbst wie auch auf die anwesenden anderen zur Folge« hat und in der Art zum Aus-druck kommt, »wie wir eine Äußerung erzeugen oder rezipieren« (vgl. Goffman 2005b: 42). Goffman distanziert sich in dem Aufsatz von dem herkömmlichen Zwei-Personen-Arrangement von »Sprecher« und »Hö-erer«, das auch Hymes in der Schrift zum Sprechereignis kritisiert (vgl. Hymes 1972: 58). Der Hörer ist nicht nur als Rezipient für die Worte zu konzipieren, die ein Sprecher an ihn richtet. »Um die verschiedenen Ar-ten von Hörern erfassen zu können, so meine These, muss man die Vor-stellung einer gesprächsartigen Begegnung zugunsten der einer sozialen Situation aufgeben, in der die Begegnung erfolgt. Zusätzlich muss man einsehen, dass Worte nicht nur Teil eines Gesprächs, sondern auch Teil-e von Bühnenergebnissen sein können, bei dem andere Handlungen als Reden im Mittelpunkt stehen [...]« (vgl. Goffman 2005b: 54 f.). Wie in dem Beispiel des Präsidenten Nixon spielt die gesamte soziale Situati-on eine Rolle und damit alle in ihr anwesenden Personen wie der Justiz-minister oder der Leiter des FBI. Jenseits eines Sprecher-Hörer-Modells

stellen sie die Zuschauer eines Bühnenerignisses dar, was in dem Umstand deutlich wird, dass sie während der Pirouette der Journalistin lächeln und zum Schluss sogar in Lachen ausbrechen. Wie weiter oben bereits erwähnt, bezieht sich Goffman auf den Begriff Sprechereignis und erweitert ihn bei Bedarf. Dies ist der Fall für das Bühnenerignis, das er explizit gegen das Sprechereignis von Hymes abgrenzt (vgl. Goffman 2005b: 54). Goffman ist der Ansicht, dass es viele soziale Arrangements gibt, deren Teilnehmerrahmen von den Gesprächsteilnehmern des Sprechereignisses abweichen kann.

Der Redestatuswechsel in dem Bericht des »The Evening Bulletin« verweist einerseits auf die Macht des Präsidenten, eine Frau aus ihrer Berufsrolle in eine häusliche und sexuelle zu zwingen. Andererseits geht es dem Präsidenten mit dem Redestatuswechsel nicht einfach darum, ein Rahmungszeichen zu benutzen wie etwa als Hinweis darauf, dass ein wesentlicher Teil der Zeremonie vorbei ist. Er setzt ihn stattdessen als Beleg dafür ein, dass »er ein witziger Mensch ist, der immer eine menschliche Note hereinbringen kann« (vgl. Goffman 2005b: 72). Goffman hat den Redestatuswechsel mit Bezug zum »Code-Switching« von Blom und Gumperz (1972) entwickelt. In dem Beispiel der letztgenannten Autoren wird der Wechsel von einem Dialekt zum anderen beschrieben. Das Code-Switching wurde hier durch das Hinzutreten von Außenseitern, also der Forscher zu einer Gruppe Einheimischer ausgelöst. Blom und Gumperz belegen, dass der Dialektwechsel von einer Veränderung in den visuellen Verhaltensäußerungen begleitet ist. In dem beschriebenen Beispiel nehmen die Einheimischen die Hände aus den Hosentaschen und ihre Blicke verändern sich. In Goffmans Beispiel des Präsidenten Nixon wird der Redestatuswechsel auch durch eine visuelle Verhaltensäußerung angezeigt. Der Präsident leitet ihn ein, indem er sich aus dem Stuhl *erhebt*. Das Code-Switching stellt ein Element im Konzept des Sprechereignisses dar. Ziel dieses Ansatzes ist es, die Form und Dynamik kommunikativer Ereignisse systematisch zu beschreiben unter Berücksichtigung von Merkmalen des Kontexts wie dem Status der Teilnehmer (z. B. Außenseiter oder Einheimische) oder den Situationsgrenzen (z. B. der Übergang vom Unterzeichnungsritual zur »unseriösen« Handlung).

## 2.4 Zusammenfassung

In dem vorliegenden Kapitel war das Zusammenspiel von Sprache und Visualität in Interaktionen Gegenstand der Betrachtung. Erst in Kapitel 3 wird Visualität getrennt von Sprache betrachtet, weil es dann um Videoanalysen und die theoretischen Vorannahmen geht, die zu ihrer Durchführung notwendig sind. Das Kapitel 2 hat sich dagegen der Per-

formanz von Interaktionen gewidmet, wie sie in Alltagssituationen ohne technische Reproduktionsmittel auftreten. Es wurde gezeigt, dass das Gesprochene in engem Zusammenspiel mit Gehörtem, Gesehenem, Geruchtem, Getastetem und Geschmecktem steht. Es reichte deshalb nicht aus, die Konstitution von sozialer Realität nur über Sprache zu konzipieren. Die Performanz von Interaktionen rekurrierte auf alle fünf Sinne. Vor diesem Hintergrund wurden zunächst die theoretischen Ansätze dargestellt, die zum Verständnis der einzelnen Sinne nötig sind. Es stellte sich heraus, dass das Sehen und Hören Abstraktionsleistungen sind und deshalb den gleichen Status wie die Sprache beanspruchen dürfen. Während sich Körperbewegungen nicht auf die Sprache reduzieren ließen, konnten sie über Visualität erfasst sowie abstrahiert und damit wissenschaftlich zugänglich gemacht werden. Es wurden die interpretativen sowie performativen Praktiken dargestellt, die zur Erstellung und Nutzung von zweidimensionalen Bildern und von dreidimensionalen wissenschaftlichen Modellen herangezogen werden. Die performativen Praktiken bestanden aus Gestik und Mimik und nutzten sowohl den Seh- als auch den Tastsinn. Die Performanz des Riechens und Schmeckens unterschied sich deutlich vom Sehen, weil die ersten Wahrnehmungsvorgänge Praktiken umfassen, deren Vollzug nicht beobachtet werden kann. Geruch und Geschmack entfalteten sich im Laufe einer Performanz, die nur dem Subjekt selbst vollständig zugänglich ist.

In einem weiteren Schritt wurde Erving Goffmans Interaktionssoziologie vorgestellt. Hier war auch der Begriff der Performanz zentral, weil Goffmans Grundeinheit der Interaktion die »soziale Situation« ist. Sie umfasste alle anwesenden Akteure und die durch sie getätigten sprachlichen und visuellen Äußerungen. Goffmans Performanzbegriff baute auf dem Sprechereignis der Anthropologen Hymes und Gumperz auf und wurde in klarer Abgrenzung gegen die Sprechakttheorie entwickelt. Das Sprechereignis beinhaltete diejenigen Aktivitäten, die den Regeln des Gebrauchs von Rede unmittelbar gehorchen. Es beruhte damit auf der Annahme einer intersubjektiv geteilten Praxis der Zeichengebung. Im Gegensatz dazu rekurrierte der Performanzbegriff von Judith Butler auf Derrida und seine Rezeption der Sprechakttheorie. Performative Äußerungen zeichneten sich deshalb durch das Phänomen der Iterabilität oder der Zitierhaftigkeit aus. Die Geschlechter-Normen wurden ausschließlich durch eine Praxis des Zitierens, also durch *sprachliche* Wiederholungen reproduziert. Dieses Konzept der Performanz ließ visuelle Verhaltensäußerungen unberücksichtigt. Außerdem beruhte es nicht auf der Annahme einer intersubjektiv geteilten Praxis der Zeichengebung. Stattdessen war die Bedeutung von Zeichen durch das Phänomen der Iterabilität bei jeder Wiederholung prinzipiell offen für eine neue Bedeutung. Auf diese Weise war es bei Butler möglich, beleidigende Äußerungen positiv umzuwerten. Durch sprachliche Wiederholungen konnten Schimpf-

wörter wie »queer« selbstaffirmativ umgedeutet werden. Butlers Begriff der Performativität klammerte damit Gesten und Mimik als eigenständige Handlungen aus der sozialen Realität aus. Es ließ unberücksichtigt, dass sowohl Verletzungen als auch widerständige Handlungen in Form von visuellen Verhaltensäußerungen auftreten. Das kulturell Mögliche war bei Butler nur durch Sprache fassbar.

Im Vergleich zu Butler berücksichtigte Goffmans Begriff der »performance« sprachliche und visuelle Äußerungen als gleichberechtigte Beiträge. Goffman ging davon aus, dass Satz und Kontext der Rede mit gleichem Gewicht miteinander in Wechselwirkung stehen. Mit dem Kontext der Rede wurde der gesamte beobachtbare Handlungsablauf der Interaktionspartner relevant wie ihre Gestik und Mimik. Wie der Anthropologe Hymes hat Goffman das Konzept des Sprechereignisses dazu genutzt, das herkömmliche Zwei-Personen-Modell von »Sprecher« und »Hörer« zu kritisieren. Der Hörer war nicht nur Rezipient der Worte, die ein Sprecher an ihn richtet. Das Sprechereignis ging stattdessen über die gesprächsartige Begegnung zweier Personen hinaus, weil sie auf alle Teilnehmer und alle Aktivitäten fokussiert, die für die Regeln des Gebrauchs von Rede relevant sind. In dem Aufsatz »Redestatus« (vgl. Goffman 2005b) erweiterte Goffman außerdem den Begriff des Sprechereignisses durch das »Bühnereignis«. Anhand eines Beispiels aus der Tagespresse von 1973 machte er deutlich, dass die Teilnehmer der sozialen Situation als Zuschauer fungierten wie bei einem Bühnereignis. Präsident Nixon vollzog in dem beschriebenen Zeitungsartikel einen Redestatuswechsel, indem er durch sprachliche sowie visuelle Äußerungen seine Orientierung auf sich selbst und die anderen Anwesenden änderte. Mit dem Redestatuswechsel wurde die offizielle Zeremonie beendet und durch einen sexistischen Witz abgelöst. Nixons Ziel war es dabei, sich in Gegenwart einer Reihe von hochrangigen Teilnehmern als einen witzigen Menschen darzustellen, der immer eine menschliche Note hereinbringen kann. Goffman hat sich zur Beschreibung dieser sozialen Situation auf das Code-Switching des Anthropologen Gumperz bezogen und damit auf das Sprechereignis. Gleichwohl kritisierte er das Sprechereignis und erweiterte es um das Bühnereignis, um hervorzuheben, dass Nixon den Anwesenden die Rolle von Zuschauern attribuierte. Beim Code-Switching von Gumperz wurde ursprünglich ein Dialektwechsel ausgelöst, als der Forscher zu einer Gruppe Einheimischer hinzutrat. In Goffmans Beispiel wurden die Anwesenden dagegen explizit auf den Status von Zuschauern in einem Bühnereignis erhoben. Dies macht insgesamt deutlich, dass sich Goffmans Begriff der Performanz an konkreten Interaktionen im Vollzug orientiert und dass er über statische Beschreibungsmodelle hinausgeht, sobald sie sich als dynamischer als sie erweisen.

### 3. Ikonologie und Habitus

Die Videoanalysen, die dem interpretativen Paradigma von Alfred Schütz folgen, haben eine lange Tradition und reichen bis in die 70er Jahre zurück (vgl. Luckmann/Gross 1977). Sie kennzeichnen sich zum einen dadurch, dass sie den Common Sense methodisch kontrolliert einsetzen und zu dem Zweck die Perspektive des wissenschaftlichen Beobachters von derjenigen des Alltagsbeobachters trennen. Thomas Luckmann (1981: 220) bezeichnet die »theoretische Distanz« als Voraussetzung dafür, den Common Sense für wissenschaftliche Erklärungen zu benutzen. Zum anderen wird die Analyse der videographierten Sequenzen getrennt für die nonverbale Interaktion, dem transkribierten Gespräch und der Interaktion mit Ton vorgenommen. Diese Trennung wird gegenwärtig auch als Multimodalität bezeichnet (vgl. z. B. Mondada 2006a). Das vorliegende Kapitel widmet sich diesen beiden grundlegenden Eigenschaften der hermeneutischen Videoanalyse, indem sie die Kritik an ihnen aufgreift und Vorschläge zu Überarbeitung und Feinabstimmung unterbreitet. Zu diesen Kritikpunkten zählt *erstens* Ralf Bohnsacks Einwand, dass in der hermeneutischen Analyseinstellung unklar bleibt, wie sich genau die wissenschaftliche Perspektive von derjenigen des Alltagsbeobachters unterscheidet (vgl. Bohnsack 2006). Außerdem hat er vorgeführt, dass im interpretativen Paradigma der Hermeneutik die Deutungsinteressen und Standortgebundenheit des wissenschaftlichen Beobachters unberücksichtigt gelassen werden. Dieser Kritik wird hier Rechnung getragen, indem mit Bezug auf die Ethnomethodologie von Harold Garfinkel (1967: 272 f.) ein Wechsel der Analyseinstellung vorgenommen wird. In der hier präsentierten Überarbeitung der hermeneutischen Videoanalyse wird nicht nach dem *Was* der Common Sense Konstruktionen der Akteure gefragt, sondern nach dem *Wie* ihrer Herstellungsmechanismen. Bei der Orientierung auf das *Was* würde ausschließlich eine Inhaltsanalyse von Bildern gemacht werden. Diese Analyseinstellung wäre vergleichbar mit dem Alltagsbeobachter, der die Objektwelt nicht anzweifelt. Im Anschluss an die Ethnomethodologie hinterfragt stattdessen der wissenschaftliche Beobachter die Phänomene und analysiert, *wie* sie als gesellschaftliche konstituiert werden.

Die ethnomethodologische Analyseinstellung wird in der vorliegenden Arbeit mit dem Dreistufenmodell von Erwin Panofsky (1975; 1964b) umgesetzt. Der Kunstwissenschaftler Panofsky unterscheidet die vorikonographische, ikonographische und ikonologische Deutung von Bildern. Durch die hier vorgestellte gegenseitige Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Interpretation kann das *Wie*, also die Frage nach der handlungspraktischen Herstellung von Realität be-

antwortet werden. Der Gegenstandsbereich der Analyse bleibt nicht auf die Common Sense Konstruktionen der Akteure beschränkt, also auf diejenigen theoretischen Sichtweisen, die die Akteure über die Praxis ihrer alltäglichen Handlungen entwickeln. Stattdessen wird durch die gegenseitige Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene der Frage nachgegangen, wie das alltägliche Handeln selbst in seinem Herstellungsprozess in adäquater Weise aus der Perspektive des wissenschaftlichen Beobachters zu rekonstruieren ist.

Mit der genannten Validierung wird die dritte Ebene der Auslegung erreicht, die in der Terminologie von Panofsky der *Ikonologie* entspricht. In dieser letzten Ebene offenbart sich der von Panofsky im Anschluss an Karl Mannheim bezeichnete »Dokumentsinn« (vgl. Panofsky 1964b: 93). Die Ikonologie Panofskys gleicht der dokumentarischen Methode der Interpretation Mannheims, weil beide einen methodisch kontrollierten Zugang zu den handlungsleitenden Wissensbeständen ermöglichen.<sup>15</sup> Dabei handelt es sich um diejenigen Wissensbestände, die aufgedeckt werden, wenn nach dem *Wie* der Herstellungsmechanismen von Realität gefragt wird. Der Dokumentsinn oder ikonologische Sinngehalt »werden erfasst, indem man jene Prinzipien ermittelt, die die Grundeinstellung einer Nation, einer Epoche, einer Klasse, einer religiösen oder philosophischen Einstellung enthüllen« (vgl. Panofsky 1975: 40). Dieser ikonologische Sinngehalt wurde von Panofsky (1989) auch als »Habitus« aufgefasst und von Pierre Bourdieu aufgenommen und weiterentwickelt.<sup>16</sup>

Durch Bezug zum Dreistufenmodell von Panofsky wird *zweitens* dem Desiderat von Jürgen Raab (2008: 93) Rechnung getragen. Er schlägt mit der »Distanznahme durch Einlassung« eine Neuadaption Bourdieus an Panofsky vor, um darüber Bourdieus Soziologie für die Hermeneutik fruchtbar zu machen. Da gemäß Bourdieu u. a. (1991) zu große Nähe oder zu große Ferne wissenschaftliches Erkennen behindert, ermöglicht die gegenseitige Validierung von vorikonographischer und ikonographi-

<sup>15</sup> Erwin Panofsky und Karl Mannheim haben im Verlauf der 1920er Jahre die Grundzüge ihrer Theorien entwickelt und dabei wechselseitig voneinander Kenntnis genommen (vgl. Hart 1993: 534). In der vorliegenden Arbeit ist insbesondere die Publikation Mannheims »Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation« (vgl. Mannheim 1964) von Interesse. Dieser erstmals 1921 im »Jahrbuch für Kunstgeschichte« erschienene Aufsatz verweist auf die kunsthistorischen Schriften Panofskys.

<sup>16</sup> Eine frühe Formulierung des Habitus entstand in der Auseinandersetzung mit dem Dreistufenmodell Panofskys. Es gab Bourdieu den Anlass, in dem Aufsatz »Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis« (vgl. Bourdieu 1970a), der 1967 als Nachwort zu Panofskys Buch »Architecture Gothique et Pensée Scholastique« erschien, die methodologischen Grundlagen für den Habitus zu legen.

scher Ebene die geforderte Distanznahme auf der ikonologischen Ebene. Die analytische Trennung der vorikonographischen von der ikonographischen Ebene macht deutlich, wie vorsprachliche Bedeutungen und institutionalisierte Wissensbestände ineinander greifen, um Handlungsstile hervorzubringen. Die Validierung der beiden Ebenen wird im Sinne der Multimodalität im Rahmen der nonverbalen Interaktion vorgenommen. Gesten können damit in Bezug auf ihren vorsprachlichen Gehalt einerseits und in Bezug auf das mit ihnen verbundene narrativ-theoretische Wissen andererseits analysiert werden.

In einem ersten Schritt steht die Ikonologie Panofskys mit ihrem zugrundeliegenden Dreistufenmodell im Fokus der Darstellung. In einem zweiten Schritt werden Autoren unterschiedlicher Disziplinen herangezogen, die die Wesensverschiedenheit von Bild und Sprache charakterisieren. Dabei wird auf das Dreistufenmodell von Panofsky Bezug genommen und vorgeführt, in welcher unterschiedlichen Weise die drei Auslegungsstufen Bildlichkeit ausdrücken. Schließlich werden die Querverbindungen der Ikonologie Panofskys mit den Werken Mannheims und Bourdieus dargestellt.

### 3.1 Ikonologie Panofskys

In der Schrift von 1955 charakterisiert Erwin Panofsky (1975) sein Dreistufenmodell der Interpretation von Kunstwerken. Sie stellt die Überarbeitung des Aufsatzes von 1932 dar, den Panofsky (1964b) zunächst in *Logos* veröffentlichte, bevor er 1939 in englischer Sprache als Einleitung zu seinem Buch »Studies of Iconology« erschien (vgl. Hart 1993). In diesen beiden Aufsätzen stellt er sein hierarchisches und zirkelhaftes Dreistufenmodell vor. Panofsky betont, dass »sich diejenigen Vorgänge, die unsere Analyse als scheinbar getrennte Bewegungen in drei getrennte Sinnschichten und gleichsam als Grenzkämpfe zwischen subjektiver Gewaltanwendung und objektiver Geschichtlichkeit darstellen musste, in praxi zu einem völlig einheitlichen und in Spannung und Lösung organisch sich entfaltenden Gesamtgeschehnis verweben, das eben nur ex post und theoretisch in Einzelemente und Sonderaktionen auflösbar ist« (vgl. Panofsky 1964b: 95). Das zirkelhafte Oszillieren zwischen den Einzelementen und der Sinnstruktur des Gesamtkontextes stellt eine der Ausprägungen des hermeneutischen Zirkels im Sinne von Dilthey (1990: 330) dar. Panofsky war wie Mannheim ein Anhänger der hermeneutischen Methode, die insgesamt das 19. Jahrhundert in Deutschland geprägt hat (vgl. Hart 1993: 547 f.).

Panofsky beschreibt die vorikonographische Ebene von Deutung als diejenige Sinnenebene, in der künstlerische Motive wie Linien, Farben

und Volumen gedeutet und mit Gestalt sowie Verhalten von menschlichen Wesen, Tieren oder Pflanzen identifiziert werden. Sie ist die erste und »unterste« Sinnebene des Dreistufenmodells, weil sie Bestandteil der praktischen Erfahrung ist. Bei Karl Mannheim entspricht diese Ebene dem atheoretischen Wissensbestand. Es handelt sich hierbei um das vorbewusste Wissen, das in der vorliegenden Arbeit gegen das theoretische Wissen abgegrenzt wird. Letzteres beinhaltet institutionalisierte Wissensbestände, die z.B. über Geschichten oder Anekdoten vermittelt werden. Panofsky führt hierfür die ikonographische Ebene ein, in der die künstlerischen Motive mit Themen und Konzepten (aus z.B. Geschichten und Anekdoten) verbunden werden. Diese zweite Sinnebene des theoretischen Wissens umfasst die Common Sense Konstruktionen des Alltagsbeobachters.

Der ikonologischen Ebene entsprechen schließlich jene Prinzipien, die die künstlerischen Motive hervorbringen wie z.B. die Grundeinstellung einer Nation, Epoche oder Klasse. Panofsky (1975: 41) hebt hervor, dass die ikonologische Interpretation auch jene Bedeutungen einschließt, die »dem Künstler selber häufig unbekannt sind und die sogar entschieden von dem abweichen können, was er bewusst auszudrücken suchte«. Die ikonologische Interpretation deckt demnach die Herstellungsmechanismen von Realität auf, die für den Künstler unbewusst sein können. Hier lässt sich bereits eine Parallele zu Bourdieus Habitus herstellen, der – wie später ausgeführt wird – ebenfalls im Unbewussten wirkt. Panofsky bezeichnet die Ikonographie als »deskriptiv«, als eine »Beschreibung und Klassifizierung« (ibid) von Bildern. Sie stellt also den Inhalt, das *Was* von Bildern dar. Demgegenüber ist es Ziel der Ikonologie, das *Wie* von Bildern, also die ihnen zugrundeliegenden Prinzipien zu entschlüsseln.

Panofsky führt für die drei subjektiven Sinnebenen drei objektive Korrektive ein: die Gestaltungsgeschichte für den Phänomensinn, die Typengeschichte für den Bedeutungssinn und schließlich die allgemeine Geistesgeschichte für den Dokumentsinn. Der Phänomensinn eines Kunstwerks kann in einigen Fällen nur aufgedeckt werden, wenn der Betrachter seine Gestaltungsgeschichte kennt. Als Beispiel wählt Panofsky in der Schrift von 1932 die Auferstehung von Christus in einem Kunstwerk von Grünewald. Auf der vorikonographischen Ebene würde man einen »schwebenden« Mann auf dem Bild beschreiben, weil es sich um eine perspektivische Darstellung handelt und dieses Wissen beim Betrachter vorausgesetzt wird. Wenn es sich nicht um eine perspektivische Darstellung handelte, wie z.B. die von Panofsky beschriebene »Geburt Christi«, einem um die Jahrtausendwende entstandenem Kunstwerk aus dem Evangelium Ottos III., dann würden alle dargestellten Personen nur vermeintlich schweben. Durch die fehlende Perspektive in der »Geburt Christi« schweben scheinbar alle auf der Erde stehenden Personen. Die Gestaltungsgeschichte eines Kunstwerks muss also bekannt sein, um den

Mann auf dem Grünewaldbild als tatsächlich schwebend einzuordnen. Auf der ikonographischen Ebene verhilft die Typengeschichte dem Beobachter anschließend dazu, den beschriebenen schwebenden Mann als auferstandenen Christus zu identifizieren. Die Gestaltungsgeschichte, die Typengeschichte und die allgemeine Geistesgeschichte sind Bestandteil eines bildungsabhängigen Vorwissens. Die Gestaltungsgeschichte ist ein Sonderfall, weil sie im Bereich der praktischen Erfahrung verbleibt und damit vorbewusst ist. Panofsky präzisiert diesen Umstand in dem überarbeiteten Aufsatz von 1955: »Natürlich ist es möglich, dass in einem bestimmten Fall das Spektrum unserer persönlichen Erfahrung nicht umfassend genug ist, so etwa, wenn wir uns der Darstellung eines veralteten oder unvertrauten Werkzeugs oder der Darstellung einer Pflanze oder eines Tieres gegenüber sehen, die uns nicht bekannt sind. In solchen Fällen müssen wir das Spektrum unserer praktischen Erfahrung dadurch erweitern, dass wir ein Buch oder einen Fachmann befragen; doch wir verlassen nicht den Bereich praktischer Erfahrung...« (vgl. Panofsky 1975: 43).

Max Imdahl (1996: 89) kritisiert an Panofsky, dass seine Interpretation »nichts anderes [ist] als die Veranlassung eines wiedererkennenden, Gegenstände identifizierenden Sehens«. Imdahl stellt das *wiedererkennende Sehen* dem *sehenden Sehen* gegenüber, welches nicht an einzelnen Gegenständen orientiert ist und sie nicht über bildungsabhängiges Vorwissen identifiziert. Stattdessen ist das sehende Sehen auf die Gesamtkomposition und Linienführung des Bildes gerichtet. Aus dieser Kritik heraus hat Imdahl seine Ikonik entwickelt, die zusammen mit Ikonographie und Ikonologie das Dreistufenmodell von Panofsky erweitern soll. In dem neuen Modell stellt er die Analyse der formalen Konstruktionselemente an den Anfang der Interpretation eines Kunstwerks. In diesem ersten Schritt werden damit *keine* Vorkenntnisse wie z. B. die Gestaltungs- oder Typengeschichte vorausgesetzt. Diese Kritik Imdahls an Panofsky greift nicht für die hier vorgestellte hermeneutische Videoanalyse. Zum einen wird sich zeigen, wenn es um den Analyseschritt der nonverbalen Interaktion geht, dass zu Beginn ausführlich das Videostandbild ausgewertet wird (vgl. Kapitel 5.5.1). Dabei tragen die Interpreten der Gesamtgestalt des Bildes Rechnung wie z.B. der Stellung einzelner Personen oder Gegenstände sowohl zueinander als auch im Verhältnis zum Bildganzen. Zum anderen wird deutlich, dass auf der vorikonographischen Ebene der Interpretation der nonverbalen Interaktion der Kontext eingeklammert wird. Auf diese Weise werden basale Formen von Mimik und Gestik in den Videosegmenten wahrgenommen, ohne dafür auf bildungsabhängiges Vorwissen zurückgreifen zu müssen. Auf der ikonographischen Ebene der Interpretation der nonverbalen Interaktion werden dann relevante Elemente des Kontexts hinzugenommen wie beispielsweise der Umstand, dass es sich bei den gefilmten Personen um Kranken-

hauspersonal mit einer spezifischen Funktion und Stellung in der Krankenhaushierarchie handelt.

Im Anschluss an beteiligte Kunsthistoriker hat Panofsky das Prinzip seines Dreistufenmodells 1939 bei der Erscheinung von »Studies in Iconology« mit Hilfe der Anekdote vermittelt, wie er einst einen Mann auf der Straße traf, der zum Grüßen den Hut zieht. Auf der Grundlage dieser Begegnung soll er sein dreistufiges Interpretationsmodell ursprünglich entwickelt haben (vgl. Hart 1993: 535). In dem Aufsatz von 1955 gibt Panofsky diesem Beispiel außerdem eine Vorrangstellung, indem er es gleich zu Beginn einführt. Der Stellenwert von Gebärden und Mimiken in der Kunsttheorie Panofskys ist demnach größer als vielfach angenommen. Die vorliegende Arbeit wird diesen von Panofsky gelegten Zugang zur Interpretation von sichtbaren Verhaltensaussagen nutzen und ausbauen. Bewegungsabläufe wie das Hutziehen-zum-Grüßen sind relevant für die Analyse, weil den elementaren Handlungsabläufen Umzu-Motive unterstellt werden können, ohne dass es sich dabei um Common Sense Interpretationen handelt, die auf der ikonographischen Ebene von Wahrnehmung angesiedelt wären. Das Hutziehen, *um zu* grüßen, wird bereits auf der vorikonographischen Ebene der Wahrnehmung als Grüßen gedeutet.

Eine weitere Kritik des Dreistufenmodells von Gottfried Boehm (1978: 452–456) beinhaltet, dass die bildliche Realität zu drei verschiedenen Erscheinungsschichten umstilisiert wird. Der Selbstbezug des Bildes wird damit in einen Sachverhalt übersetzt, was vergleichbar ist mit dem ontologischen Modell der Sprache. Boehm fordert stattdessen ein, dass eine Rückübersetzung in das Ausgangsmedium Bild möglich sein muss, um der Eigengesetzlichkeit des Bildes Rechnung zu tragen. In der vorliegenden Arbeit wird die geforderte Rückübersetzung durch die gegenseitige Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene vollzogen. Damit wird das erreicht, was Boehm als »die gemeinsame Sprachverfassung des Bildes und Wortes« (ibid) bezeichnet. Eine glückliche Übertragung von Bild in Sprache und umgekehrt wird von dem Autor daran festgemacht, dass sie »einen gemeinsamen Grund der Bildlichkeit auf[deckt], in dem sich die eigene Logik des Bildes im Kontrast zur Metaphorik der Sprache zu behaupten vermag« (ibid). Durch die gegenseitige Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene wird schließlich die dritte und »höchste« Ebene der Auslegung erreicht, die in der Terminologie von Panofsky der Ikonologie entspricht. Sie ermöglicht einen Zugang zu den handlungsleitenden Wissensbeständen, weil sie das *Wie* der Herstellung von Realität offenlegt. Panofsky beschreibt die Ikonologie als »Interpretationsmethode, die aus der Synthese, nicht der Analyse hervorgeht« (vgl. Panofsky 1975: 42 f.). Damit bezieht er sich darauf, dass die ikonologische Interpretation, die die eigentliche Bedeutung oder den Gehalt eines Bildes offenbart, auf der

vorikonographischen Beschreibung und der ikonographischen Analyse aufbaut und sie in der Synthese zusammenführt und dadurch zugleich transzendiert. Die Synthese ist Ausdruck des zuvor beschriebenen hermeneutischen Zirkels, weil das Ganze nicht nur die Addition seiner Teile darstellt, sondern sich Teil und Ganzes wechselseitig bedingen und in der Synthese kumulativ verstärken.

### 3.2 Eigengesetzlichkeit des Bildes

Die Hermeneutik hat die visuellen Ausdrucksformen nicht außer Acht gelassen (vgl. z. B. Plessner 1967). Dennoch wurden sie vielfach aus dem Medium der Sprache heraus interpretiert, ohne ihrer Eigengesetzlichkeit Rechnung zu tragen. Wilhelm Dilthey erklärt hierzu, dass »solche Interpretation stummer Werke überall auf die Erklärung aus der Literatur angewiesen ist« (1990: 319). Die objektive Hermeneutik geht darüber hinaus und betrachtet jegliche Verständigung als sprach- und damit auch als textförmig (vgl. Garz/Kraimer 1994). Vertreter der hermeneutischen Wissenssoziologie wie z. B. Jo Reichertz (1992: 143) haben diese Prämisse kritisiert. Allerdings hat der genannte Autor das Verstehen von Bildern auf ein »privates«, also ein individuelles und monologisches Verstehen begrenzt, in dem keine intersubjektive Verständigung möglich ist. Der Bildhermeneut Gottfried Boehm (1978) sieht in der Fixierung auf das Wort eine Folge der Literarisierung seit dem Humanismus der Renaissance. In dieser Prägung wird die Auslegung von Kunstwerken auf den Vergleich von Inhalten und ihrer angemessenen Darstellung reduziert. Die Übersetzung von Bild in Sprache wird dabei durch das literarische Thema ermöglicht. Boehm macht in der Entstehung der modernen Kunst Ende des 19. Jahrhunderts eine Wende aus. Ihm zufolge kann man erst seit dieser Wende von einer Bildhermeneutik im eigentlichen Sinn sprechen. Sie hat nicht mehr zum Ziel, das Bild nach »außen« zu übersetzen, sondern sucht einen eigenen Zugang über eine Logik des Sichtbaren.

Boehm charakterisiert die Eigengesetzlichkeit des Bildes durch den Gedanken von Widerstreit und Differenz. Mit ihm bezieht er sich auf Husserl (2004: 350 f.), der zwischen *Bildobjekt* und *Bildsujet* unterscheidet. Das erste ist dasjenige, was der Betrachter optisch in dem Bild sieht, während sich im zweiten dem Betrachter durch Interpretation der Bildsinn erschließt. Diese Differenz von dargestelltem (repräsentierendem) und gemeintem (repräsentiertem) Objekt gibt Boehm Anlass, die Eigengesetzlichkeit des Bildes auch als »Simultaneität« zu beschreiben. Er grenzt sie dafür gegen die präsentische Sicht auf Simultaneität ab: »Die bildliche Simultaneität ist unter keinen Umständen präsentisch zu verstehen, als der stehende Augenblick in der Mitte zwischen den Reten-

tionen und Protentionen eines zeitlichen Verlaufs. In der Simultaneität sammelt sich die Qualität der ikonischen Dichte, deren Charakter als stehende Potentialität zu kennzeichnen ist, aber auch nur dann, wenn man sie nicht als Gegenbegriff entfalteter Wirklichkeit beschreibt, wie Möglichkeit sonst als bloßes Vorstadium, als Ankunftsform des Wirklichen verstanden wurde. Simultaneität ist identisch mit der Beweglichkeit der bildlichen Sinnartikulation, in der sich unter jeweils eigenen geschichtlichen Bedingungen die Weise ihrer Verräumlichung und Verzeitlichung miteinstellt« (vgl. Boehm 1978: 458).

Die Eigengesetzlichkeit des Bildes als Simultaneität lässt sich alternativ mit dem Begriff der Potentialität beschreiben. Beide charakterisieren den Seinszuwachs oder Sinnüberschuss, der durch die Beweglichkeit der bildlichen Sinnartikulation entsteht. Boehm legt außerdem dar, dass die Simultaneität dem Umstand Rechnung trägt, dass der bildliche Sinn unablösbar ist von seinem Schein. Am Beispiel des *gemalten* Baums illustriert Boehm, dass seine Erscheinungsweise wie z. B. die Tatsache, dass er belaubt ist, nicht von seinem Sein zu trennen ist. Sprachlich dagegen beruht die Identität eines Dinges immer auf der Möglichkeit, sein Sein von seinen Erscheinungsweisen wie kahl, belaubt etc. zu unterscheiden. Die Identität eines gemalten Dinges konstituiert sich im Vergleich dazu völlig anders. Der belaubte Baum im Beispiel Boehms erlangt seine Identität nur durch die Bindung an Ort und Kontext, sonst würde es sich um ein anderes Bild handeln. Diese Kontextgebundenheit wird vom Autor als permanenter »Übergang« (ibid: 450) bezeichnet. Die Potentialität bzw. Simultaneität des Bildes, die seine Eigengesetzlichkeit ausmachen, liegen in jener Untrennbarkeit von Sein und Erscheinung begründet.

Husserl nennt neben dem Bildobjekt und Bildsujet auch noch das physische Objekt, also z. B. die bemalte Leinwand oder die Photographien (vgl. Husserl 2004: 350 f.). Diese weitere Unterscheidung ist relevant, weil sie die geistige Leistung des Menschen von der Leistung trennt, die Tiere vollbringen würden, wenn sie ein Bild sähen. Ähnlich wie der Bildhermeneut Boehm analysiert die Symboltheoretikerin und Cassirer-Schülerin, Susanne Langer (1965), die Wesensverschiedenheit von Bild und Sprache.<sup>17</sup> Sowohl Bilder als auch Aussagen sind im Anschluss an Langer Symbole, die nur durch die geistige Leistung des Menschen verstanden werden können: »Die Hunde verachten unsere Gemälde, weil sie farbige Leinwand, nicht aber Bilder sehen. Die Darstellung einer Katze vermittelt ihnen nicht die Vorstellung einer solchen« (vgl. Langer 1965: 80). Die Symboltheoretikerin bezeichnet geistige Tätigkeiten als Sym-

17 Erwin Panofsky bezieht sich selbst auf Ernst Cassirer. Er bezeichnet im Anschluss an ihn die Elemente der vorikonographischen und ikonographischen Ebene, aus denen sich der ikonologische Sinngehalt erschließt, als »symbolische Werte« (vgl. Panofsky 1975: 40 f.).

bolisierungsprozesse. Nicht nur das diskursive Denken stellt eine geistige Tätigkeit dar, sondern auch das Sehen und Hören. In dem genannten Beispiel würden Hunde nicht den durch das Symbol »Katze« gemeinten Gegenstand verstehen. Symbole sind Langer zufolge nicht die »Stellvertretung ihrer Gegenstände, sondern Vehikel für die Vorstellung von Gegenständen« (ibid: 69). Hunde sehen deshalb nur die farbige Leinwand, aber nicht das Bild, das die Vorstellung einer Katze vermittelt.

Langer betrachtet Bilder als nicht-diskursive Symbole. Sie grenzt sie damit einerseits gegen die Diskursivität von Sprache ab und verleiht dem Sehen von Bildern andererseits denselben rationalen Status, den auch Sprache hat. Im Gegensatz zu der zuvor beschriebenen Simultaneität von Bildern zeichnet sich Sprache durch eine diskursive Ordnung aus: »Aber Wörter kennen nur eine lineare, gesonderte, sukzessive Ordnung; sie reihen sich, wie die Perlen des Rosenkranzes, eins ans andere; jenseits des sehr beschränkten Umkreises von Bedeutungen, welche in Gestalt von Flexionen dem Korpus der Wörter selbst sich einverleiben lassen, gibt es für uns keine Möglichkeit, in simultanen »Namensbündeln« zu sprechen« (ibid: 87). Auch in dem Fall, wenn Erfahrung nicht diese lineare Ordnung aufweist, wird die sprachliche Formulierung aus ihr eine Aufeinanderfolge machen. Langer kritisiert, dass Logiker wie z. B. Bertrand Russell von den Formen des verbalen Ausdrucks auf die Formen der Erfahrung geschlossen haben. Russell hat die Common Sense Ansichten von Dingen und Eigenschaften als Gegenstück der Common Sense Logik der Wörter gesehen, weil auch die aristotelische Metaphysik von Substanz und Attribut ein Gegenstück zur aristotelischen Logik von Subjekt und Prädikat ist. In der Folge wurden geistige Tätigkeiten auf den Common Sense beschränkt und andere Erfahrungsformen wie das Sehen unberücksichtigt gelassen. Langers Ansatz ist von besonderem Interesse für die hier vorliegende Arbeit, weil sie auf die Rationalität des Sehens abhebt. Er eröffnet die Möglichkeit, die Wahrnehmung sichtbarer Verhaltensäußerungen als Abstraktionsleistung zu betrachten.

Während das Sprechen *diskursiven* Mechanismen folgt, beruht das Sehen auf *präsentativen* Mechanismen. Langer beschreibt den präsentativen Symbolismus als eine Abstraktionsleistung, die die Form eines Bildes in seiner Totalität erfasst: »Die Licht- und Schattenflächen, aus denen ein Porträt, z. B. eine Photographie, besteht, haben an sich keine Bedeutsamkeit. Einer isolierenden Betrachtung würden sie lediglich als Kleckse erscheinen. Und doch sind sie getreue Darstellungen visueller Elemente, die den visuellen Gegenstand bilden. Sie stellen aber nicht Stück für Stück die Elemente dar, die einen Namen haben; es gibt nicht einen Klecks für die Nase, einen für den Mund usw.; ihre Formen vermitteln in gar nicht zu beschreibenden Kombinationen ein totales Bild, in dem sich benennbare Züge aufweisen lassen« (ibid: 101). Die Bedeutungen aller einzelnen symbolischen Elemente eines Bildes werden nur durch die Bedeutung

des Ganzen verstanden bzw. durch ihre Beziehungen innerhalb der ganzheitlichen Struktur. Der präsentative Symbolismus zeichnet sich dadurch aus, dass verschiedene Gesichtszüge *simultan* wahrgenommen werden. Er steht damit im Gegensatz zu den Common Sense Konstruktionen der Sprache, die entlang einer linearen und sukzessiven Ordnung organisiert sind. Das Gleiche gilt für Bewegungen, wie der Klassiker der Bewegungsanalyse Ray L. Birdwhistell (1970: 79 f.) illustriert hat. Er beschreibt, wie er im Zweiten Weltkrieg die außerordentliche Variabilität des militärischen Grußes beobachten konnte: »Durch den Wechsel in Haltung, Gesichtsausdruck, der Geschwindigkeit oder Dauer der Bewegung des Grüßens und sogar in der Wahl ungeeigneter Kontexte für die Handlung kann der Soldat den Empfänger des Grußes ehren, herabwürdigen, zu gewinnen versuchen, beleidigen oder befördern«. Bei Bewegungen wird die Totalität von Körper und Gesichtsausdruck im jeweiligen Kontext wahrgenommen. Bewegungen sind wie Bilder entlang des präsentativen Symbolmodus strukturiert, weil ihre Bestandteile simultan erfasst werden. Zusätzlich zur Simultaneität ist dann noch die Bewegungsabfolge, also die Sequenzialität, relevant.

Der Kunsthistoriker Ernst Gombrich (1978) hat sich mit dem Wesen des Bildes und dem Sehen in der Kunst auseinandergesetzt. Auch er betrachtet das Sehen als Abstraktionsleistung, weil es zweckbezogenes Handeln ist. Gombrich macht dies mit Hilfe eines Experiments deutlich, in dem ein Geldstück von der Seite betrachtet wird. Die Versuchspersonen werden aufgefordert, aus einer Serie von Ellipsen verschiedener Durchmesser diejenige auszusuchen, die der flachen Münze von dem Punkt aus, an dem sie stehen, am genauesten entspricht. Ein Vergleich zwischen der gewählten Ellipse und der Projektion der Münze nach den Gesetzen der Perspektive zeigt, dass die Versuchspersonen sie etwas runder sehen, als sie sie von dem Punkt aus hätten sehen müssen (vgl. Gombrich 1978: 332). Gombrich benutzt dieses Beispiel, um zu zeigen, dass der Grad der Verkürzung eines solchen kreisrunden Gegenstands, wenn man ihn von der Seite betrachtet, im Allgemeinen unterschätzt wird. Er macht damit deutlich, dass das Sehen von *Erwartungsvorstellungen* beeinflusst wird. Die Versuchspersonen wussten aus ihrer Alltagserfahrung, dass die Münze rund ist und sahen sie deshalb etwas runder als die Gesetze der Perspektive es erlaubt hätten. In den Erwartungsvorstellungen werden die Dinge so vorgestellt, wie sie in typischen »Normalsituationen« erfahren werden. Selbst wenn eine Münze und ein Haus auf einem Bild dieselbe Größe hätten, werden sie so wahrgenommen, wie man es gewohnt ist, sie zu sehen: z.B. die Münze in der Hand und das Haus auf der anderen Straßenseite. Das Sehen ist auf diese Weise *zweckbezogen*, weil es auf der Basis der Alltagserfahrung die beobachteten Gegenstände deutet und – wie in dem genannten Beispiel – die relative Größe der Münze und des Hauses einordnet. Danach wird die Münze kleiner wahr-

genommen, weil sie in die Hand passt, und das Haus größer erfahren, weil es auf der anderen Straßenseite steht.

Nicht nur die Form (das Beispiel der Ellipsen) und die Größe (das Beispiel von Münze und Haus) von Gegenständen werden durch Erwartungsvorstellungen strukturiert, sondern auch ihre Farbe. Der Künstler muss die Erwartungsvorstellungen des Alltags suspendieren, um die Dinge so zu malen, wie er sie in der Situation sieht. Gombrich drückt diesen Unterschied im Sehen des Künstlers und des Alltagsmenschen folgendermaßen aus: »Ich glaube, dass Malraux der Wahrheit viel näher kam, indem er behauptete alles Sehen sei zweckbezogenes Handeln, und der Zweck des Künstlers sei eben die Malerei« (ibid: 358). Gombrich legt mit seiner Schrift die Grundlage, auch die Wahrnehmung von sichtbaren Verhaltensäußerungen über Erwartungsvorstellungen zu konzeptualisieren. Erweitert man seinen Gedankengang, dann wären nicht nur das Sehen von Größe, Form und Farbe über Erwartungsvorstellungen organisiert, sondern auch die von Panofsky skizzierte Gebärde wie das Hutziehen, *um* zu grüßen (vgl. Kapitel 3.1). Gombrich geht selbst nicht auf intersubjektive Verständigung ein. Jedoch können die Erwartungsvorstellungen im Sinne einer *wechselseitigen* Motivzuschreibung und -unterstellung verstanden werden, so wie sie von den Ethnomethodologen in Kapitel 4.2 konzeptualisiert werden. Danach können auch Gebärden zweckrationale Motivkonstruktionen unterstellt werden, so dass sie intersubjektiv zugänglich sind wie bewusste, intendierte Handlungen.

Obwohl Gombrich (1978: 378 f.) nicht auf die Wahrnehmung von Gebärden eingeht, so gesteht er den Bewegungen im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit dem Gesichtsausdruck Bedeutung zu: »Das Aussehen eines Menschen und sein charakteristischer Ausdruck [beruht] mindestens ebenso sehr auf Bewegung wie auf statischen Faktoren«. Die Aufgabe des Künstlers besteht deshalb darin, alle Informationen aus sowohl den Bewegungen eines Menschen als auch aus den statischen Gesichtseindrücken zu einem »einzigem zeitlosen Aspekt [zusammenzufassen]«. Gombrich betrachtet die Darstellung von Gesichtern unter dem Aspekt der Reduktion, weil die komplexen Informationen aus der Realität auf wesentliche Kennzeichen eingeschränkt werden müssen. Dazu genügt es nicht, Mimik zu beobachten oder zu erinnern. Der Künstler muss zusätzlich dazu an dem gemalten Gesamteindruck experimentieren, indem er Einzelelemente der Gesichtszüge variiert. Auf diese Weise kann er feststellen, welche Kennzeichen im Gesicht eines Menschen notwendig sind, damit der Betrachter einen bestimmten Ausdruck wie *fröhlich* oder *traurig* erkennt. Wie bei der Wahrnehmung von Form, Größe und Farbe wird dabei die Totalität des Bildes gesehen und nicht die Relation der Einzelelemente: »Wir reagieren auf ein Gesicht als auf eine Ganzheit: Wir sehen ein freundliches oder ein mürrisches, ein eifriges oder ein gleichgültiges Gesicht, Aufrichtigkeit oder Verschlagenheit lange bevor

wir feststellen können, welche Züge oder Zusammenstellungen von Zügen diesen intuitiven Eindruck hervorrufen« (ibid: 367).

Das künstlerische Schaffen von Mimik wird von Gombrich als besonders schwierig eingestuft, weil die Wahrnehmung von Gesichtseindrücken unmittelbar sowie intuitiv ist und sich jeder Analyse widersetzt. Wie wir gesehen haben, können Form, Größe und Farbe erschaffen werden, indem der Künstler seine Erwartungsvorstellungen suspendiert. Im Gegensatz dazu muss er für die Kreation von Gesichtern experimentieren, um herauszufinden, welche Einzelelemente oder Relationen zwischen Einzelelementen den Gesamteindruck eines bestimmten Gesichts hervorrufen. Obwohl die Wahrnehmung von Mimik sehr viel komplexer ist als das Sehen von Form, Größe und Farbe, unterliegt sie denselben Gesetzmäßigkeiten von Zweckbezogenheit. Gombrich hat gezeigt, dass nicht Unterschiede in der Größe wahrgenommen werden, sondern Entfernungen; dass nicht Farbabstufungen, sondern Licht gesehen wird; dass nicht Muskelkontraktionen in einem Gesicht erkannt werden, sondern ein fröhliches oder trauriges Gesicht. Die genannten Beispiele des Sehens sind alle zweckbezogen und durch die Erwartungsvorstellungen der Alltagserfahrung strukturiert.

Der Bildanthropologe Hans Belting (2001: 14) kritisiert den eingeschränkten Bildbegriff von Ernst Gombrich. Er stimmt mit ihm darin überein, dass Bilder Informationen vermitteln, die auf eine völlig andere Weise als Texte entschlüsselt werden müssen. Jedoch seien Bilder mehr als ein Produkt der Wahrnehmung. Belting charakterisiert sie stattdessen als ein Resultat persönlicher oder kollektiver Symbolisierung. Aus einer anthropologischen Sicht rückt er die *Bildpraxis* des Menschen in den Fokus der Analyse. Danach erfährt sich der Mensch über Bilder und handelt in und durch Bilder. Belting unternimmt den Versuch, analog zur traditionsreichen Kunstgeschichte eine Bildgeschichte zu schreiben, die den Bildbegriff weder auf ein Resultat der Wahrnehmung noch auf ein Kunstprodukt reduziert. Er bezeichnet dabei »das ›Wie‹ [als] die genuine Mitteilung, [als] die echte Sprachform des Bildes« (ibid: 12). Er grenzt das Bild von dem Text ab, weil sich das Bild in elementarer Weise zur Entschlüsselung des hier vorgestellten ikonologischen Sinngehalts eignet. Der Gegenstandsbereich der ikonologischen Interpretation bleibt nicht auf das *Was* von alltäglichen Handlungen beschränkt. Stattdessen wird nach dem *Wie* der Herstellungsmechanismen alltäglichen Handelns gefragt. Durch die Fixierung auf Sprache wird häufig übersehen, dass die vorikonographische Ebene im Bereich der Bild- und Videointerpretation eine *primordiale* Ebene darstellt. Da sie nicht durch textlich-narratives Vorwissen strukturiert ist, stellt sie den elementarsten Zugang zum ikonologischen Sinngehalt dar, der dem Bild eigentümlich ist (vgl. auch Kapitel 3.3). Belting hebt auf die Eigenlogik des Bildes ab, indem er die Frage anregt, ob »man im Falle des Bildes das ›Was‹ im Sinne von Inhalt

oder Themen überhaupt bestimmen kann, so wie man eine Aussage aus einem Text herausliest« (ibid). Stattdessen können über das Bild insbesondere die Herstellungsmechanismen von Realität erschlossen werden. Dazu gehört beispielsweise, *wie* jemand den Hut zieht, *um* zu grüßen.

Der Klassiker der Semiotik Roland Barthes (1990) hat die Eigenschaften von Photographien und Fotogrammen aus Filmen studiert. Weil diese Untersuchungsgegenstände der hier vorliegenden Videoanalyse am nächsten kommen, sind seine Analysekategorien von besonderer Bedeutung. Barthes unterscheidet zwei Formen von Botschaften, die durch Bilder vermittelt werden: die denotierte und die konnotierte Botschaft. Die erste stellt das *Analogon* zur Realität dar, während die zweite die Weise bezeichnet, »auf die eine Gesellschaft gewissermaßen zum Ausdruck bringt, wie sie darüber [über das Analogon] denkt« (ibid: 13 f.). Barthes wählt zunächst das Beispiel der Pressephotographie, weil sie keinen künstlerischen Anspruch verfolgt. Daran macht er deutlich, dass sie als mechanisches Analogon des Wirklichen auftritt und keinen Raum für die Entfaltung der zweiten Botschaft bietet. Später definiert er Konnotationsverfahren wie z. B. die Fotomontage oder Pose, mit deren Hilfe das photographische Analogon kodiert und eine zweite Botschaft übermittelt werden kann. Doch bevor Barthes auf diese technischen Modifikationen eingeht, nennt er eine noch viel grundlegendere Form der Konnotation, die für die hier vorliegende Arbeit relevant ist: das *Beschreiben* der Photographie.

Barthes bezeichnet die Beschreibung im Prinzip als unmöglich: »angesichts der Photographie ist das Gefühl der ›Denotation‹ oder, wenn man lieber will, der analogischen Fülle so stark, dass die Beschreibung einer Photographie genau genommen unmöglich ist« (ibid). Falls man dennoch versucht, die Photographie zu beschreiben, wird durch die Beschreibung dem Bild eine zweite – also konnotierte – Botschaft hinzugefügt: »Beschreiben heißt also nicht bloß ungenau oder unvollständig sein, sondern die Struktur wechseln, etwas anderes bedeuten als das Gezeigte« (ibid). Dieser von Barthes beschriebene Umstand tritt bei der Beschreibung sichtbarer leiblicher Verhaltensäußerungen auf der Ebene der vorikonographischen Deutung zutage (vgl. Kapitel 5.5.1). Die für die vorliegende Arbeit durchgeführten Auswertungssitzungen haben gezeigt, wie schwierig es ist, den sichtbaren Verhaltensweisen in der Beschreibung nichts Neues hinzuzufügen. Dadurch dass die Verbalisierung eine andere Struktur hat, muss bei jeder Formulierung geprüft werden, ob die Rückübersetzung ins Bildliche möglich ist. Falls ja, handelt es sich um eine adäquate Beschreibung. Falls die Rückübersetzung nicht mehr möglich ist, wurde dem Bild durch die Verbalisierung etwas Neues hinzugefügt.

Ralf Bohnsack (2009: 126 f.) zeigt mit Verweis auf Umberto Eco, der diesen Zusammenhang explizit herstellt, dass die konnotative Ebene der

ikonographischen Deutung bei Panofsky entspricht. Sie ist damit auf der Ebene der Common Sense Konstruktionen angesiedelt. Mit Bezug auf sowohl Eco als auch Barthes bezeichnet Bohnsack die konnotative Ebene als »polysemisch«. Barthes (1990: 34) charakterisiert damit den Umstand, dass das Bild auf der ikonographischen Ebene »eine unerschwinglich in seinen Signifikanten vorhandene ›fluktuierende Kette‹ von Signifikanten [impliziert], aus denen der Leser manche auswählen und die übrigen ignorieren kann«. Signifikate sind die Bedeutungen wie z.B. Themen oder Werte, die durch Signifikante wie z.B. einem Wort ausgedrückt werden.<sup>18</sup> Bohnsack wählt diesen Bezug zu Roland Barthes, um mit der Polysemie auf die Vieldeutigkeit des Bildes auf der ikonographischen Ebene aufmerksam zu machen.

Die denotierte Botschaft findet ihre Entsprechung dagegen in der vorikonographischen Auslegung. An anderer Stelle hat Bohnsack (2009: 150) hervorgehoben, dass die denotierte, also vorikonographische Ebene, den valideren Zugang zur Wirklichkeit ermöglicht. Dies liegt darin begründet, dass sie auf keine institutionalisierten Wissensbestände zurückgreift wie z.B. Geschichten oder Anekdoten, die von Individuen mit einer bestimmten Geste in Verbindung gebracht werden. Die vorikonographische Deutung wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen eröffnet den Zugang zur Wirklichkeit über eine größtmögliche Validität, weil der individualisierte Sinn, der dieser Geste aufgrund von Common Sense Konstruktionen attribuiert werden könnte, hier zunächst eingeklammert wird.

Barthes hat die Analogie zu vorikonographischer und ikonographischer Deutung bei Panofsky herausgearbeitet. Offen bleibt, welche Sinnenebene der ikonologischen Deutung entspricht. Bohnsack (2009: 45) sieht in dem »stumpfen Sinn« von Roland Barthes eine mögliche Entsprechung zum ikonologischen Sinngehalt. Er kritisiert jedoch, dass er nur ansatzweise charakterisiert worden ist. Bei Roland Barthes wird der stumpfe Sinn als Gegenstück zum »entgegenkommenden Sinn« konzipiert. Letzterer bezeichnet denjenigen Sinn, der sich unmittelbar offenbart und der mittels Sprache eindeutig benannt werden kann. Im Gegensatz dazu beschreibt Barthes den stumpfen Sinn als »ein Signifikant ohne Signifikat« (vgl. Barthes 1990: 60) und drückt damit die Schwierigkeit aus, ihn zu benennen. Er liegt »außerhalb der (gegliederten) Sprache, aber dafür innerhalb der Gesprächssituation«. Barthes (ibid: 53 ff.) stellt exemplarisch anhand von Fotogrammen aus Eisensteins Film »Panzerkreuzer Potemkin« dar, wie die schmerzhaft Mimik einer Frau durch den stumpfen Sinn etwas Unpassendes und sogar Widersprüchliches erlangt. Diese Fähigkeit »das Gegenteil [zu] sagen, ohne auf das Wider-

18 »Das Signifikat des Wortes Ochs ist nicht das Tier Ochs, sondern sein psychisches Bild« (vgl. Barthes 1983: 53).

sprochene zu verzichten« wird von Barthes als die spezifische Ästhetik von Eisenstein bezeichnet. Das schmerzverzogene Gesicht der Frau sei dadurch wie »ein Fisch auf dem Trockenen«. Der stumpfe Sinn entspricht im Ansatz dem ikonologischen Sinngehalt, weil sich in ihm die Prinzipien offenbaren, die die künstlerischen Motive hervorbringen wie z.B. die Grundeinstellung einer Nation, Epoche oder Klasse. Für diese Sinnenebene ist nicht relevant, ob die Kunsttheorie eines Künstlers oder Filmemachers wie Eisenstein *richtig* ist, sondern inwieweit sie als »Dokument für jenes bewusstseinsjenseitige, ihn treibende Kunstwollen auf[ge]fasst« werden kann« (vgl. Mannheim 1964: 122 f.).

### 3.3 Mannheims Theorie der Weltanschauungs-Interpretation

Karl Mannheim entwirft in »Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation« (vgl. Mannheim 1964) wie Panofsky ein Dreistufenmodell der Interpretation. Es stellt auch eine hermeneutische Methode dar wie viele Ansätze dieser Zeit, die sich gegen die Naturwissenschaften abgrenzten (vgl. Hart 1993). Im Gegensatz zu Panofsky begründet Mannheim den Unterschied gegenüber den Naturwissenschaften über den spezifischen Gegenstand der von ihm entworfenen Soziologie der Kultur: »Während der vorwissenschaftliche Gegenstand für den logischen Gegenstand der Physik absolut nicht mehr in Betracht kommt, da alle physikalischen Gesetze ohne Herbeiziehung jener vorwissenschaftlichen *Totalität* erklärlich sind und es niemals Aufgabe der Physik sein wird, jene durch methodische Abstraktion verlassene »Wirklichkeit« noch einmal innerhalb ihres Gebietes zu rekonstruieren, hört jene vorwissenschaftliche Totalität, die im Falle des Kunstwerkes durch atheoretische Erfahrung in originärer Einstellung gegeben ist, niemals auf, eine Aufgabe für die Kunstwissenschaft zu sein« (ibid: 93 f.). In diesem Zitat nennt Mannheim das Kunstwerk als ein Beispiel für die »Kulturobjektivationen«, also für die materiellen Kulturercheinungen, die Gegenstand einer Wissenschaft der Kultur sind. Anders als Mannheims Auffassung von Naturwissenschaft, die nicht auf eine Realität außerhalb der Wissenschaft rekurriert, liegt das spezifische Charakteristikum der Kulturosoziologie in dem Rückgriff auf die Alltagswelt.

Aus der besonderen Bedeutung der Alltagserfahrung für die Soziologie leitet Mannheim in seinen frühen wissens- und kulturosoziologischen Schriften<sup>19</sup> die beiden grundlegenden Fragestellungen dieser Wissen-

19 Zu den frühen Schriften gehören neben dem genannten Aufsatz zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation vor allem zwei ebenfalls aus den

schaft ab: Er unterscheidet die Fragestellung einer Soziologie als Gesellschaftslehre von der Fragestellung einer Soziologie der Kultur (vgl. Mannheim 1980: 59). Während im ersten Fall nach gesellschaftlichen Phänomenen gefragt wird, geht die Soziologie der Kultur der Frage nach, *wie* diese Phänomene als gesellschaftliche konstituiert werden. Mannheim entwirft mit der zweiten Fragestellung eine Soziologie als *Methode*, die explizit erkenntnistheoretische und methodologische Analysen mit einschließt. Die Notwendigkeit einer Soziologie als Methode wird von ihm aus der besonderen Bedeutung der Alltagserfahrung abgeleitet. Eine Soziologie als Gesellschaftslehre setzt das Erleben, also das atheoretische Erfassen, von gesellschaftlichen Phänomenen voraus, ohne diese Mechanismen selbst zu erkennen. Dieser Umstand wird von Mannheim auch als »Einklammerung des Geltungscharakters« (ibid: 88) bezeichnet, weil die Kulturgebilde in ihrer Faktizität Gegenstand der soziologischen Betrachtung werden. Im Gegensatz dazu entspricht »der Soziologie der Kultur als Wissenschaft eine ganz originäre Einstellung den Kulturgebilden gegenüber« (ibid: 70). Mannheims Dreistufenmodell der Interpretation beginnt deshalb wie dasjenige von Panofsky mit dem atheoretischen Verstehen, weil es die Voraussetzung für das theoretische Verstehen ist. Die Übersetzung von dem einen ins andere ermöglicht es, die Einklammerung des Geltungscharakters aufzuheben und danach zu fragen, *wie* die betrachteten Phänomene zustande kommen.

In expliziter Abgrenzung gegen Mannheim lehnen Berger/Luckmann (1996: 14 f.) die Erweiterung der Soziologie um erkenntnistheoretische und methodologische Fragestellungen ab. Eine Wissenssoziologie, die sich der Beantwortung dieser Fragen widmet, sei wie »wenn man einen Bus schieben will, in dem man selbst fährt«. Diese Engführung der Wissenssoziologie wird einerseits von Bohnsack (2006) kritisiert, andererseits wurde sie von Luckmann (2002) später für die Ausarbeitung einer soziologischen Gattungsanalyse aufgehoben. Letzterer bezieht hierfür ausdrücklich methodologische Überlegungen mit ein. Außerdem lässt sich auch die »protosozologisch« orientierte Sozialwissenschaft anführen, die unter Bezugnahme auf Husserl und Schütz erkenntnistheoretische Fragestellungen für die Soziologie fruchtbar macht (vgl. Raab u. a. 2008). Des Weiteren greift Jo Reichertz (2006: 293 ff.) die Metapher des Busfahrens bzw. Busschiebens auf. Er liest darin, dass Berger und Luckmann »vor allem die Fremdauslegung der Gesellschaft *durch* Wissenschaftler« empfehlen. Damit bezieht er sich auf die von Luckmann (1981: 220) geforderte theoretische Distanz, die Voraussetzung dafür ist, den Common Sense für wissenschaftliche Erklärungen zu nutzen. Reichertz ist der Meinung, dass das Busschieben nicht verboten ist. Mit Ver-

1920er Jahren stammende, unter dem Titel »Strukturen des Denkens« (vgl. Mannheim 1980) posthum herausgegebene Manuskripte.

weis auf Soeffner (1989: 53) plädiert er dafür, dass man gelegentlich den Bus verlassen kann, um über die Akte der Deutung und ihre Prämissen der Ablaufstrukturen Rechenschaft abzulegen.

Das »Problem der Interpretation« wird von Mannheim zugleich als Ausgangspunkt und Kern seiner Theorie betrachtet (vgl. Mannheim 1964: 101, Fußnote 7; Mannheim 1980: 271 f.). Den Gegenstand und damit das erkenntnistheoretische sowie methodologische Problem der Interpretation der Kulturosoziologie bildet die so genannte »Weltanschauung« einer Gemeinschaft, einer Gesellschaft oder einer Epoche. Mannheim bezeichnet sie als jene Totalität (d. h. Einheit), die nicht nur *hinter* dem Theoretischen, sondern auch *hinter* sämtlichen Kulturobjektivierungen fassbar ist. Die Weltanschauung als Ganzes offenbart sich entsprechend der hermeneutischen Denkfigur des Zirkels in ihren Teilen. In der alltäglichen Erfahrung ist sie uns bereits in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit zugänglich. Diesem atheoretischen Erfassen von Weltanschauung steht das wissenschaftliche Begreifen gegenüber, für das das Atheoretische ins Theoretische übersetzt werden muss. Diesen beiden Sinnebenen entsprechen im Dreistufenmodell Mannheims der objektive Sinn und der Ausdruckssinn.

Der objektive Sinn (bei Panofsky: vorikonographische Ebene) zeichnet sich dadurch aus, dass er vom Individuellen abgelöst ist, während der Ausdruckssinn (bei Panofsky: ikonographische Ebene) einen individualisierten Sinn darstellt. Mannheim illustriert die Bedeutung dieser ersten beiden Sinnstufen wie auch der dritten anhand des Alltagsbeispiels wie er mit einem Freund durch die Straßen geht und an der Ecke ein Bettler steht, der von seinem Freund Almosen erhält (ibid: 105 ff.).<sup>20</sup> Der objektive Sinn liegt in diesem Beispiel darin, dass das Sinngebilde »Hilfe« verstanden wird. Dieses Verstehen setzt »weder die Kenntnis der ›Innenwelt‹ meines Freundes noch der des Bettlers voraus, sondern nur jenen objektiven sozialen Zusammenhang, durch den und in dem es Bettler und Besitzende gibt« (ibid). Im Gegensatz dazu ist die zweite Sinnschicht, der Ausdruckssinn, nicht vom Subjekt und dessen »Innenwelt« ablösbar. Auf dieser Sinnebene wird die schenkende Geste des Freundes so interpretiert, wie sie von ihm intendiert war. Wenn man anschließend über den vom Freund intendierten Gehalt der Geste hinausgeht, dann offenbart sich die dritte Sinnschicht: der Dokumentsinn (bei Panofsky: ikonologische Ebene). Hierin gilt seine Tat als Beleg für sein substantielles Wesen, das von Mannheim in dem spezifischen Fall als heuchlerisch gesehen wird. Der Dokumentsinn der schenkenden Geste

<sup>20</sup> Dieses Beispiel ist wie dasjenige von Panofsky angelegt, in dem er einst einen Mann auf der Straße traf, der zum Grüßen den Hut zieht. Beide Beispiele dienen dazu, das Prinzip des Dreistufenmodells deutlich zu machen.

ist gleichbedeutend mit dem Habitus des Freundes: »Nichts wird im eigentlich vermeinten Sinn (d. h. mittels intentionaler Interpretation) oder in seinem objektiven Leistungscharakter belassen, sondern alles dient als Beleg für eine von mir vorgenommene Synopsis, die, wenn sie den engeren Kreis des ethisch Relevanten verlässt, nicht nur seinen ethischen Charakter, sondern seinen gesamtgeistigen »Habitus« ins Auge zu fassen imstande ist« (ibid: 109).

Die Weltanschauung eines individuellen Künstlers oder eines Zeitalters lässt sich auf dieser dritten Ebene der Auslegung erkennen. Mannheim erläutert, dass in der dokumentarischen Interpretation die Elemente des Habitus zerstreut sein können und sie sich erst in der Rekonstruktion zu »neuartigen Totalitäten« (ibid: 123) zusammenfügen lassen. Diese neuartigen Totalitäten können als »Kunstwollen«, »Weltanschauung« oder »Geist« bezeichnet werden. Wie in der Ethnomethodologie Garfinkels handelt es sich dabei um diejenigen Wissensbestände, die erschlossen werden, wenn man nach dem »Wie« von Realität fragt und nicht nach ihrem »Was«. Mannheim erklärt, dass nicht der Inhalt einer Kunsttheorie oder ihre Richtigkeit zählt, sondern *inwieweit* sie »als Bekenntnis, als Dokument für jenes bewusstseinsjenseitige [den Künstler] treibende Kunstwollen [aufzufassen ist] wie wenn ein Arzt die Autodiagnose seines Patienten nicht als eine Erkenntnis seiner Krankheit, sondern als ein Symptom für diese verwertete« (ibid: 122 f.). In dem Zitat bezieht Mannheim das Kunstwollen auf Panofskys Analyse dieses Begriffs (vgl. Mannheim 1964: 123, Fußnote 15). Das Kunstwollen wurde ursprünglich von dem Kunsthistoriker Alois Riegl geprägt, aber von Panofsky im Sinne des Dokumentsinns interpretiert (vgl. Panofsky 1964a).

In der von Mannheim zitierten Schrift Panofskys wird das Kunstwollen als »immanenter Sinn« (vgl. Panofsky 1964a: 40) des Kunstwerks bezeichnet.<sup>21</sup> Panofsky grenzt diesen Begriff sowohl gegen eine rein psychologisch-individuelle Deutung ab, im Sinne einer künstlerischen Absicht, als auch gegen eine rein kollektivgeschichtliche Deutung. Obwohl so genannte »Korrektive« von außen an das Kunstwerk herangetragen werden können, die etwas über die individuelle Absicht oder die zeithistorische Interpretation aussagen, muss das Kunstwollen stattdessen aus dem einzelnen Kunstwerk gewonnen werden, das »als endgültiger letzter Sinn im künstlerischen Phänomen liegt« (ibid: 39). Es wird in der Schrift Panofskys deutlich, dass das Kunstwollen zu allererst auf dem atheoretischen Erfassen des einzelnen Kunstwerks beruht. Genau wie Mannheims Weltanschauung dem Betrachter bereits in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit in der alltäglichen Erfahrung zugänglich ist, so ist

21 »Immanent« ist hier nicht als der Gegensatz zu »genetisch« gedacht wie bei Mannheim. In der Verwendung von Panofsky bedeutet »immanenter Sinn« der im einzelnen Kunstwerk beinhaltet oder eingeschlossene Sinn.

auch das Kunstwollen auf einer primordialen Ebene vollständig mittels der »künstlerischen Anschauung« fassbar, die Panofsky gegen das »erfahrungsschaffende Denken« (ibid: 41) abgrenzt. Sowohl bei Mannheim als auch bei Panofsky ist die Interpretation der vorwissenschaftlichen Totalität künstlerischer Phänomene – im Sinne einer als Einheit erkennbaren inneren Bedeutsamkeit – Bestandteil der wissenschaftlichen Betrachtung. Damit räumen beide der Bildlichkeit des Dokumentsinns bzw. des ikonologischen Sinngehalts einen hohen Stellenwert ein.

Mannheim (1964: 114 ff.) betrachtet die Interpretation des objektiven Sinns als die eindeutigste und durch geistige und kulturelle Differenzen am wenigsten beeinträchtigte. Das deckt sich mit der Sicht von Bohnsack (2009: 150). Er hat hervorgehoben, dass die vorikonographische Ebene den valideren Zugang zur Wirklichkeit ermöglicht, weil sie auf keine institutionalisierten Wissensbestände zurückgreift. Im Gegensatz zu Panofsky gibt Mannheim mehrfach detaillierte Beispiele für den Sinngehalt von Gesten. Der objektive Sinn einer Geste vermittelt *typisch* seelische Gehalte wie z. B. etwas zeigen, hinweisen, segnen, hierher gehören oder verbindlich lächeln. Im Ausdruckssinn einer Geste steht dagegen deren Eigengehalt im Zentrum der Interpretation. Es geht um die spezifische einmalige »Bewegtheit« einer Gebärde. Als Beispiel nennt Mannheim die Almosengabe gegenüber dem Bettler, in der die je spezifische seelische Regung des Mitleids ausgedrückt werden kann. Während das Gefühl nicht in einem Satz wie »Sie dauern mich« vermittelt wird, lässt es sich in der Geste auf der Ebene des Ausdruckssinns transportieren. Mannheim betont, dass es sinnvoll ist, eine »Grammatik« objektiver Sinngehalte – im Sinne einer Auflistung *typischer* Gehalte – aufzustellen. Im Gegensatz dazu lässt sich der Ausdruckssinn von Gebärden nicht in Form von Grammatiken festhalten, weil sie ihre jeweilige Bedeutung in einem spezifischen Kontext erlangen. Dieser Umstand wird von Mannheim dadurch beschrieben, dass es keine festlegbare, eindeutige und reziproke Beziehung zwischen objektiver Sinnschicht und Ausdruckssinn gibt.

Jürgen Raab (2008) kritisiert an Mannheim, dass nur die dokumentarische Interpretation »in einem jeden Zeitalter neu gedacht werden muss« (vgl. Mannheim 1964: 126). Der Ausdruckssinn und der objektive Sinn sind seiner Ansicht nach statisch angelegt. Insbesondere der objektive Sinn ist durch ein »unmittelbar sich einstellende[s] und subjektübergreifend[es] Sinnschließen« (vgl. Raab 2008: 76) charakterisiert. Raab führt aus, dass der von Berger/Luckmann (1996) eingeführte »Doppelcharakter« von Gesellschaft bei Mannheim sehr einseitig betont ist. Der durch institutionalisierte Strukturen objektivierte Sinn wirkt zwar auf das Subjekt und den subjektiven Sinn. Umgekehrt wird aber nicht der alltäglichen Reproduktion der institutionalisierten Strukturen durch den subjektiven Sinn Rechnung getragen. Obwohl die Ebenen

des Dreistufenmodells miteinander verwoben sind, bleibt daher offen, wie die Übersetzung vom Atheoretischen ins Theoretische von statten gehen soll.

Da die dokumentarische bzw. ikonologische Sinnebene als »Synthese« aus den beiden anderen hervorgeht (vgl. Panofsky 1975: 42 f.), müssen alle drei Auslegungsstufen notwendigerweise zeitlich veränderbar sein. Es ist richtig, dass Mannheim nicht darstellt, wie der objektive Sinn intersubjektiv hergestellt wird und damit die objektivierten Strukturen stabilisiert. Das ist ein Anspruch, der dagegen in Kapitel 4 mit der Ethnomethodologie und der Phänomenologie eingelöst wird. Mit den Ethnomethodologen werden einfachen Gebärden *wechselseitige* Motivzuschreibungen unterstellt, so dass nicht nur Sprache sondern auch visuelle Verhaltensaussagen als konstitutiv für Sozialität betrachtet werden können. Mit der Phänomenologie von Merleau-Ponty wird außerdem deutlich, wie mittels des Leibes überindividuelles, also objektives Sinn-geschehen intersubjektiv zugänglich ist. Der Umstand, dass eine Mimik wie z.B. »verbindlich lächeln« unmittelbar verständlich ist, bedeutet, dass sie Teil *nicht-reflexiv* verfügbaren Wissens ist. Merleau-Ponty hat hierfür den Begriff der »Zwischenleiblichkeit« geprägt. Diese Form der Sozialität bezeichnet das triadische Verhältnis von Eigenleib, Fremdleib und der Welt. Sie ermöglicht, dass Mimiken wie »verbindlich lächeln« auf einer vorreflexiven Ebene intersubjektiv ausgelegt werden können.

Mit Bezug auf Schütz, Bourdieu und Mannheim sondiert Michael Meuser (1999) die unterschiedlichen Ausprägungen des Strukturbegriffs der Wissenssoziologie und inwieweit im Anschluss an die genannten Autoren sozialstrukturelle Zusammenhänge als Sinnzusammenhänge fassbar gemacht werden. Alfred Schütz (1971: 30 f.) hat die Um-zu-Motive von den Weil-Motiven unterschieden. Die Absichten eines handelnden Interaktionspartners, d. h. seine Um-zu-Motive, werden in der Handlung prinzipiell von dem Gegenüber gespiegelt, indem er sie zu seinen Weil-Motiven macht. Meuser (ibid: 124 ff.) rekurriert auf dieses Werk von Schütz und die Schrift »Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt« (vgl. Schütz 1993). Er betrachtet die Weil-Motive als Möglichkeit, sozialstrukturelle Rahmenbedingungen begrifflich zu fassen. Durch sie kann dem von Berger/Luckmann (1996) eingeführten »Doppelcharakter« von Gesellschaft Rechnung getragen werden. Zugleich kritisiert Meuser, dass die Weil-Motive im Gegensatz zu den Um-zu-Motiven nur unzureichend von Schütz ausgearbeitet worden sind. Es bleibt unklar, wie das Subjekt mittels der Weil-Motive zur Reproduktion der objektiven Strukturen beiträgt. Dagegen zeigt Mannheims »konjunktive Erfahrung« einen Weg, wie Strukturen als erfahrungsgebunden und damit als sinnhaft konzipiert werden können.

Das Verdienst Mannheims liegt darin, der konjunktiven Erfahrung – also dem atheoretischen Wissen – eine objektive Struktur, im Sinne ei-

nes »objektiv-geistigen Strukturzusammenhangs« unterstellt zu haben. Mittels Mannheims Studie über den Konservatismus erläutert Meuser das Verhältnis von objektiv-geistigem Strukturzusammenhang und Subjektivität des Individuums. Jener Zusammenhang ist objektiv, weil er »über das besondere Individuum, das ihn in seinen Erlebnisstrom zeitweilig aufnimmt, hinaussteigt« (vgl. Mannheim 1984, zitiert in Meuser 1999: 133 f.). Mannheim begreift objektive Strukturen als Resultat von Handlungspraxis, also als lebensweltlich fundiert, nicht aber als »in die einzelnen Erlebnisakte der einzelnen Individuen« (ibid) auflösbar. Mit Hilfe von Mannheims Verständnis objektiver sozialer Strukturen formuliert Meuser unter Rückgriff auf Bourdieu ein Habitus-Konzept, das eine sinnrekonstruierende Analyse sozialstruktureller Einbindungen möglich macht. Er zeigt, dass es auf einem Akteur-Modell gründet, das den Handelnden als jemanden begreift, der einerseits nicht nur in der Lage, sondern auch gezwungen ist, seine Welt situationssensibel zu interpretieren, der aber andererseits dies in habituell geformter Weise tut.

Zusammenfassend besteht die Gemeinsamkeit von Panofsky und Mannheim nicht nur darin, dass beide eine hermeneutische Methode der Interpretation entwickelt haben. Ihre Gemeinsamkeit liegt insbesondere in ihrer Einstellung zu Bildlichkeit. Beide Autoren benutzen den hermeneutischen Zirkel, für den die Analysebewegung vom Allgemeinen ins Besondere und umgekehrt charakteristisch ist, um der Wesenseigenschaft von Bildern gerecht zu werden. Die Interpretationsschritte beginnen mit der Analysestufe, in der die alltäglichen Kulturobjektivierungen Gegenstand der unmittelbaren Erfahrung sind. Panofskys und Mannheims Methoden haben also das atheoretische Erfassen des Allgemeinen im Besonderen als Ausgangspunkt. Beide Autoren stimmen darin überein, dass die Weltanschauung bzw. das Kunstwollen dem Betrachter auf dieser ersten Ebene bereits zugänglich sind. Das Allgemeine oder die objektiven Strukturen sind auf einer primordialen Ebene im Besonderen erkennbar. Dieser gemeinsame Ansatz in Panofskys und Mannheims Schriften entspricht in einer genuinen Weise den Eigenschaften von Bildlichkeit, wie sie weiter oben beschrieben wurden. Die Frage nach dem *Wie* wurde als die echte Sprachform des Bildes charakterisiert (vgl. z.B. Belting 2001). Sie lässt sich erstens über die auf der ikonologischen Ebene zu verortende Weltanschauung bzw. dem Kunstwollen beantworten, weil sich darin die Herstellungsmechanismen der künstlerischen Motive offenbaren. Zweitens stellt die vorikonographische Deutung den elementarsten Zugang zum ikonologischen Sinngehalt her, so dass die Herstellungsmechanismen der künstlerischen Motive hier bereits auf einer primordialen Ebene erkennbar sind. Durch die Fixierung auf Sprache wird häufig übersehen, dass die Studie von Bildern weitaus mehr umfassen kann als die bloße Beschreibung ihres Inhalts. Ihr würde die ikonographische Ebene von Deutung entsprechen. Statt bei der Beschreibung des Inhalts,

also der Frage nach dem *Was* zu verbleiben, ermöglichen Panofskys und Mannheims Methoden gerade nach dem ikonologischen Sinngehalt, also dem *Wie* der beobachteten Phänomene zu fragen.

### 3.4 Bourdieus Rezeption der Ikonologie

Pierre Bourdieu zählt zu den Klassikern der Soziologie, die sich mit Malerei und Photographie auseinandergesetzt haben. Die Schrift »Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis« (vgl. Bourdieu 1970a), die 1967 als Nachwort zu der französischen Übersetzung von Panofskys Buch »Architecture Gothique et Pensée Scholastique« erschien, gilt als frühe Formulierung des Habitus. Das zeigt, dass der Habitusbegriff in enger Auseinandersetzung mit der Interpretation von Kunstwerken und insgesamt mit Bildlichkeit entwickelt wurde. In einer vergleichbar frühen Schrift von 1965 zu den sozialen Gebrauchsweisen der Photographie (vgl. Bourdieu u. a. 1981) setzt sich Bourdieu auch mit den Werken Panofskys und Mannheims auseinander. Wie diese beiden Autoren geht Bourdieu über die Frage hinaus, *was* eine Photographie vermittelt. Stattdessen fragt er wie sie nach dem *Wie* des Bildes: »Das adäquate Verständnis eines Photos [...] stellt sich nicht allein dadurch her, dass man die Bedeutungen übernimmt, die es *verkündet*, d. h. in gewissem Maße die expliziten Absichten ihres Urhebers; man muss auch jenen Bedeutungsüberschuss entschlüsseln, den es ungewollt *verrät*, soweit es an der Symbolik einer Epoche, einer Klasse oder einer Künstlergruppe partizipiert« (ibid: 18). Mit dem Bedeutungsüberschuss, den das Bild ungewollt verrät, wird auf die Weltanschauung bzw. das Kunstwollen in den Werken Panofskys und Mannheims Bezug genommen. Es handelt sich um den ikonologischen Sinngehalt oder den Dokumentsinn, der sich entschlüsseln lässt, wenn nach den Herstellungsmechanismen von Realität gefragt wird.

Pierre Bourdieu formuliert den Habitus in den beiden genannten frühen Schriften in Abgrenzung einerseits gegen die Naturwissenschaften, die sich auf die Rekonstruktion objektiver Beziehungen beschränken und dabei die Erfahrung der Bedeutung dieser Beziehung ausklammern (vgl. Bourdieu u. a. 1981: 13 ff.). Vergleichbar mit Mannheims Konzept von Soziologie *als Methode*, geht es Bourdieu um den Prozess, über den die Objektivität in der subjektiven Erfahrung und durch diese verankert wird. Andererseits stellt die Formulierung des Habitus eine Gegenposition zur »Überbewertung der schöpferischen Individualität« (vgl. Bourdieu 1970a: 131) dar. Damit wendet sich Bourdieu gegen romantische Vorstellungen von der Einzigartigkeit und Unergründlichkeit des Individuums, die dem schöpferischen Einzelwesen und dem autonomen Kunst-

werk eine Vorrangstellung gegenüber dem Kollektiv einräumen. Auf diese Weise wird die Eingebundenheit des Individuums in übergeordnete Zusammenhänge wie soziale, kulturelle oder historische Kontexte unberücksichtigt gelassen. In Abgrenzung gegen sowohl Naturwissenschaften als auch romantische Vorstellungen definiert Bourdieu den Habitus und führt hierfür Panofskys Gedankengut fort: »Wer Individualität und Kollektivität zu Gegensätzen macht, bloß um den Rechtsanspruch des schöpferischen Individuums und das Mysterium des Einzelwerks wahren zu können, begibt sich der Möglichkeit, im Zentrum des Individuellen selber Kollektives zu entdecken; kollektives in Form von Kultur – im subjektiven Sinn des Wortes »cultivation« oder »Bildung« oder, nach Erwin Panofskys Sprachgebrauch, im Sinn des »*Habitus*«, der den Künstler mit der Kollektivität und seinem Zeitalter verbindet und, ohne dass dieser es merkte, seinen anscheinend noch so einzigartigen Projekten Richtung und Ziel weist« (vgl. Bourdieu 1970a: 132). Bourdieu zeigt in dem genannten Aufsatz anhand von Homologien zwischen gotischer Schrift und Architektur, wie der Habitus als *modus operandi* einer Epoche sowohl die Gedanken der Theologen als auch die Bauformen hervorbringt. Wie in dem zitierten Beispiel deutlich wird, prägt der Habitus den Künstler, »ohne dass dieser es merkte« (ibid). Bourdieu übernimmt von Panofsky den Grundgedanken, dass der Habitus im Unbewussten wirkt. Wie in Kapitel 3.1 dargestellt, hat Panofsky hervorgehoben, dass die ikonologische Interpretation auch jene Bedeutungen einschließt, die »dem Künstler selber häufig unbekannt sind und die sogar entschieden von dem abweichen können, was er bewusst auszudrücken suchte« (vgl. Panofsky 1975: 41).

Neben der Auseinandersetzung mit dem Werk Panofskys gilt auch die 1968 erschienene Schrift »Soziologie als Beruf« (vgl. Bourdieu u. a. 1991) als Ursprung des Habitus (vgl. Kraus 1991: X). Über die methodische Reflexion der Soziologie als Wissenschaft führt Bourdieu die Eigenschaften des Habitus ein, der strukturierte Struktur und strukturierende Struktur zugleich ist. Vergleichbar mit dieser Doppelstruktur wird die Soziologie als Wissenschaft ihrerseits erst durch Konstruktion erzeugt, indem Wissen über das Objekt der sozialen Welt konstruiert wird, das selbst ein konstruiertes ist. Bourdieu wendet sich damit gegen eine Soziologie als getreues Abbild der Realität und initiiert eine Diskussion, die Vertreter der Wissenschaftsforschung erst viel später aufgegriffen haben (vgl. Knorr 1980; Latour/Woolgar 1979). Dieses Konzept von Wissenschaft beinhaltet, wie der Autor später formuliert, dass man vom »*opus operatum* zum *modus operandi*, von der statistischen Regelmäßigkeit oder algebraischen Struktur zum Erzeugungsprinzip dieser observierten Ordnung« (vgl. Bourdieu 1976: 164) übergeht. Es geht Bourdieu um eine Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen, die die »Bedingung der Konstruktion einer experimentellen Wissenschaft« (ibid) bildet.

Auf der Grundlage dieser konstruktivistischen Sicht von Wissenschaft allgemein und der Soziologie insbesondere führt Bourdieu die grundlegende Eigenschaft des Habitus ein: Der entworfene Habitusbegriff vermittelt zwischen Individuum und Gesellschaft, weil die *Habitusformen* als »System dauerhafter *Dispositionen*« (ibid: 165) durch Strukturen einerseits erzeugt werden, die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung verbundenen Regelmäßigkeiten gefasst werden können. Auf diese Weise charakterisiert Bourdieu die Habitusformen als strukturierte Strukturen. Andererseits kommt dem Habitus eine strukturierende Funktion zu, weil er als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip »Praxisformen und Repräsentationen« schafft, die »objektiv ›geregelt‹ und ›regelmäßig‹ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein« (ibid).

Während Bourdieu in der Auseinandersetzung mit Panofsky vor allem die habituelle Prägung der Intention des Künstlers oder Architekten analysiert, widmet er sich später der Intention des Betrachters beim Erfassen und Bewerten des Werkes. Die dem Habitus-Konzept zugrundeliegende Annahme, dass die »Wahrnehmungskategorien [...] wesentlich aus der Inkorporierung der objektiven Strukturen des sozialen Raums« (vgl. Bourdieu 1985: 17) hervorgehen, stellt die Grundlage für Bourdieus Kunsttheorie dar. Die Wahrnehmung und das Verstehen von Kunstwerken hängen demnach von der künstlerischen Bildung des Betrachters ab. In »Die feinen Unterschiede« (vgl. Bourdieu 1987) bestimmt der Autor die Intention des Betrachters einerseits über »die Normen, die das Verhältnis zum Kunstwerk in einer bestimmten historisch-gesellschaftlichen Situation« prägen und andererseits über »die Fähigkeit des Betrachters, sich diesen Normen konform zu verhalten« (ibid: 59). In Bourdieus früher Auseinandersetzung mit Panofsky wird die erste Deutungsebene dagegen noch mit der Kunstwahrnehmung der unteren gesellschaftlichen Bildungssphäre gleichgesetzt. Er bezeichnet die vorikonographische Ebene von Deutung danach als eine Wahrnehmung, »die ohne Rüstzeug auf das Erfassen der primären Eigenschaften reduziert bleibt« und die daher »grob und verkürzt« ist (vgl. Bourdieu 1970b: 167). Die untere Bildungsschicht bleibt auf der ersten Stufe der Interpretation stehen, während die gebildete Klasse das Dreistufenmodell Panofskys durchlaufen kann. Die »innere Erfahrung als Fähigkeit einer emotionalen Antwort auf die Konnotation des Kunstwerks (im Gegensatz zu seiner Denotation)« stellt im Anschluss an Bourdieus frühe Schrift »einen Schlüssel der Erfahrung von Kunst« dar. Er geht sogar so weit, die vorikonographische Ebene von Wahrnehmung »als primitiver, abgegriffener, von niedrigerem Niveau und eher zum Stammhirn gehörig« (ibid) zu bezeichnen. Das zeigt, dass der Konstruktivismus aus der 1968 erschienenen Schrift »Soziologie als Beruf« in der frühen Auseinandersetzung mit Panofsky

noch keinen Niederschlag gefunden hat. Die Kunstwahrnehmung wird biologistisch in Anlehnung an Natur gegebene Tatsachen konzipiert.

In den Studien zur Photographie (vgl. Bourdieu u. a. 1981) wird der Unterschied von Malerei zur Photographie herausgearbeitet. Die Photographie entspricht dabei in einer besonderen Weise »den ästhetischen Erwartungen der unteren Schicht« (ibid: 90). Malerei und Photographie unterscheiden sich durch die Form kultureller Legitimität, die sie beanspruchen dürfen (vgl. Bourdieu u. a. 1981: 105 ff.). Bourdieu konzipiert damit die Kunstwahrnehmung einerseits in Anlehnung an Panofsky in drei Stufen, andererseits weicht er von der oben beschriebenen biologistischen Sicht ab und entwirft die Kunstwahrnehmung als sozial konstruiert. In der Hierarchie der Legitimitäten werden die kulturellen Praktiken und Werke der Malerei ganz »oben« in der Sphäre der Legitimität mit universellem Anspruch verortet. Dies wird von Bourdieu dadurch begründet, dass Universitäten und Akademien sie »methodisch und systematisch als konstitutiven Bestandteil der legitimen Kunst« (ibid) ausweisen. Für die sekundären Künste wie die Photographie gibt es keine Institutionen, die auf einem vergleichbar universellen Niveau in den entsprechenden Kunstgeschmack einweisen. Hier lassen sich nur einzelne Kritiker und Clubs finden, die als konkurrierende Legitimierungsinstanzen auftreten können. Ansonsten werden Photographien von der Mehrzahl der Individuen ausschließlich im Konsum erfasst. Diese unterste Ebene des individuellen Konsums wird von Bourdieu als »Ästhetik des Volkes« (ibid: 96) bezeichnet. Es handelt sich um den illegitimen Geschmack, der auf einer funktionalen Alltagsästhetik beruht. Eine Photographie gefällt danach nicht *allgemein*, sondern wird von dem Durchschnittsbetrachter seiner je spezifischen Gebrauchsform zugeordnet.

In dieser frühen Schrift von 1965 zu den sozialen Gebrauchsweisen der Photographie (vgl. Bourdieu u. a. 1981) lassen sich Parallelen zu Bourdieus Rezeption von Panofskys Dreistufenmodell herstellen. Die drei Sphären der Legitimität mit den legitimen Instanzen der Legitimation (Universität, Akademien), den konkurrierenden Legitimierungsinstanzen mit Anspruch auf Legitimität (Kritiker, Clubs) und den illegitimen Legitimierungsinstanzen (Haute Couture, Werbung) decken sich mit Bourdieus Sicht auf Panofskys Kunstinterpretation. Die unterste Sphäre des illegitimen Geschmacks hat den geringsten Anspruch auf Universalität und ist ausschließlich in dem individuellen Konsum von Kulturgütern verortet. In ihr finden sich Entsprechungen zur vorikonographischen Ebene von Wahrnehmung, weil letztere das atheoretische Erfassen von alltäglichen Kulturobjektivationen zum Gegenstand hat. Die zweite Stufe der sekundären Künste wie der Photographie lässt sich mit der ikonographischen Ebene vergleichen. Dadurch dass Photographien – wie weiter unten dargelegt – für die getreue Abbildung der Realität gehalten werden, liegt der Schwerpunkt bei ihrer Betrachtung auf der Beschrei-

bung ihres Inhalts, also auf dem *Was* wie bei der ikonographischen Ebene von Deutung. Die oberste Schicht entspricht dagegen wie die Ikonologie Panofskys einer Gelehrtenästhetik. Der Kunstkonsum der gebildeten Schicht wird dabei noch nicht als »charismatische Illusion« entlarvt wie z. B. in den »Feinen Unterschieden«. Gleichwohl ist die Kunstwahrnehmung nicht durch die Natur gegeben sondern sozial konstruiert. Bourdieu analysiert in dieser frühen Schrift am Beispiel der Photographie die Wesenseigenschaften des »barbarischen Geschmacks«, den er auch später weiterführt und gegen den reinen oder legitimen Geschmack der Gelehrten abgrenzt (vgl. z. B. Bourdieu 1987).

In der frühen Grundlegung des »barbarischen Geschmacks« wird ausgehend von der Unterscheidung zwischen Malerei und Photographie deutlich gemacht, dass die Photographie durch ihre scheinbare Objektivität die Möglichkeit bietet, die herkömmliche Ordnung des Sichtbaren umzustoßen. Gleichwohl unterwirft sich die photographische Praxis den Kategorien und Regeln der traditionellen Weltdeutung und bestätigt dadurch die gängige Ordnung. Indem die Durchschnittsphotographie Augenblicke scheinbar für die Ewigkeit festhält, verliert sie die Fähigkeit, die Wirklichkeit aufzulösen: »So übernehmen die Bauern, die für das Hochzeitsfoto posieren, das Kompositionsprinzip und die Haltung der Figuren auf byzantinischen Mosaiken und verteidigen sich auf diese Weise gegen die Macht der Photographie, die Wirklichkeit aufzulösen, indem sie diese als vergänglich exponiert« (ibid: 88). Obwohl Malerei und Photographie auf »selektivem Sehen« (ibid: 85) beruhen und sich eine Bearbeitung der repräsentierten Gegenstände nicht leugnen lässt, erscheint die Photographie als objektiv. Dieser Umstand, dass das photographische Bildnis für die genaue und objektive Wiedergabe der Wirklichkeit gehalten wird, wird von Bourdieu dadurch begründet, dass die Regeln des gesellschaftlichen Gebrauchs der Photographie mit der gesellschaftlichen Definition der objektiven Sicht der Welt übereinstimmen. Bourdieu legt dar, dass die Amateurphotographen der »breiten Masse« (ibid: 96) Objektivität explizit herstellen. Auf diese Weise lassen sie die Möglichkeit eines spielerischen Umgangs mit Wirklichkeit ungenutzt und befolgen stattdessen »die Normen der Moral oder des Gefälligen« (ibid: 97).

Die geforderte und von den populären Schichten eingelöste Konformität mit den sozialen Regeln von Objektivität führt z. B. dazu, dass die Auswahl der zu photographierenden Objekte und die Weise, wie sie photographiert werden, an tief verwurzelte kulturelle Werte geknüpft sind. Bourdieu führt hierfür das Prinzip der Frontalität an, das in der gegenseitigen Ehrerbietung von abgebildeten Personen und Photograph liegt: »Die Ehre gebietet, dass man der Kamera in derselben Weise gegenübertritt wie einem Menschen, den man achtet und dessen Achtung man erwartet: von vorn, mit erhobenem Kopf und Blick geradeaus gerichtet«

(ibid: 94). Bourdieu sieht in der Frontalität eine Möglichkeit, die eigene Objektivierung selbst zu betreiben. Die Vermittlung eines geregelten Bildes von sich entspricht den Regeln der Selbstwahrnehmung und ihrer Durchsetzung nach außen.

In der frühen Beschäftigung mit Panofsky sieht Bourdieu eine Entsprechung von Kunstwahrnehmung der gebildeten Schicht und Ikonologie. In späteren Schriften dagegen revidiert er diese Sicht völlig und bezeichnet sie als »Intellektualismus« (vgl. Bourdieu 1999: 490). Bourdieu begründet seinen Bruch mit der Ikonologie Panofskys durch die Distanzierung vom Hermeneutismus, »der dazu führt, alles Verstehen nach dem Modell des Übersetzens aufzufassen und aus der Rezeption eines beliebigen Kulturgutes ein intellektuelles Dekodieren zu machen, dass die bewusste Anwendung von Produktions- und Interpretationsregeln voraussetzt« (ibid: 491). Die Kunstauffassung der gebildeten Klasse wird von dem Autor stattdessen als »charismatische Illusion« (vgl. Bourdieu 1999: 499 ff.; Bourdieu 1987: 57–63) beschrieben. Die gebildeten Schichten verschleiern die konstitutive Beziehung zwischen Erziehung und Kunsterfahrung und erwecken gegenüber den übrigen Schichten den Eindruck eines *natürlichen* Kunstverstehens. Die Beziehung des gebildeten Betrachters zu dem Kunstwerk wird von Bourdieu als eine Sache der Sinne sowie des Gefühls und nicht des Entzifferns oder Rasonierens wie bei Panofsky beschrieben: »Ein Gemälde lieben heißt für den Kaufmann des Quattrocento: auf seine Kosten kommen [...]; es heißt aber auch – und dies könnte eine Definition der prämodernen Form des ästhetischen Vergnügens sein – jene zusätzliche Befriedigung finden, die darin besteht, sich völlig auszukennen, sich darin wiederzufinden, sich darin wohl, ja, wie zu Hause zu fühlen, seine Welt und seine Beziehung zur Welt darin wiederzuerkennen« (ibid: 499).

Die zur Schau gestellte »Natürlichkeit« und Selbstverständlichkeit des Kunstkonsums charakterisiert die ästhetische Einstellung der gebildeten Klasse. Die charismatische Illusion wird von der unteren Klasse wie eine begnadete Fähigkeit wahrgenommen und verschafft ihnen das Gefühl der Unterlegenheit sowie Ausgeschlossenheit. Sie ruft bei der Masse Irritation hervor, »die nicht fähig ist, das Sakrament der Kunst zu empfangen« (ibid: 61). Gleichzeitig verschleiert die charismatische Illusion die gesellschaftlichen Bedingungen der Möglichkeit dieser Erfahrung und verfestigt auf diese Weise das Gefühl der Unterlegenheit der unteren Schichten. Die Kunsteinstellungen der unteren sowie der gebildeten höheren Schichten stellen für Bourdieu unterschiedliche Ausprägungen des Habitus dar und werden in den späten Schriften nicht mehr einer bestimmten Ebene im Dreistufenmodell Panofskys zugeordnet.

Jürgen Raab (2008: 90 f.) sieht in Bourdieus Distanzierung vom Intellektualismus und zu der von Panofsky begründeten ikonologischen Tradition drei unterschiedliche Motive. Erstens entwirft Bourdieu laut

Raab eine Soziologie, in der Deutungen über die eigene Erfahrung hinausreichen müssten, damit aus der Alltagserfahrung eine wissenschaftliche Methode werden kann. Raab beruft sich hierzu auf Bourdieus Kritik an einer »Spontansozio­logie« (vgl. Bourdieu u. a. 1991). Zweitens sollte Bourdieus Kunstwahrnehmung im Rahmen seiner Handlungstheorie betrachtet werden, mit der er sich vom autonomen selbst-reflexiven Subjekt verabschiedet. Danach sind wir Menschen »in Dreiviertel unserer Handlungen Automaten« (vgl. Bourdieu 1987: 740). Mit diesem Zitat von Leibniz begründet Bourdieu, dass »der Sinn noch der persönlichsten und ›transparentesten‹ Handlungen nicht dem Subjekt zuschreibbar ist, das sie ausführt, sondern sich aus dem umfassenden System der Beziehungen ergibt, in dem und durch das diese Handlungen geschehen« (vgl. Bourdieu u. a. 1991: 20). In dieser Konzeptualisierung von Handlung sieht Raab den Grund, dass Bourdieu sich von dem zirkelhaften hermeneutischen Dreistufenmodell Panofskys abwendet. Materiale Analysen von individuellen Einzelhandlungen, die allgemeine Strukturen offenbaren und die die zirkelhafte Bewegung vom Besonderen zum Allgemeinen und umgekehrt nutzen, werden aus diesem Grund aus Bourdieus späten Schriften ausgeklammert.

Schließlich besteht laut Raab das dritte Motiv für die Abwendung Bourdieus vom Intellektualismus in dem Umstand, dass zu große Nähe oder zu große Ferne wissenschaftliches Erkennen behindert. Raab plädiert für eine Neuadaption Bourdieus an Panofsky und schlägt eine *Distanznahme durch Einlassung* vor, die es ermöglicht, Bourdieus Soziologie für die Hermeneutik fruchtbar zu machen. Raab führt nicht aus, wie die Neuadaption Bourdieus an Panofsky auszusehen hat. Er beschreibt hierfür lediglich die oszillierende Bewegung zwischen Annäherung und Distanzierung im Interpretationsprozess (vgl. Raab 2008: 93). Deutlich wird, dass die »theoretische Distanz« (vgl. Luckmann 1981: 220) der Hermeneutik und die mit ihr verbundene Trennung der wissenschaftlichen Perspektive von derjenigen des Alltagsbeobachters einer Überarbeitung und Feinabstimmung bedarf. In der hier vorliegenden Arbeit wird dieses Desiderat erfüllt, indem Panofskys vorikonographische und ikonographische Ebene von Deutung gegenseitig validiert werden. Dadurch wird die dritte Stufe in Panofskys Dreistufenmodell, die ikonologische Deutung erreicht. Auf dieser Ebene findet die *Distanznahme* statt, weil sich hier aus der Perspektive des wissenschaftlichen Beobachters die Frage beantworten lässt, wie das alltägliche Handeln in seinem Herstellungsprozess in adäquater Weise zu rekonstruieren ist.

In den späten Schriften stehen nicht mehr drei unterschiedliche, klar zu trennende Sphären der Legitimität einander gegenüber. In den »Feinen Unterschieden« (vgl. Bourdieu 1987: 286) unterscheidet Bourdieu stattdessen zwischen distinguiert und vulgär bzw. legitim und illegitim. Der legitime oder auch reine Geschmack wurde in der Auseinanderset-

zung mit Kants »reinem Begriff« des ästhetischen Urteils entwickelt, der als »Interesse der Sinne das Angenehme« und als »Interesse der Vernunft das Gute definiert« (vgl. Bourdieu u. a. 1981: 97). Der legitime Geschmack hebt sich von der funktionalen Alltagsästhetik des »barbarischen Geschmacks« dadurch ab, dass er in der Kunst das Angenehme und Gute erkennt. Ein Bild darf hier *allgemein* gefallen. Bourdieu zitiert Kant, um den legitimen Geschmack des Bürgertums zu begründen. Kant hat seine Ästhetik wie er in Bezug zum Bürgertum und im Gegensatz zum Naturalismus des Volkes sowie zum Luxus des Adels entwickelt (vgl. Bourdieu 1987: 773). Der legitime Geschmack beruht deshalb auf einer frei gewählten Distanz zu den Zwängen und Nöten der natürlichen und sozialen Umwelt. In den Studien zur Photographie von 1965 wurde der individuelle Konsum von Kulturgütern als Beispiel des illegitimen Geschmacks herausgearbeitet und als »unterste« der drei Legitimitätssphären dargestellt. Im Gegensatz dazu wird in den »Feinen Unterschieden« beschrieben, wie gerade der individuelle Konsum von »vulgären« Objekten Gegenstand des legitimen Geschmacks werden kann: »Nichts hebt stärker ab, klassifiziert nachdrücklicher, ist distinguiert als das Vermögen, beliebige oder gar »vulgäre« [...] Objekte zu ästhetisieren, als die Fähigkeit, in den gewöhnlichen Entscheidungen des Alltags – dort, wo es um Küche, Kleidung oder Inneneinrichtung geht – und in vollkommener Umkehrung der populären Einstellung die Prinzipien einer »reinen« Ästhetik spielen zu lassen« (vgl. Bourdieu 1987: 25). Die sozialen Subjekte unterscheiden sich voneinander durch die Unterschiede, die sie zwischen schön und hässlich, fein und vulgär machen. In dieser Geschmacksäußerung offenbart sich ihr Habitus und damit »ihre Position in den objektiven Klassifizierungen« (ibid).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sowohl für Panofsky als auch für Bourdieu der Habitus unbewusst im Künstler bzw. Subjekt wirkt. Für beide stellt er gewissermaßen das »Einfallstor der Gesellschaft ins Subjekt« (vgl. Knoblauch 2003: 188) dar. Panofsky bezeichnet den Habitus als ikonologischen Sinngehalt, der die Prinzipien der künstlerischen Motive hervorbringt. Daran anschließend definiert Bourdieu den Habitus als »ein System verinnerlichter Muster [...], die es erlauben, alle typischen Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen – und nur diese« (vgl. Bourdieu 1970a: 143). Die verinnerlichteten Muster werden dabei wie bei Panofsky als unbewusst aufgefasst. Sie umfassen wie der ikonologische Sinngehalt jene Bedeutungen, die »dem Künstler selber häufig unbekannt sind und die sogar entschieden von dem abweichen können, was er bewusst auszudrücken suchte« (vgl. Panofsky 1975: 41). Bourdieu geht aber über Panofsky hinaus, indem er den Habitus in den Mittelpunkt seiner Gesellschaftstheorie des strukturalistischen Konstruktivismus stellt und damit zwischen strukturalistischem Objektivismus und handlungstheoretischem Subjektivismus vermittelt.

Über die Begründung einer konstruktivistisch ausgerichteten Soziologie führt Bourdieu 1968 in »Soziologie als Beruf« (vgl. Bourdieu u. a. 1991) die Doppelstruktur des Habitus als strukturierter und strukturierender Struktur ein und entwickelt diese Sicht in seinen späten Schriften weiter. Der Konstruktivismus findet sich auch in den Studien zur Photographie von 1965 (vgl. Bourdieu u. a. 1981). Aufbauend auf dem Dreistufenmodell von Panofsky entwirft Bourdieu darin die Theorie einer sozial konstruierten Kunstwahrnehmung. Anders als in der biologisch inspirierten Schrift von 1970 zur soziologischen Theorie der Kunstwahrnehmung (vgl. Bourdieu 1970b) werden die drei Deutungsebenen als drei Formen kultureller Legitimität aufgefasst. Die unterste Stufe des illegitimen Geschmacks hat den geringsten Anspruch auf universelle Legitimität und ist ausschließlich in dem individuellen Konsum von Kulturgütern verortet. Sie lässt sich mit der vorikonographischen Ebene von Wahrnehmung vergleichen. Die zweite Stufe der konkurrierenden Legitimierungsinstanzen wie z.B. die sekundären Künste der Photographie weist Parallelen zu der ikonographischen Ebene auf. Die oberste Stufe entspricht dagegen wie die Ikonologie Panofskys einer Gelehrtenästhetik. Die kulturellen Praktiken und Werke der Malerei sind auf dieser Stufe der Legitimität mit universellem Anspruch angesiedelt. Damit lässt sich der Konstruktivismus auch in Bourdieus frühem und an Panofsky angelehntem Konzept der Kunstwahrnehmung identifizieren. Durch Bourdieus spätere Abgrenzung gegen den Hermeneutismus und die von Panofsky begründete ikonologische Tradition wird leicht übersehen, dass die Theorie Panofskys nicht nur zur Formulierung des Habitus beigetragen hat sondern auch zu dem ihr zugrundeliegenden Konzept von sozialer Welt als konstruierter Welt.

### 3.5 Zusammenfassung

In dem präsentierten Kapitel wurde mit dem Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* von Garfinkel (1967: 272 f.) einerseits und mit dem Dreistufenmodell von Panofsky (1975; 1964b) andererseits den Desideraten von Bohnsack (2006) und Raab (2008) Rechnung getragen. Im Anschluss an diese Autoren wurde die »theoretische Distanz« (vgl. Luckmann 1981: 220) zwischen Alltagsbeobachterin und wissenschaftlicher Beobachterin des interpretativen Paradigmas ausgearbeitet und einer Feinabstimmung unterzogen. Die drei Analyseebenen von Panofsky bestanden aus der vorikonographischen, ikonographischen und ikonologischen Ebene von Deutung. Es wurde gezeigt, dass die separate Auswertung des vorikonographischen Sinns von Interaktionen es ermöglicht, den propositionalen Gehalt von vorsprachlichen Verhaltensweisen

und ihren eigenständigen Beitrag zum Habitus bzw. zum ikonologischen Sinngehalt zu rekonstruieren. Die vorikonographische Ebene von Deutung hatte das implizite oder atheoretische Wissen zum Gegenstand. Im Gegensatz dazu fokussierte die Rekonstruktion des ikonographischen Sinns auf das narrativ-theoretische Wissen. Es wurden die theoretischen Grundlagen vorgeführt, die es in Kapitel 5 ermöglichen werden, die vorikonographische und die ikonographische Ebene von Deutung gegenseitig zu validieren und über diese Validierung die dritte Ebene der Ikonologie zu erreichen. In der Terminologie Panofskys offenbarte sich auf dieser dritten Ebene das so genannte »Kunstwollen« von Gemälden. Es umfasste diejenigen Prinzipien, die die Grundeinstellungen einer Nation, einer Epoche oder einer Klasse enthüllen. Übersetzt auf Interaktionen konnte deutlich gemacht werden, dass sich hier die handlungsleitenden Wissensbestände rekonstruieren lassen. Während das narrativ-theoretische Wissen diejenigen Sichtweisen beinhaltete, die die Akteure über die Praxis ihrer alltäglichen Handlungen entwickeln, also das *Was* alltäglichen Handelns, offenbarten die handlungsleitenden Wissensbestände die Herstellungsmechanismen, also das *Wie* alltäglichen Handelns aus der Perspektive des wissenschaftlichen Beobachters. Die Besonderheit von Panofskys Dreistufenmodell bestand darin, dass das »Kunstwollen« auf einer primordialen Ebene in der vorikonographischen Deutung erkennbar ist. Dies hat in dem vorliegenden Kapitel die separate Auswertung des vorikonographischen Sinns gerechtfertigt, weil sie den elementarsten Zugang zu den handlungsleitenden Wissensbeständen herstellt.

Das Desiderat von Bohnsack (2006) wurde eingelöst, indem mit dem Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* von Garfinkel gezeigt wurde, wie sich der Alltagsbeobachter vom wissenschaftlichen Beobachter unterscheidet. Auf den ersten beiden Deutungsebenen von Panofsky wurde der Sinn alltäglichen Handelns aus der Sicht des Alltagsbeobachters rekonstruiert. Auf der dritten Ebene, also der ikonologischen Ebene, wurden die handlungsleitenden Wissensbestände aus der Perspektive des wissenschaftlichen Beobachters aufgedeckt. Hier fragte die Forscherin nach dem *Wie* der Herstellung von Realität. Die Ethnomethodologie hat deutlich gemacht, dass die handlungsleitenden Wissensbestände nicht durch bloße Befragung der Akteure, also der Frage nach dem *Was* zur Explikation gebracht werden können (vgl. auch Kapitel 4.2). Der Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* fand zwischen der ikonographischen und ikonologischen Ebene statt, so dass die dritte und »oberste« Ebene diejenige der Perspektive des wissenschaftlichen Beobachters darstellt.

Speziell der Standortgebundenheit des wissenschaftlichen Beobachters wurde durch die gegenseitige Validierung der Sinngehalte der vorikonographischen und der ikonographischen Ebene Rechnung getragen. Der Zugang zur Wirklichkeit erfolgte in der vorikonographischen Deu-

ung über eine größtmögliche Validität, weil hier einerseits der Kontext eingeklammert wird und der individualisierte Sinn, der z.B. einer Geste aufgrund von narrativ-theoretischem Wissen attribuiert werden könnte, außen vor gelassen wird. Gegenstand der Analyse war hier der so genannte »objektive Sinn« von Gesten (Panofskys vorikonographischer Sinngehalt entsprach bei Mannheim der »objektive Sinn«). Der Standortgebundenheit der Forscherin wurde deshalb Rechnung getragen, weil ihre Deutungsinteressen in der gegenseitigen Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene in Relation zum so genannten objektiven Sinn einerseits und dem individualisierten, kontextgebundenen Sinn andererseits gesetzt werden.

Das Desiderat von Raab (2008), die »Distanznahme durch Einlassung«, wurde dadurch umgesetzt, dass auf der vorikonographischen Ebene der Kontext eingeklammert, während er auf der ikonographischen Ebene hinzugenommen wird. Die Einklammerung führte wie die »Epoché« bei Husserl dazu, dass die Geltung des Erfahrenen angehalten wird, um die Prozesse des Erfahrens freizulegen. Die Vertrautheit des Erfahrenen wurde also ausgesetzt, um sich den Prozessen des Erfahrens aus der Distanz oder aus der Sicht von Fremdheit zu widmen. Durch die Hinzunahme des Kontexts auf der ikonographischen Ebene von Deutung ließ sich wieder Vertrautheit herstellen. Mit der anschließenden gegenseitigen Validierung der beiden Deutungsebenen entstand die oszillierende Suchbewegung zwischen Fremdheit und Vertrautheit oder auch die »Distanznahme durch Einlassung«, die für die hermeneutische Methode charakteristisch ist. Da gemäß Bourdieu u. a. (1991) zu große Nähe oder zu große Ferne wissenschaftliches Erkennen behindert, ermöglichte dieses Verfahren ein ausgewogenes Verhältnis von Distanzierung und Einlassung. Hierdurch konnte eine Neudaption Bourdieus an Panofskys Dreistufenmodell vorgenommen und darüber Bourdieus Soziologie für die Hermeneutik fruchtbar gemacht werden.

Jürgen Raab (2008: 76) hat außerdem an Mannheim kritisiert, dass der objektive Sinn (der bei Panofsky dem vorikonographischen Sinn entspricht) durch ein »unmittelbar sich einstellende[s] und subjektübergreifend[es] Sinnschließen« charakterisiert ist. Er beanstandete, dass der von Berger und Luckmann (1996) eingeführte »Doppelcharakter« von Gesellschaft bei Mannheim sehr einseitig betont ist. Der durch institutionalisierte Strukturen objektivierte Sinn wirkte zwar auf das Subjekt und den subjektiven Sinn. Umgekehrt wurde aber nicht der alltäglichen Reproduktion der institutionalisierten Strukturen durch den subjektiven Sinn Rechnung getragen. Aus der Perspektive der hier vorliegenden Arbeit ist es richtig, dass Mannheim nicht darstellt, wie der objektive Sinn intersubjektiv hergestellt wird und damit die objektivierten Strukturen stabilisiert. Dieses Desiderat wird aber in Kapitel 4 unter Bezug auf Ethnomethodologie und Phänomenologie eingelöst. Mit den

Ethnomethodologen werden einfachen Gebärden *wechselseitige* Motivzuschreibungen unterstellt, so dass nicht nur Sprache sondern auch visuelle Verhaltensäußerungen als konstitutiv für Sozialität betrachtet werden können. Mit der Phänomenologie von Merleau-Ponty wird außerdem deutlich, wie mittels des Leibes überindividuelles, also objektives Sinngeschehen intersubjektiv zugänglich ist. Der Umstand, dass eine Mimik wie z.B. »verbindlich lächeln« unmittelbar verständlich ist, bedeutet, dass sie Teil *nicht-reflexiv* verfügbaren Wissens ist. Merleau-Ponty hat hierfür den Begriff der »Zwischenleiblichkeit« geprägt. Diese Form der Sozialität bezeichnet das triadische Verhältnis von Eigenleib, Fremdleib und der Welt. Sie ermöglicht, dass Mimiken wie »verbindlich lächeln« auf einer vorreflexiven Ebene intersubjektiv ausgelegt werden können.

## 4. Grundzüge einer Soziologie des Visuellen

Ethnomethodologie und Phänomenologie haben Gemeinsamkeiten, weil sie Wege jenseits der herkömmlichen Wissenschaft suchen, ohne auf den Anspruch von Wissenschaftlichkeit zu verzichten. Beide Schulen sind für die Grundzüge einer Soziologie des Visuellen relevant, weil sie einen handlungspraktischen Zugang zu Realität eröffnen im Gegensatz zu dem theoretischen Zugang. Für die Phänomenologie fasst Herman Coenen dieses Prinzip zusammen mit »Rückführung der objektiv-wissenschaftlichen Idealisierungen zur ursprünglichen Erfahrung in der Lebenswelt« (vgl. Coenen 1985: 17). Damit ist die phänomenologische Methode gemeint, die die Voraussetzungen der objektiv-wissenschaftlichen Idealisierungen in der Lebenswelt sucht. Der Begründer der Phänomenologie Edmund Husserl hat dies auch als eine Wende zum Gegenstand bezeichnet. Ihm ging es darum, sich den *Sachen selbst* zuzuwenden, die die Grundlage von Wissen darstellen und sie nach strengen wissenschaftlichen Kriterien zu beschreiben (vgl. Spiegelberg 1982: 77).

Coenen illustriert die phänomenologische Methode an dem lebensweltlichen Prozess des Schreibens eines Buches (vgl. Coenen 1985: 11 ff.). Während man in der Buchhandlung mit der Idealisierung des Schreibprozesses konfrontiert wird, also dem fertigen Buch, besteht die phänomenologische Arbeitsweise darin, das »Buch« in seinem Entstehungskontext als Verhaltenswirklichkeit zu begreifen. Das Buch in der Buchhandlung stellt eine künstliche Verdeckung der in der Praxis gegebenen Bewegung dar. Letztere gilt es, in der Phänomenologie aufzudecken. Deshalb hinterfragt sie jegliche Objektivitätsansprüche, seien es wissenschaftliche oder vorwissenschaftliche, und forscht nach ihren Voraussetzungen. Die Objektivitätsansprüche werden dafür *eingeklammert*, also in der Schwebe gehalten. Husserl hat die Einklammerung auch als »Epoché« bezeichnet, weil die Geltung des Erfahrenen angehalten wird, um die Bewusstseinsprozesse des Erfahrens freizulegen.

Die Einklammerung findet sich auch bei Harold Garfinkel, dem Begründer der Ethnomethodologie als »Haltung der offiziellen Neutralität« (vgl. Garfinkel 1967: 272). Diese Haltung beinhaltet, dass Realität nicht als objektiv gegeben betrachtet und als solche einfach beschrieben wird, sondern dass danach gefragt wird, *wie* sie zustande kommt. Der Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* hat seinen Ursprung in dem Konzept der »Indexikalität« (vgl. als Überblick Heritage 1984: Kap. 6). Garfinkel bezeichnet mit der Indexikalität eine Eigenschaft von Sprache. Danach hat jedes Wort einerseits eine bestimmte festgelegte Bedeutung, so wie sie beispielsweise im Wörterbuch steht. Diese Bedeutung

ist unabhängig von der Situation, in der das Wort gebraucht wird. Andererseits – und hierin besteht die Indexikalität – erlangt jedes Wort seine Bedeutung durch den Kontext wie z. B. durch die beteiligten Akteure einer Interaktion oder durch das spezifische Wissen, welches sie voneinander haben. Ein Gesprächsausschnitt beschreibt also nicht nur eine bestimmte Interaktion, sondern er *verweist auf* oder *indiziert* diesen besonderen Bedeutungsgehalt. Die Indexikalität ist daher gleichbedeutend mit der Kontextgebundenheit. Durch dieses Konzept hinterfragt die Ethnomethodologie wie die Phänomenologie die objektiv-wissenschaftlichen Idealisierungen und wendet sich ihren Herstellungsprozessen zu.

In einem ersten Schritt steht der so genannte »Practice Turn« der Sozialtheorie im Fokus der Darstellung. Es werden die Merkmale der »neuen« Praxistheorie dargestellt und gefragt, ob sichtbare leibliche Verhaltensäußerungen darin als eigenständige Handlungen konzeptualisiert werden. In einem zweiten Schritt zeigt die Handlungstheorie der Ethnomethodologen Blum und McHugh, unter welchen Voraussetzungen nicht nur intendierte und bewusste Handlungen intersubjektiv zugänglich sind, sondern auch vorbewusste Verhaltensweisen. Der dritte Schritt beinhaltet Konzepte für elementare Handlungen wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen oder das Hutziehen-zum-Grüßen. Hier wird eine Abgrenzung zu Habermas vorgenommen, weil einige Vertreter der »neuen« Praxistheorie Bezüge zu seiner Theorie herstellen. In einem vierten Schritt wird über die Auseinandersetzung mit Alfred Schütz die Hinwendung zur Phänomenologie von Merleau-Ponty begründet. Schließlich ist im fünften Schritt die Leibphänomenologie Merleau-Pontys Inhalt der Darstellung.

### 4.1 Zum *Practice Turn* in der Sozialtheorie

Der so genannte »Practice Turn« wurde ursprünglich von Theodore Schatzki u. a. (2001) im Rahmen der Wissenschaftssoziologie eingeführt und in der deutschsprachigen Soziologie von Reckwitz (2003) anfänglich systematisiert und weiterentwickelt. Der »Practice Turn« versteht sich als Handlungstheorie, die die Konzeption von Handeln und Sozialem grundlegend modifiziert. Das *erste* grundlegende Merkmal der »neuen« Praxistheorie besteht darin, dass sie sich gegen die klassischen Handlungstheorien von Max Weber und Alfred Schütz abgrenzt, weil hier Soziales egologisch, also im Ausgang vom Subjekt konzipiert ist (vgl. Schatzki 1996: 173 ff.). Gegenstand der Kritik ist, dass Sozialität im Werk von Schütz, das eine Erweiterung Webers Handlungstheorie darstellt, über die Begegnungen von Individuen erklärt wird. Die »neue« Praxistheorie sieht dagegen davon ab, Sozialität und Intersub-

ektivität von vornherein gleichzusetzen. Schütz sucht die sinngebenden Akte zwar nicht ausschließlich in der Bewusstseinsphäre des Subjekts. Er konzipiert stattdessen eine Handlungstheorie, in der »soziales Handeln in Interaktionsprozessen wechselseitiger Wirkhandlungen« (vgl. Srubar 1991: 170) verläuft. Sozialität und Intersubjektivität sind hier gleichzusetzen, weil beide den Umstand beschreiben, dass gemeinsam geteilte, intersubjektive Deutungsmuster in Interaktionen erworben und aufrechterhalten werden. Handeln ist deshalb *soziales* Handeln, weil die kollektiven Deutungsmuster *ein-sozialisiert* werden. Dies geschieht primär in Begegnungen zwischen Individuen.

Die Praxistheorie im Anschluss an den »Practice Turn« beansprucht stattdessen, nicht primär auf die in Interaktionen involvierten Subjekte zu fokussieren, sondern den Schwerpunkt auf kollektiv inkorporierte praktische Wissensbestände zu legen, die als »kultureller Code« oder »symbolische Ordnungen« (vgl. Reckwitz 2003: 292 f.) wirksam sind und repetitive Muster der Praxis hervorbringen. Dieser Typus des Handelns ist zwar intersubjektiv strukturiert, weil er potentiell durch andere Akteure verstehbar und in jedem Einzelfall als eine bestimmte Praxis sozial identifizierbar ist. Aber er unterscheidet sich von der Theorietradition im Anschluss an Weber und Schütz dadurch, dass »das ›accomplishment‹ der wissensbasierten sozialen Praktik selbst nicht die Form einer ›sozialen Interaktion‹ oder von ›sozialem Handeln‹« (vgl. Reckwitz 2003: 292) besitzen muss.

Die hier vorliegende Arbeit verortet sich im interpretativen Paradigma von Alfred Schütz. Durch die Hinzunahme der Leibphänomenologie von Merleau-Ponty wird jedoch die Schützsche Face-to-Face Kommunikation auf weitere Sinnhorizonte erweitert. Anders als bei der Aktintentionalität von Schütz wird Intentionalität als Funktionszusammenhang auf eine Vielzahl von Subjekten bezogen. Der Kritik der »neuen« Praxistheoretiker an den klassischen Handlungstheorien von Weber und Schütz wird insofern Rechnung getragen. Sozialität und Intersubjektivität werden nicht von vornherein gleichgesetzt, weil gemeinsam geteilte, intersubjektive Deutungsmuster nicht nur in der direkten Face-to-Face Kommunikation erworben und aufrechterhalten werden.

Das *zweite* grundlegende Merkmal der »neuen« Praxistheorie im Anschluss an Schatzki besteht darin, dass visuelle Verhaltensweisen wie Gestik und Mimik nicht Gegenstand von Sozialität sind, weil sie nicht als eigenständige Handlungen konzipiert werden. Der vordergründige Bezug zu »Materialität« derjenigen Praxistheoretiker, die (neben Wittgenstein) auf Habermas verweisen, täuscht über den Umstand hinweg, dass Körperbewegungen nur als Bestandteil von bewusst eingeübten und intendierten Praktiken gesehen werden. Praktiken sind zunächst im weitesten Sinne Tätigkeiten im Vollzug. Schatzki (1996: 89 f.) unterscheidet die Praktiken als »nexus of doings and sayings« wie z.B. Koch-Prakti-

ken, Wahl-Praktiken oder Freizeit-Praktiken von den Praktiken in der konkreten Ausführung. Die ersteren werden in Anlehnung an Habermas als intendierte Handlungen beschrieben. Mit letzteren bezeichnet der Autor das buchstäbliche »do-ing«, das als Gegensatz zum theoretischen Wissen zu verstehen ist. Die Praktiken im Sinne des »do-ing« sind das Ergebnis der ersteren, sie aktualisieren und erhalten die ersteren aber auch aufrecht. Der Überbegriff »Praxis« der Praxistheorie als Tätigkeit im Vollzug bezeichnet immer beide von Schatzki beschriebenen Formen der Praktiken. Durch den Bezug zu Habermas werden Körperbewegungen von Schatzki aus den eigenständigen intendierten Handlungen ausgegrenzt (vgl. auch Kapitel 4.3). Sie sind zwar Bestandteil der Tätigkeit im Vollzug, ihr propositionaler Gehalt kann aber nicht unabhängig von der intendierten Handlung rekonstruiert werden. Die hier vorliegende Arbeit situiert sich in der Praxistheorie, distanziert sich jedoch von Habermas und denjenigen Vertretern der »neuen« Praxistheorie, die ihm folgen. Im folgenden Abschnitt werden zunächst die Merkmale der »neuen« Praxistheorie ausführlich dargestellt einschließlich derjenigen Theorieelemente, die klassische Handlungstheorien beigetragen haben. Ziel ist es, auf die Frage zurückzukommen, welche Wissensbestände dabei in welcher Weise ausgeklammert werden.

Andreas Reckwitz (2003) betrachtet den so genannten »Practice Turn« als zweiten grundlegenden Umbruch in den Sozialtheorien nach dem »Cultural Turn« der 70er Jahre. Dazu stellt er zunächst die These auf, dass die sozialwissenschaftlichen Theorien des 20. Jahrhunderts in den »Cultural Turn« konvergieren und durch ihn eine kulturtheoretische Neuausrichtung erfahren haben. Im Anschluss daran entwirft Reckwitz die zweite These, dass der »Practice Turn« eine erneute Transformation der Kulturtheorien in Richtung eines praxeologischen Verständnisses des Sozialen beschreibt. Reckwitz (ibid: 292) kritisiert die Gleichsetzung von Sozialität und Intersubjektivität in der herkömmlichen Sozialtheorie und definiert das Soziale stattdessen als die »durch ein kollektiv inkorporiertes praktisches Wissen ermöglichte Repetitivität gleichartiger Aktivitäten über zeitliche und räumliche Grenzen hinweg«. Die Praxistheorie stellt einen Fall von Kulturtheorie dar, weil sie das Soziale durch kollektive, sinnhafte Wissensordnungen und dadurch im weitesten Sinne durch symbolische Ordnungen von Kultur erklärt. Reckwitz grenzt sie gegen jene Sozialtheorien ab, die zeitlich vor dem »Cultural Turn« liegen (vgl. auch Reckwitz 2000). Das sind die strukturtheoretischen Ansätze wie diejenigen von Marx, dem Frühwerk Durkheims und der »formalen Soziologie« Simmels. Reckwitz sieht sie als am weitesten von den Kulturtheorien und damit der Praxistheorie entfernt, weil sie das Soziale in materiellen, nicht-sinnhaften Strukturen verorten. Das Soziale wird von den beteiligten Akteuren nicht als primär sinnhaft erfahren wie z.B. in der klassischen Kultursoziologie Max Webers, sondern

der Sinn gelangt mit dem sozialwissenschaftlichen Beobachter als beobachtete, subjektübergreifende Regelmäßigkeit in die soziale Welt. Im Gegensatz dazu betrachtet die zweckorientierte Handlungstheorie des »Homo oeconomicus« das Soziale als Produkt individueller Akte, weil sie von den interessegeleiteten Handlungsakten einzelner Akteure ausgeht, die mit einer subjektiven Rationalität ausgestattet sind. Für diese zweite Richtung von Sozialtheorien, die vor dem »Cultural Turn« liegen, nennt Reckwitz als Beispiele die Schottische Moralphilosophie und die Rational Choice Theorie.

Im Anschluss an den oben genannten Autor kommt der Praxistheorie schließlich die dritte Richtung am nächsten, die normorientierte Handlungstheorie des »Homo sociologicus«. Das Soziale wird hier nicht als Produkt individueller Akte verstanden, sondern auf der Ebene sozialer Regeln verortet, wie das für Parsons oder das mittlere Werk von Durkheim der Fall ist. Im Paradigma des »Homo sociologicus« werden die sozialen Regeln als ein Konsens normativer Regeln gesehen, die als theoretisches Gerüst bestehen, bevor sie von individuellen Akteuren befolgt werden können. Die neue Ausrichtung der Sozialwissenschaften in Gestalt der Kulturtheorien und damit auch der Praxistheorie besteht im Verhältnis zum »Homo sociologicus« darin, dass soziale Regeln nicht vorab als ein theoretisches Gerüst bestehen, die dann in Routinen befolgt werden. Die Regeln werden stattdessen in den Praktiken konstituiert. Damit ist Sinn weder auf der Ebene von Zwecken (»Homo oeconomicus«) noch auf der Ebene von Normen (»Homo sociologicus«) angesiedelt. Sinn wird stattdessen als ein abgeleitetes Phänomen betrachtet: Die soziale Welt wird dadurch erst als sinnhaft produziert, dass symbolische Ordnungen wie z.B. Regeln existieren, auf deren Grundlage Bedeutungen zugeschrieben werden können. Die Praxis stellt dabei die kleinste Einheit des Sozialen dar, in deren Vollzug die Regel konstituiert wird. Reckwitz (2000: 33; Fußnote 27) vergleicht die Regeln auch mit der Alltagssprache. Der Unterschied der beiden Wissensordnungen besteht allerdings darin, dass die Regeln der Praxistheorie prinzipiell in den nicht-sprachlichen Bereich von Wissen vorstoßen, während der Alltagssprache dieser Bereich verschlossen bleibt.

Reckwitz' Thesen zum »Cultural Turn« und »Practice Turn« werden von Gregor Bongaerts (2007) einer systematischen Kritik unterzogen. Er hinterfragt zunächst die von Reckwitz vorgenommene Schlussfolgerung, die zur Konvergenzthese des »Cultural Turn« geführt hat. Bongaerts sieht keinen Grund dafür, aufgrund augenscheinlich familienähnlicher Theorieelemente bei z.B. Weber, Saussure und Schütz auf eine Konvergenz der frühen Kulturtheorien zu schließen, die in den 70er Jahren in den »Cultural Turn« mündeten. Im Anschluss an diesen ersten Kritikpunkt wendet sich der Autor dem »Practice Turn« zu. Bongaerts kritisiert den Umstand, dass Reckwitz von einem »Turn«, also einer grund-

legenden Wende in der Sozialtheorie spricht. Als Gegenargument führt er klassische Handlungs- und Strukturtheorien an, die eine mit Schatzki u. a. (2001) vergleichbare Theorie der Praxis vorlegen. Auf diese Weise wird belegt, dass die theoretischen Aussagen und Annahmen zum »Practice Turn« bereits mit den Klassikern ohne einen »Turn« zu machen sind. Im Zusammenhang mit der hier vorliegenden Arbeit sind innerhalb der klassischen Handlungstheorien insbesondere die Ausführungen zu Alfred Schütz relevant.

Schütz wird von Reckwitz (2003: 288) wie Weber und Saussure dem »Mentalismus« zugerechnet. Es handelt sich hierbei um die traditionellste Form der modernen Kulturtheorien, die Kultur als geistiges oder ideelles Phänomen auffasst. Reckwitz argumentiert, dass sich die Kultur bzw. das Soziale in der Phänomenologie von Schütz mental, d. h. in den Bewusstseinsakten verorten lässt. Die Praxistheorie unterscheidet sich erstens vom Mentalismus und damit von Schütz' Handlungstheorie, weil sie von der Materialität des Kulturellen bzw. Sozialen ausgeht. Praktiken werden als Körperbewegungen oder als Umgang von Menschen mit Artefakten beschrieben (vgl. Reckwitz 2003: 290; Schatzki 2001: 2 ff.). Zweitens rekurriert die Praxistheorie auf eine implizite oder informelle Logik des Sozialen, die Reckwitz nicht in Schütz' Phänomenologie ausmachen kann. Implizite Logik bezeichnet als eine nicht-rationale Logik den Umstand, dass das in Routinehandlungen angeeignete Wissen als implizites und vorbewusstes Wissen zu charakterisieren ist. Bongaerts nimmt diese beiden Grundpositionen der Praxistheorie auf und zeigt, dass sie im Werk von Schütz Berücksichtigung finden. Handeln wird *erstens* nicht primär als bewusstes Handeln, sondern auch als Routinehandeln konzipiert (vgl. Schütz 1971: 31 ff.). Dieses von Schütz eingeführte und von Berger/Luckmann aufgegriffene Routinehandeln beinhaltet ursprünglich bewusst trainiertes Handeln, das durch Einübung als so genannte »Habitualisierung« (vgl. Berger/Luckmann 1996: 56 ff.) ins Vorbewusste abgeleitet. Diese Form von Routinehandeln ist in der Praxistheorie gemeint, wenn von »Routinisiertheit« (vgl. Reckwitz 2003: 294) der Praktiken die Rede ist. *Zweitens* verweist Bongaerts auf neuere Arbeiten zu Schütz wie diejenige von Martin Endreß (2004), in denen Handeln als *Wirken* begriffen wird. Der Handlungstypus des Wirkens umfasst körperliche und sprachliche Handlungsweisen, durch die der Handelnde materiell in die Welt eingreift, so wie es in der ersten Grundposition der Praxistheorien formuliert ist. Bongaerts kann damit für beide Grundannahmen des »Practice Turn« belegen, dass sie in der klassischen Handlungstheorie von Schütz bereits vorweggenommen sind und dass deshalb nicht von einem »Turn« die Rede sein kann.

Im Gegensatz zum Routinehandeln führt Bongaerts (2007: 254 ff.) mit dem *Gewohnheitshandeln* einen Begriff ein, der ursprünglich vorbewusst eingebaute Verhaltensweisen beschreibt, die also nicht erst vom

Bewusstsein ins Vorbewusste ableiten müssen wie die Routinehandlungen. Gewohnheitshandeln ist mit der habituellen Praxis Bourdieus vergleichbar, die sich primär auf präreflexives Verhalten bezieht. Bongaerts macht dies anhand des »praktischen Sinns« von Bourdieu deutlich, der eine Art Gefühl bzw. Gespür für das meint, was zu tun ist, d. h. für das in einer Situation angemessene oder vorteilhafte Verhalten und Handeln (ibid: 256). Sowohl die Autoren des »Practice Turn« als auch Alfred Schütz lassen den Tätigkeitsmodus der Gewohnheit unberücksichtigt. In den Arbeiten von Endreß (2004: 242 f.) wird dies insbesondere daran deutlich, dass das Wirken durch den Entwurf konstituiert wird und damit bewusstes, intentionales Einwirken auf andere oder die äußere Welt bezeichnet. Handeln und Wirken sind nach Endreß in Schütz' Werk beide entwurfskonstituiert. Das Wirken unterscheidet sich jedoch vom Handeln dadurch, dass es immer unmittelbar auf Alter ego gerichtet ist. Endreß hebt auf die Wirkensbeziehung als wechselseitiger Motivverschränkung von Um-zu-Motiven und Weil-Motiven ab. Durch sie wird Intersubjektivität ermöglicht, aber letztendlich auf bewusste Verhaltensweisen eingeschränkt.

In der »neuen« Praxistheorie werden vielfach Bezüge zu den Sprachspielen Wittgensteins hergestellt, weil sie das praktische Wissen gegenüber dem theoretischen Wissen verstärkt herausstellen (vgl. Schatzki 2001; Schatzki 1996; Bloor 2001; Lynch 2001). Sie wurden innerhalb der Praxistheorie kontrovers diskutiert (vgl. Bloor 1992; Lynch 1992), aber nicht in die Systematisierung von Reckwitz (2003) aufgenommen. Die Arbeiten des Soziologen David Bloor und auch diejenigen des Ethnomethodologen Michael Lynch unterscheiden sich von dem Handlungskonzept von Theodore Schatzki, weil sie nicht auf Habermas Bezug nehmen und damit nicht von vornherein Gewohnheitshandlungen aus den eigenständigen Handlungen und damit aus Sozialität ausschließen. Deshalb werden im Folgenden die Ansätze von David Bloor im Vergleich zu den Ethnomethodologen vorgestellt und darauf befragt, ob sich mit ihnen Gewohnheitshandlungen als eigenständige Handlungen begreifen lassen.

David Bloor (2001) benutzt die Regelbefolgung Wittgensteins, um zu zeigen, dass die Praktiken den Theorien vorausgehen und sie damit eine Voraussetzung für theoretisches Wissen sind. Er nimmt explizit Bezug auf die Wissenssoziologie Mannheims, beansprucht aber über sie hinauszugehen. Mannheim konnte keine soziologische Erklärung für Regelbefolgung geben. Bloor hingegen macht mit Wittgenstein deutlich, dass Regeln Institutionen sind, die in Praktiken sozial konstituiert werden. Wittgensteins Aussage »ich folge der Regel blind« (vgl. Bloor 2001: 96) besagt, dass Regeln gewohnheitsmäßig oder habituell befolgt werden. Zusammen mit Elizabeth Anscombes Schriften hebt Bloor darauf ab, dass die Ausführung von Regeln zugleich blind und wissentlich (»thin-

kingly«) ist. *Wissentlich* bedeutet, dass man *wissen* muss, dass man einer Regel folgt, um sie zu befolgen. Man kann einer Regel also nicht aus Versehen folgen. Das wäre keine Regelbefolgung. Dagegen kann man durchaus eine Regel unbewusst erfüllen. *Wissentlich* ist für Bloor gleichbedeutend mit der Fähigkeit, eine verbale Erläuterung zu der Regel zu geben. Ihr propositionaler Gehalt muss artikulierbar sein. Damit können auch Gewohnheiten, also vorbewusst und leiblich-körperlich eingeübte Verhaltensweisen Gegenstand von Regeln sein und durch sie ausgedrückt werden. Durch den Umstand schließlich, dass die Regel-Befolger wissen, was sie tun, berufen sie sich auf die Regel als Institution und tragen zu ihrer Konstitution als soziale Wirklichkeit bei.

In Bloors Ansatz stellen Gewohnheitshandlungen eigenständige Handlungen dar, weil sie formulierbar sind. Das Kopfnicken-um-zuzustimmen kann als Regel ausgedrückt werden: Wenn ich mit dem Kopf nicke, dann signalisiere ich Zustimmung. In der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen, dass diese Regel im Alltag vorbewusst angeeignet und dann auch vorbewusst ausgeführt wird. Ihre Befolgung ist außerdem wissentlich, weil ihr propositionaler Gehalt prinzipiell artikulierbar ist. Das unterscheidet Bloors Ansatz von Schatzki, weil letzterer Gewohnheitshandlungen im Anschluss an Habermas nur als Bestandteil von bewussten, intendierten Handlungen konzipiert. Dadurch können Verhaltensweisen wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen nicht Gegenstand von Sozialität sein.

Bloor (1992) grenzt sich allerdings selbst gegen die Ethnomethodologie ab. Er sieht einen grundlegenden Unterschied in der Art, wie in der Soziologie und in der Ethnomethodologie Bezug auf Wittgensteins Sprachspiele genommen wird. Soziale Institutionen wie z.B. Sozialisation, Habitualisierung oder Rollenerwartungen werden im Anschluss an Garfinkel nicht als Bestandteil von Wittgensteins Regeln gesehen. Sie sind dem Spiel »extrinsisch«. Durch die Indexikalität kann in der Ethnomethodologie Bedeutung vom Subjekt frei von äußeren Umständen wie z. B. Sozialisation konstruiert werden. Der Einfluss von sozialen Institutionen auf die Prozesse der Sinnggebung wird ausgeschlossen. Bloor (1992: 269) argumentiert, dass Wittgensteins Aussage »ich folge der Regel blind« von der Soziologie dagegen korrekt auslegt wird, weil die Regelbefolgung als *ein*-sozialisierte Praxis betrachtet wird. Aus Sicht der Soziologie belegt die »blinde« Befolgung von Regeln, dass Bedeutung durch äußere Umstände bestimmt wird und nicht frei vom Subjekt gewählt werden kann. Bloor hebt darauf ab, dass diese so genannten »äußeren« Umstände nicht extrinsisch sondern intrinsisch in Bezug auf die Institution des Spiels sind. Unter Rückgriff auf Elizabeth Anscombes zeigt er, dass Sozialisation konstitutiv ist für die interne Beziehung zwischen Regel und Regelbefolgung. Auf beispielsweise die Frage, warum man eine bestimmte Regel befolgen soll, führt Anscombes mögliche Ant-

worten an wie »die Nichtbefolgung würde die Spielregeln brechen« oder »so wird das Spiel gespielt« (ibid: 272). Die interne Beziehung zwischen Regeln und Regelbefolgung wird also über soziale Institutionen begründet wie z. B. die Institution des Spiels.

Die Kritik von Bloor (1992) mit der anschließenden Replik von Lynch (1992) bezieht sich auf die Ethnomethodologie von Garfinkel und nicht auf seine Schüler wie Blum und McHugh, deren Handlungskonzept in Kapitel 4.2 vorgestellt wird. Bei letzteren wird Bedeutungszuschreibung durch in Regeln ausgedrückte Wissensbestände ermöglicht, die den Interaktionen vorausgehen. Die sozialen Institutionen können hier über die Regeln auf das Subjekt wirken. Der Ansatz von Blum und McHugh ist also mit demjenigen von Bloor vergleichbar. Außerdem bleibt die Praxis, wie im folgenden Kapitel gezeigt wird, die kleinste Einheit des Sozialen, weil durch sie die Regel konstituiert wird. Regeln sind sowohl in den Schriften von Blum und McHugh als auch von Bloor kein theoretisches Gerüst, das vorab besteht und vom Subjekt in Routinen befolgt wird. Obwohl die Ethnomethodologen Blum und McHugh nicht in die Systematisierung der Praxistheorie von Reckwitz aufgenommen worden sind, stellen ihre Arbeiten eine Theorie der Praxis oder »Philosophie der Praxis« (vgl. Attewell 1974: 191 ff.) dar.

## 4.2 Motivkonstruktionen der Ethnomethodologen

Unter Bezug auf Max Weber legen die Ethnomethodologen Alan F. Blum und Peter McHugh (1971) ein soziologisches Handlungskonzept vor, mit dem nicht nur bewusste Handlungen als sinnhaft und intersubjektiv auslegbar beschrieben werden können, sondern prinzipiell auch vorbewusste Körperbewegungen, oder allgemeiner, Handlungspraxen. Sie machen deutlich, dass den Handlungspraxen wechselseitige Motivkonstruktionen von den Akteuren unterstellt werden. Diese Motivkonstruktionen sind Bestandteil impliziten Wissens und können nicht durch bloße Befragung der Akteure zur Explikation gebracht werden. Um sie der wissenschaftlichen Beobachtung zugänglich zu machen, muss ein Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* des Common Sense zum *Wie* der Herstellungsmechanismen der Motivkonstruktionen vorgenommen werden. Das soziologische Merkmal von Motiven liegt nicht »in dem konkreten, realen Grund, den ein Akteur für sein Verhalten geben würde, sondern in den organisierten und bindenden Bedingungen, die regelmäßig bewirken würden, dass ein kompetentes Mitglied überhaupt erst einen Grund nennt« (ibid: 101 f.). Damit folgen Blum und McHugh dem Begründer der Ethnomethodologie Harold Garfinkel (1967: 272 f.), der einen Wechsel der AnalyseEinstellung forderte. Außerdem erweitern sie das so

genannte Webersche »Postulat der subjektiven Sinninterpretation« (vgl. Weber 1972).<sup>22</sup> Der subjektiv gemeinte Sinn der Akteure bleibt nicht auf die interpretative oder definitorische Konstruktion von Wirklichkeit beschränkt wie bei Weber und im Anschluss an ihn wie bei Schütz. Sie kritisieren Schütz dafür, dass Motivkonstruktionen nur insofern Gegenstand der Analyse sind, als dass die zu untersuchenden Subjekte nach ihren Motiven, also nach dem *Was* ihrer Common Sense Konstruktionen befragt werden. Als Beispiel nennen Blum und McHugh die Frage »Warum hast du die Party verlassen?« (ibid: 101). Der Befragte kann darauf eine Begründung liefern wie »ich war gelangweilt« oder eine Intention wie »um eine Verabredung zu treffen«. Der Gegenstandsbereich der Analyse bleibt in diesen Beispielen auf diejenigen theoretischen Sichtweisen beschränkt, die die Akteure über ihre Motive entwickeln.

Im Gegensatz dazu zeigen die Ethnomethodologen, dass »sich die Bedeutung von Motiven nicht durch eine Beschreibung ihrer Anwendung (»usage«) feststellen lässt, sondern durch die Formulierung der Bedingungen von Wissen, die diese Anwendung ermöglichen« (vgl. Blum/McHugh 1971: 101). Die Ethnomethodologen untersuchen die Bedingungen von Wissen, die die Motivkonstruktionen hervorbringen. Sie analysieren damit das in Regeln ausgedrückte Wissen, auf dessen Grundlage Akteure überhaupt erst Motive angeben. Während das Motiv von Weber (1972: 5) als Sinnzusammenhang bezeichnet wird, »welcher dem Handelnden selbst oder dem Beobachtenden als sinnhafter ›Grund‹ eines Verhaltens erscheint«, sehen Blum und McHugh den besonderen Status von Motiven darin, dass es *Regeln des Beobachters* sind und nicht die Innenansichten des Handelnden. Ein Motiv erlangt seinen Status dadurch, dass es *zugeschrieben* wird. Es stellt eine sozial organisierte Regel dar: Die Motivkonstruktion ist »die Methode eines Mitglieds, um zu entscheiden, was Alter gehört« (ibid: 103).

Die Ethnomethodologen Blum und McHugh beschäftigen sich mit Wissensformen, die als Regeln den Interaktionen zugrundeliegen. Paul Attewell (1974: 191 ff.) betrachtet ihren ethnomethodologischen Ansatz als idealistisch und als eine »Philosophie der Praxis«, weil die Wahrheit in den Praktiken der beteiligten Akteure liegt. Er sieht Blum und McHugh als Teil einer übergreifenden Auseinandersetzung mit Garfinkels Konzept der Indexikalität. Attewells Kritik an Garfinkel besteht darin, dass mit der Indexikalität der wissenschaftliche Anspruch verloren geht. Sprache und Handlung werden nur noch in ihrer spezifischen Kontextgebundenheit betrachtet und nicht mehr bezüglich ihrer Regelhaf-

22 Für Max Weber bestand die Hauptaufgabe der Soziologie im deutenden Verstehen des subjektiv gemeinten Sinns, den der sozial Handelnde mit seinem eigenen Verhalten verbindet, indem er sich an fremdem Verhalten orientiert (vgl. Waldenfels 1979: 2).

tigkeit oder Universalität, also bezüglich derjenigen Eigenschaften, die Wissenschaftlichkeit ausmachen. Attewell verweist auf die Notwendigkeit, so genannte »Invarianzen« (vgl. Attewell 1974: 197 ff.) in Interaktionen zuzulassen. Invariante Regeln oder Ordnungen genügen dem wissenschaftlichen Anspruch, weil sie zeitlich unveränderbar und trotzdem in allen Situationen auffindbar, also kontextfrei sind. Bei Harvey Sacks entsprechen die Invarianzen den formalen Strukturen der Linguistik und bei Aaron Cicourel finden sie ihr Äquivalent in den basalen kognitiven Prozessen der frühen Kindheit. Während Attewell Blum und McHugh hauptsächlich dafür kritisiert, dass sie »Wahrheit« im Bewusstsein verorten, wird in dem vorliegenden Kapitel darauf abgehoben, dass sie invariante Regeln in Interaktionen aufdecken. Dadurch dass sie sich auf die Sprachspiele Wittgensteins beziehen (vgl. McHugh 1970: 85, Fußnote 27) ist es ihr explizites Ziel, die durch Praktiken konstituierten Regeln von Interaktionen zu analysieren.

Der Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* wird in der Formulierung der *Konventionalität*, dem ersten Merkmal von Motivzuschreibungen angelegt. Die *Konventionalität* wird insbesondere in McHugh (1970) ausführlich behandelt, einer Studie zu abweichendem kriminellen Verhalten, das die Vorarbeiten zur späteren Schrift von Blum/McHugh (1971) darstellt. In der neuen Einstellung fragen Richter mit »was ist passiert?« nach den *Bedingungen* des abweichenden Verhaltens, während sie in der alten Perspektive mit »dies ist passiert« das abweichende Verhalten nur *beschrieben* hätten. Kriminalität wird von McHugh zunächst als eine Abweichung von Regeln der Moral charakterisiert. Da moralische Regeln im weitesten Sinn Alltagsregeln oder auch Motivkonstruktionen darstellen, wird das kriminelle Verhalten von ihm dann als ein Sonderfall für die Einhaltung bzw. Nichteinhaltung von Alltagsregeln betrachtet. McHugh zeigt, dass im Gegensatz zu mathematischen Regeln die erfolgreiche Einhaltung von Alltagsregeln davon abhängt, dass alle Bedingungen eines möglichen Versagens ausgeräumt sind. Bei mathematischen Regeln reicht es zur erfolgreichen Durchführung aus, lediglich die Regeln zu befolgen. Bei sozialen Regeln müssen dagegen die Ausgangsbedingungen so gewählt werden, dass der betreffende Akteur die Freiheit überhaupt erst hat, die Regeln zu befolgen.

McHugh benutzt als Beispiel die Anleitung, wie man einen Salat auf eine anmutige Weise isst. Um diese Regel erfolgreich ausführen zu können, benötigt man Messer und Gabel. Ein nicht vorhandenes Messer wäre eine Bedingung für Versagen, die vorher ausgeräumt werden muss. »Kriminelles Verhalten gibt es daher nur, wenn diese Bedingungen des Versagens *nicht* vorherrschen« (vgl. McHugh 1970: 72). Der Umstand, dass man von diesen Bedingungen Kenntnis haben muss, um eine kriminelle Tat von einer nichtkriminellen Tat zu unterscheiden, findet Berücksichtigung in der *Konventionalität*, einer der grundlegenden Merkmale

der Motivzuschreibung. Eine Tat gilt als *konventional*, wenn es Alternativen zu dieser Handlung gegeben hätte. Das ist z. B. nicht der Fall bei Notwehr, wo es keine Alternativen gibt. Daher fällt Notwehr nicht unter die kriminellen Handlungen. Die Ausführungen von McHugh machen deutlich, dass er den Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* in der Formulierung der *Konventionalität* bereits angelegt hat. Um die möglichen Bedingungen des Versagens in die Bewertung einer Tat mit einzubeziehen, müssen Richter nun fragen »was ist passiert?« (ibid: 71) anstelle von »dies ist passiert« (ibid: 67). McHugh weist auf den Perspektivenwechsel der Richter hin, die Abweichung »als Anklage, nicht nur als eine Bezeichnung« auffassen. »Eine Anklage ist ein Aufruf zur Beurteilung von Verantwortung (»was ist passiert?«) und nicht die Folge des Gebrauchs einer Bezeichnung (»dies ist passiert«)« (ibid: 67).

Blum und McHugh's Konzept eröffnet die Möglichkeit, neben dem Sprechen auch sichtbare leibliche Verhaltensweisen als Artikulation von Motiven zu begreifen. Sie kritisieren an Vertretern des Symbolischen Interaktionismus wie z. B. Gerth/Mills (1954), dass Motive »mittels Gespräch zugeschrieben werden« (vgl. Blum/McHugh 1971: 102). Hier würde es also ausreichen, die Akteure »wörtlich« zu nehmen. Der Gegenstandsbereich der Analyse besteht dann ausschließlich aus den Common Sense Konstruktionen der Befragten. Blum und McHugh machen dagegen deutlich, dass dem Beobachter die Motive nicht durch Sprechen zugänglich werden. Die Aufgabe des Beobachters besteht stattdessen darin, »zu entscheiden, was gewusst werden muss, damit im Gespräch die analytische Präsenz von Motiven erkannt werden kann« (ibid: 103, Fußnote 13). Die Motive als *Regeln des Beobachters* stellen Regeln dar wie z. B. das Kopfnicken, *um* zuzustimmen, das vom Gegenüber als Zustimmung verstanden wird. Sprechen ist nur »ein Medium für den konkreten Ausdruck von Motiven«, während Motive als »frühere und tiefere Bedingungen von Wissen« betrachtet werden, »die es dem Beobachter erlauben, das Sprechen als verständliche Artikulation von Motiven aufzufassen« (ibid: 102).

Die *Theorizität* ist das zweite grundlegende Merkmal von Motivzuschreibungen. Sie besteht darin, dass der Motiv zuschreibende Beobachter erstens weiß, »dass es Regeln der Motivzuschreibung gibt« und dass zweitens der »Zuschreibende weiß (annimmt, voraussetzt), dass das Objekt [der Zuschreibung] weiß, dass es Regeln der Motivzuschreibung gibt« (vgl. Blum/McHugh 1971: 104). Ein Akteur weiß, dass es Regeln der Motivzuschreibung gibt, wenn er weiß, was er tut und die Regeln ausdrücken kann. Die Ethnomethodologen bezeichnen einen solchen Akteur als *theoretischen* Akteur. Wie in dem Zitat deutlich wird, beruht das Konzept der *Theorizität* darauf, dass der Status des theoretischen Akteurs von den Akteuren einer Interaktion *wechselseitig* zugeschrieben wird. Der Beobachter muss erstens selbst die Regeln der Motivzu-

schreibung formulieren können und zweitens muss er vom Beobachteten annehmen, dass auch er dazu in der Lage ist. Wenn der Beobachter die Absicht des Beobachteten verstanden hat, kann er sie spiegeln und zu dem Grund seiner eigenen Handlung machen. Der Beobachter wird dann zum Beobachteten, weil seine Absichten wiederum vom Gegenüber verstanden werden. *Theorizität* beinhaltet, dass sich die Akteure einer Interaktion den Status des theoretischen Akteurs wechselseitig, d. h. mal als Beobachter und mal als Beobachteter zuschreiben. Im Gegensatz zu dem Konzept von Alfred Schütz (1971: 30 f.) ist die wechselseitige Spiegelung nicht durch die egologische Sinndeutung fundiert, weil die Regeln der Motivzuschreibung nicht die Innenansichten des handelnden Subjekts darstellen, sondern als *Regeln des Beobachters* konzipiert werden.

McHugh (1970) grenzt die theoretischen Handlungen gegen die praktischen ab und weist darauf hin, dass er letztere nicht in dem Sinn von Harold Garfinkel versteht und damit alle Alltagshandlungen als praktische Handlungen begreift (vgl. McHugh 1970: 74, Fußnote 14). Stattdessen werden die theoretischen Handlungen von McHugh als *regelerorientiert* bezeichnet, weil die Akteure wissen, was sie tun und die zugrundeliegende Regel ausdrücken können. Im Vergleich dazu sind die praktischen Handlungen nur *regelbeherrscht*, weil die Akteure nicht wissen, was sie tun und die zugrundeliegenden Regeln nicht ausdrücken können. McHugh illustriert diese Unterscheidung an dem Beispiel von Vorschulkindern, die zwecks Schulwahl gemeinsam mit ihren Eltern Bewerbungsgespräche mit der Schulleitung besuchen. Die Eltern schreiben ihren Kindern darin *nicht* den Status eines theoretischen Akteurs zu, der regelerorientiert handelt. In jedem Bewerbungsgespräch sind sie deshalb wie »auf die Folter gespannt was das Verhalten ihres Kindes anbelangt, selbst wenn die Dinge in dem letzten Bewerbungsgespräch gut liefen« (ibid: 75). Die Eltern gehen hier davon aus, dass das letzte Gespräch nur zufälligerweise gut lief und dass man beim nächsten nicht wieder davon ausgehen kann. Diese Erwartung der Eltern liegt darin begründet, dass sie ihrem Kind den Status eines praktischen Akteurs zuschreiben, der *regelbeherrscht* handelt: »Obwohl sie das Kind als praktischen Akteur hinsichtlich seines Gesprächsverhaltens und daher mit dieser Begründung als nicht schuldhaft betrachten können, fassen sie es nicht als theoretischen Akteur auf, als regelerorientiert, weil es an dem Bewerbungsgespräch nicht unter dem Aspekt teilnimmt, dass das Bewerbungsgespräch Ausdruck von formulierbaren sozialen Eigenschaften ist, von denen dieses einzelne Gespräch ein Exempel ist« (ibid).

Mit dem Konzept der *Theorizität* führen die Ethnomethodologen die *wechselseitige* Bedeutungszuschreibung auch für visuelle Motivkonstruktionen ein. Damit können Bedeutungen von sichtbarem Verhalten als intersubjektiv zugänglich betrachtet werden. Sie müssen nur von einem theoretischen Akteur formulierbar sein (aber nicht notwendiger-

weise formuliert werden). Auf diese Weise kann nicht nur der propositionale Gehalt von Wissen, das in bewussten Handlungen angeeignet wurde, rekonstruiert werden, sondern prinzipiell auch derjenige von in Handlungspraxen angeeignetem Wissen. Das Beispiel des Vorschulkindes zeigt, dass seine Eltern ihm nicht den Status eines theoretischen Akteurs zuschreiben, weil sie annehmen, dass es nicht weiß, was es tut, d. h. dass »[es] außerstande ist zu formulieren, was [es] tut« (ibid: 74). Das Vorschulkind handelt nur regelbeherrscht, aber nicht regelerorientiert. Die »Leitwährung von Bedeutung ist das Sprechen« (vgl. Reichertz/Englert 2011: 22) *nur in der Hinsicht*, als dass Bedeutung *formulierbar* sein muss. Gleichwohl müssen Motivkonstruktionen wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen in einer konkreten Situation *nicht formuliert werden*, um intersubjektiv zugänglich zu sein.

Das vorgestellte Konzept der Ethnomethodologen schließt, wie oben erwähnt, an Garfinkels geforderten Wechsel der AnalyseEinstellung an (vgl. Garfinkel 1967: 272 f.). Außerdem gehen sie über ihn hinaus, weil Garfinkels formulierter aber nicht umgesetzter Bezug zu Karl Mannheim und den drei Sinnschichten von Blum und McHugh eingelöst wird. In dem 1980 herausgegebenen Aufsatz bezieht sich Garfinkel (vgl. Garfinkel 1980) auf die dokumentarische Methode von Karl Mannheim. Er übernimmt aber nicht dessen drei Sinnschichten, also den objektiven Sinn, den Ausdruckssinn und schließlich den Dokumentsinn, so wie sie in Kapitel 3 dargestellt wurden. In dem Aufsatz von 1980 nennt er Beispiele seiner Studierenden, die sich gegenseitig in Alltagsgesprächen zu dem Sinn ihrer Bemerkungen befragt hatten. Auf eine Frage wie z.B. »Wie geht es dir?« der Versuchsperson wird dann geantwortet »Wie meinst du das?«. Die Versuchsperson versucht daraufhin, Sinneinverständnis wiederherzustellen, indem sie auf dem gemeinsam geteilten Sinn dieser Frage beharrt. Garfinkel folgert daraus, dass es »in Gemeinsamkeit bekannte Sachinhalte« (vgl. Garfinkel 1980: 205 ff.) gibt, die die Akteure gegenseitig als bekannt voraussetzen. Obwohl der Umstand nicht von Garfinkel diskutiert wird, sind die Sachinhalte selbst auf der Ebene des theoretischen Wissens angesiedelt, wie Mannheim sagen würde. Die Regeln, die festlegen, in welchen Situationen diese Sachinhalte als bekannt vorausgesetzt werden können, sind dagegen Bestandteil der handlungsleitenden Wissensbestände, also des atheoretischen Wissens. Garfinkel versteht die »dokumentarischen Sinnschichten« jedoch rein indexikalisch (vgl. Garfinkel 1980: 199, Fußnote 8) und trennt deshalb nicht zwischen theoretischem und atheoretischem Wissen.

Das präsentierte Konzept der Ethnomethodologen Blum und McHugh – und hier insbesondere das Prinzip der Konventionalität mit dem Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* – gleicht dagegen der Ikonologie von Panofsky und der dokumentarischen Methode von Mannheim, weil diese Theorien von dem Doppelcharakter alltäglicher

Sinngehalte ausgehen (vgl. auch Bohnsack 2001). Danach sind alle sozialen Gebilde einerseits über theoretisches Wissen und andererseits über atheoretisches Wissen zugänglich. Das gilt auch für Interaktionen und deren zugrundeliegende Motivkonstruktionen, die von Bohnsack (2009: 146 f.) in einfache und komplexe Motivkonstruktionen unterteilt werden. Die einfachen Motivkonstruktionen sind Gegenstand atheoretischer Verständigung (bei Bohnsack: konjunktiver Verständigung), während die komplexeren Um-zu-Motive auf theoretischer Verständigung (bei Bohnsack: kommunikativer Verständigung) basieren. Zu den einfachen Motivkonstruktionen zählt z.B. Panofskys Hutziehen, *um* zu grüßen, weil es direkt am Handlungsablauf beobachtbar ist. Die komplexeren Motivkonstruktionen sind dagegen nicht mehr an einem Handlungsablauf beobachtbar. Bohnsack nennt hierfür das Beispiel der Lehrerin, die sich setzt, *um* Unterrichtsbereitschaft zu signalisieren. Diese Motivkonstruktion wird erst durch die Reaktion der Schüler ersichtlich. Sie stellen ihre Gespräche und Spiele ein, sobald die Lehrerin sich setzt. Da die komplexen Motivkonstruktionen aus mehreren einfachen zusammengesetzt sein können, rekuriert jede Interaktion auf sowohl theoretische als auch auf atheoretische Wissensbestandteile. Damit benötigt der Beobachter erstens also *beide* Wissensformen, um Interaktionen zu entschlüsseln. Zweitens werden sowohl die einfachen als auch die komplexen Motivkonstruktionen als *wechselseitige* Motivzuschreibungen verstanden.

### 4.3 Elementare Handlungen, Kinemorphe und Kineme

In Vorstudien zur »Theorie des kommunikativen Handelns« von 1975 führt Jürgen Habermas (1984: 273 ff.) fast zeitgleich mit den Ethnomethodologen wie sie einen Handlungsbegriff ein, für den die Regelbefolgung fundamental ist. Ein handlungsfähiges Subjekt muss erstens wissen, dass es eine Regel befolgt und zweitens muss es »unter geeigneten Umständen in der Lage [sein], zu sagen, welcher Regel es folgt, d. h. den propositionalen Gehalt des Regelbewusstseins anzugeben« (ibid.). Die Regelbefolgung bezieht sich hierbei nur auf bewusste Handlungen und nur ihnen können Intentionen unterstellt werden. Unter Bezug auf Wittgenstein grenzt Habermas sich gegen Husserls bewusstseinsphilosophisches Konzept von sprachfreier Intention ab (vgl. Habermas 1984: 67). Intentionen werden nicht mehr in Bewusstseinsakten verortet, sondern ausschließlich in der Sprache. Durch diese sprachphilosophische Wendung ist der »Sinn von Intentionen [...] vielmehr umgekehrt nur mit Bezugnahme auf den Sinn von Sätzen zu präzisieren« (ibid.: 68). Im Gegensatz zu den Ethnomethodologen wird die Regelbefolgung damit auf

bewusste und intendierte Handlungen beschränkt. Körperbewegungen und insgesamt sichtbare Verhaltensaussagen werden aus regelorientiertem Handeln ausgeschlossen.

Habermas wird dafür kritisiert, dass er Alltagsregeln als »quasi-transzendente Bedingungen« auffasst, über die intersubjektive Verständigung erklärt wird (vgl. Eder 2007: 399 f.). Es bleibt unklar, wo sie empirisch zu verorten sind. Da sich die Regeln weder im Gehirn noch im Bewusstsein lokalisieren lassen, werden sie als »implizit in der Lebenswelt« (ibid.) konzipiert. Die Ethnomethodologen nehmen stattdessen mit dem Wechsel der AnalyseEinstellung zum *Wie* der Herstellungsmechanismen von Alltagsregeln eine andere Ebene in den Blick. In dem Beispiel von Klaus Eder kann ein Lügner nur deshalb ein Lügner sein und lügen, weil alle Beteiligten an einer gemeinsamen sozialen Welt teilhaben und wissen, dass man von ihnen erwartet, dass sie die Wahrheit sagen. Diese Regel wird im Alltag stillschweigend als »wahr« betrachtet, damit Kommunikation ihren Lauf nehmen kann. Garfinkel (1967: 272) hat dies als die »Haltung der offiziellen Neutralität« und Mannheim (1980: 88) als »Einklammerung des Geltungscharakters« bezeichnet. Mit dem Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* der Ethnomethodologen oder auch mit der »Soziologie als Methode« von Mannheim werden die Herstellungsmechanismen dieser Alltagsregeln nicht nur zum Gegenstand von Wissenschaft sondern auch die Methode von Wissenschaft. Damit wird nicht mehr gefragt, wo sie zu lokalisieren sind. Stattdessen steht aus methodologischer Perspektive das Zustandekommen von Regeln als *modus operandi* im Zentrum von Soziologie. Während Berger/Luckmann (1996: 14 f.) die Beantwortung erkenntnistheoretischer und methodologischer Fragestellungen zunächst ablehnten, finden sie gegenwärtig als »protosoziologische Basis« Eingang in eine allgemeine Soziologie (vgl. z.B. Hitzler 2000; Luckmann 2002; Raab u. a. 2008).

Der Regelbegriff von Habermas bezieht sich auf »Handlungen, die etwas in der Welt verändern« (1984: 274) und nur intendierte Handlungen haben eine Wirkung in der Welt. Er grenzt sie gegen unwillkürliche Bewegungen wie z.B. schlafen, atmen, verdauen und gegen Bewegungen ab, die vom Handelnden nicht initiiert werden, sondern zeigen, dass ihm etwas zugestoßen ist wie z.B. ausrutschen oder stolpern. Die koordinierten Körperbewegungen wie z.B. das Krümmen des Fingers, mit dem das Subjekt ein Gewehr abdrückt oder Denkkoperationen, wie z.B. Unterscheidungen treffen, nehmen in der Handlungstheorie von Habermas einen gesonderten Status ein: »Mit diesen Bewegungen greift der Handelnde *buchstäblich* in die Welt ein« (ibid.: 275). Sie folgen einer »Infrastruktur des Handelns« aber keinen Handlungsregeln. Dies begründet Habermas darüber, dass sie »a) das Substrat [organisieren], in dem eine Handlung ausgeführt wird und b) die im weitesten Sinne kognitiven Kompetenzen [organisieren], auf die sich Handeln stützt« (ibid.). Körper-

bewegungen und Denkopoperationen werden von Habermas als Elemente von Handlungen konzipiert, aber nicht als eigenständige Handlungen. Sie sind damit »mehr« als die unwillkürlichen Bewegungen, weil sie einem Plan im Rahmen einer Handlung folgen. Aber die Körperbewegungen werden nicht als eigenständige intendiert: »Handlungen werden in gewissem Sinne durch Bewegungen des Körpers realisiert, aber doch nur so, dass S diese Bewegungen, wenn er technischen oder sozialen Regeln folgt, *mitvollzieht*. Der Mitvollzug bedeutet, dass S einen Handlungsplan ausführt, aber dabei keineswegs die Körperbewegung intendiert, mit der er seinen Plan realisiert« (ibid: 293 f.).

Habermas verwendet für die koordinierten Körperbewegungen und Denkopoperationen dieselben Grundbegriffe wie für Handlungen, weil sie im Gegensatz zu den unwillkürlichen Bewegungen den Status von Handlungen erlangen können. Er wendet sich gegen Theorien, die »Körperbewegungen und Handlungen zwei verschiedenen Universen angehören« (ibid: 286) lassen. Stattdessen wird betont, dass sie ein und derselben Begriffswelt angehören. Eine »dichotomische Begriffsbildung verfehlt allerdings ihrerseits den Status der Körperbewegungen, durch die wir Handlungen vollziehen« (ibid: 286 f.). Körperbewegungen sind Elemente von Handlungen und können als solche prinzipiell »intendiert und zu einer Handlung *verselbstständigt* werden« (ibid: 287). Habermas wählt einerseits das Beispiel der Bewegung des Kopfnickens, mit der man Zustimmung ausdrückt und andererseits die Armbewegung, mit der man den Hut zieht, um zu grüßen. Beide Bewegungen können aus ihrem Handlungskontext gelöst und intentional im Rahmen einer heilgymnastischen Übung vollzogen werden. Dadurch werden sie in den Status der Handlung erhoben.

Wenn die Armbewegung aus Panofskys Hutziehen-um-zu-grüßen herausgelöst wird, verliert sie jedoch ihren spezifischen Sinn des Grüßens. Die gleiche Armbewegung in einer heilgymnastischen Übung hat eine andere Bedeutung. Die besondere Eigenschaft von Bildlichkeit besteht darin, dass der bildliche Ausdruck in seiner *simultanen* Struktur wahrgenommen wird. Deshalb erschließt sich der Sinn von Bewegungselementen erst unter Berücksichtigung des Kontexts *gleichzeitiger* Ausdrucksbewegungen. Dasselbe gilt für Habermas' Beispiel des Kopfnickens-um-Zustimmung-auszudrücken. Damit diese Bewegung in einer eindeutigen Weise als Zustimmung gelesen werden kann, muss das gesamte Gesichtsfeld berücksichtigt werden. Ein Stirnrunzeln kann dem Kopfnicken z. B. eine widersprüchliche Konnotation verleihen.

Der Begründer der Bewegungslehre »Kinesics« Ray L. Birdwhistell (vgl. z. B. 1970, 1968, 1960) hat auf der Grundlage empirischer Studien eine Grammatik der Körperbewegungen und Mimik vorgelegt. Er macht damit deutlich, dass sie einem »erlernten, kodierten System angehören und dass eine Sprache der Bewegung existiert, die derjenigen der gespro-

chenen Sprache vergleichbar ist, sowohl in ihrer Struktur als auch in ihrem Beitrag zu einem systematisch geordneten Kommunikationssystem« (vgl. Birdwhistell 1968: 380). Die besondere Bedeutung von Simultaneität für den bildlichen Ausdruck – und damit letztendlich der Unterschied zur gesprochenen Sprache – kommt in seinen empirischen Studien zur Geltung. Birdwhistell bezeichnet ein Kinemorphem als ein kulturell geprägtes Grundmuster einer Gebärde oder einer Mimik. In mehreren Studien sollten Versuchspersonen die Elemente identifizieren, aus denen sich ein Kinemorphem wie das Zwinkern zusammensetzt (vgl. Birdwhistell 1960: 55 f.). Es konnte z. B. aus der Anordnung folgender Elemente erschlossen werden: a) Das linke Auge ist geschlossen, während das rechte geöffnet bleibt. – b) Der linke Augenhöhlenrand ist schräg. – c) Die Mundhaltung ist »normal«. – d) Die Nasenspitze ist eingedrückt (Kaninchennase). Diese Elemente werden von Birdwhistell als Kineme oder Kine bezeichnet (vgl. Abb. 1).



Abb. 1: Die Kineme des Zwinkerns: a) Das linke Auge ist geschlossen, während das rechte geöffnet bleibt. – b) Der linke Augenhöhlenrand ist schräg. – c) Die Mundhaltung ist »normal«. – d) Die Nasenspitze ist eingedrückt (Kaninchennase).

Das Kinemorphem »Zwinkern« wurde von den Versuchspersonen noch in anderen Ausprägungen angetroffen. Die Mimik ließ sich z. B. auch als Zwinkern identifizieren, wenn das rechte Auge geschlossen und das linke geöffnet war (vgl. Abb. 2) oder wenn keines der Augenhöhlenränder schräg war (vgl. Abb. 3). Aus dem Vergleich der unterschiedlichen Ausprägungen wurde ein verallgemeinerbares Grundmuster des Kinemorphems »Zwinkern« – im Sinne einer Typenbildung – abstrahiert. Der letzte Fall jedoch, in dem der Gesichtsausdruck zusätzlich eine »Schnute« beinhaltete, konnte von den Versuchspersonen nicht als Zwinkern eingeordnet werden (vgl. Abb. 4).



Abb. 2: Die Kineme des Zwinkerns: a) Das rechte Auge ist geschlossen, während das linke geöffnet bleibt. – b) Der linke Augenhöhlenrand ist schräg. – c) Die Mundhaltung ist »normal«. – d) Die Nasenspitze ist eingedrückt (Kaninchennase).

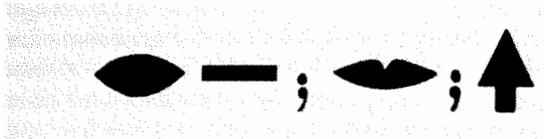


Abb. 3: Die Kineme des Zwinkerns: a) Das linke Auge ist geschlossen, während das rechte geöffnet bleibt. – b) Die Mundhaltung ist »normal«. – c) Die Nasenspitze ist eingedrückt (Kaninchenmase).



Abb. 4: Die Kineme eines anderen Gesichtsausdrucks, der nicht als Zwinkern identifiziert wurde: a) Das linke Auge ist geschlossen, während das rechte geöffnet bleibt. – b) Der linke Augenböhlemand ist schräg. – c) Die Mundhaltung ist zu einer »Schmüte« verzogen. – d) Die Nasenspitze ist eingedrückt (Kaninchen-nase) (vgl. Birdwhistell 1960: 55 f.).

Bohnsack (2009: 145 ff.) verwendet Habermas' koordinierte Körperbewegungen, die nur als Bestandteil von bewussten, intendierten Handlungen konzipiert werden, und hebt sie auf den Status von Handlungen. Er greift wie in der vorliegenden Arbeit auf Alfred Schütz zurück, um die Erweiterung des Handlungsbegriffs auf vorbewusste visuelle Verhaltensäußerungen zu begründen. Schütz (1993: 115 ff.) hat die zweckrationale Konstruktion eines Um-zu-Motivs als Merkmal einer Handlung betrachtet. Mit dieser Begründung können Gebärden, denen sich Motivkonstruktionen unterstellen lassen, als Handlungen betrachtet werden. Bohnsack bezeichnet die koordinierten Körperbewegungen, denen einfache Um-zu-Motive zugeschrieben werden und die am Handlungsverlauf beobachtbar sind, in Anlehnung an Habermas als »operative Handlungen«. <sup>23</sup> In der hier vorliegenden Arbeit wird jedoch der Begriff

23 Bohnsack verwendet den Begriff der operativen Handlung oder Operation, weil in der »Theorie des kommunikativen Handelns« (vgl. Habermas 1981: 146) die Körperbewegungen und Operationen gegen die bewussten Handlungen abgegrenzt werden. Aus den »Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns« (vgl. Habermas 1984: 275) geht jedoch hervor, dass es sich bei den Operationen um ausschließlich Denkopoperationen handelt. In der hier vorliegenden Arbeit wird der Terminus »elementare Handlung« verwendet, um einerseits die Abgrenzung gegen Habermas deutlich hervorzuheben und um andererseits den Begriff »operative Handlung« für visuelle Verhaltensäußerungen zu vermeiden.

der »elementaren Handlung« vorgezogen. Elementare Handlungen sind Motivkonstruktionen wie Panofskys Hutziehen, um zu grüßen. Es besteht aus dem Kinemorphem »Hutziehen«, das wiederum aus mehreren Kinemen wie z. B. der Armbewegung oder einem Nicken zusammengesetzt sein kann. Während die Handlungen auf der Grundlage von einfachen Um-zu-Motiven vorbewusst und damit im atheoretischen Wissen verortet sind, rekurrieren Handlungen wie das von Bohnsack gewählte Beispiel der Lehrerin, die sich ans Pult setzt, um Unterrichtsbereitschaft zu signalisieren, auf institutionalisierte Wissensbestände (vgl. Tabelle 1). Diese Handlung lässt sich der ikonographischen Ebene zuordnen. Sie ist nicht mehr am Handlungsverlauf beobachtbar, weil sich die Bedeutung des Sich-Setzens der Lehrerin erst aus der Reaktion der Schüler erschließt. Panofskys Beispiel des Hutziehens-um-zu-grüßen kann dagegen bereits auf der vorikonographischen Ebene als grüßen gedeutet werden, weil es sich um einen elementaren Bewegungsablauf handelt wie z. B. Mannheims »verbindlich lächeln« oder »segnen«, der auf implizitem Verstehen beruht (vgl. Mannheim 1964: 115). Gleichwohl handelt es sich bei dem Hutziehen-um-zu-grüßen um einen Grenzfall, weil auch institutionalisierte Wissensbestände herangezogen werden wie z. B. das Wissen, dass es so etwas wie Grußformeln gibt. Auch Mannheims Bewegungsablauf des Segnens, den er dem atheoretischen Wissen zuteilt, lässt sich als einen solchen Grenzfall diskutieren.

Die folgende Tabelle illustriert, wie die institutionalisierte Handlung des Sich-Setzens-um-Unterrichtsbereitschaft-zu-signalisieren auf elementaren Handlungen, Kinemorphemen und Kinemen aufbaut. Durch die gewählte Darstellung wird der Doppelcharakter alltäglicher Sinngehalte deutlich, von dem sowohl die Ethnomethodologen Blum und McHugh als auch die Vertreter der dokumentarischen Methode ausgehen. Danach sind alle sozialen Gebilde einerseits über theoretisches Wissen und andererseits über atheoretisches Wissen zugänglich. Die Handlung der Lehrerin kann deshalb auf der ikonographischen Ebene als institutionalisierte Handlung im Sinne einer Rolle ausgelegt werden und auf der vorikonographischen Ebene als elementare Handlung. Die Gliederung der Tabelle wird in Kapitel 5 wieder aufgegriffen, um den Gehalt verschiedener Körperbewegungen aufzuschlüsseln.

Ikonographische Ebene	Beispiele	Motivkonstruktionen
Institutionalisierte Handlung	Lehrerin setzt sich ans Pult	A setzt sich, <i>um</i> den Unterricht zu beginnen (Um-zu-Motiv nicht am Handlungsverlauf beobachtbar)
Vorikonographische Ebene	Beispiele	Motivkonstruktionen
Elementare Handlung (koordinierte Körperbewegung)	Sich-Setzen	A bewegt den Rumpf, <i>um</i> sich zu setzen (Um-zu-Motiv am Handlungsverlauf beobachtbar)
Kinemorphem (Gebärden)	Beugen des Rumpfes	
Kineme (Elemente von Gebärden)	Kopf u. Schultern gehen nach vorne, Becken nach hinten etc.	

Tabelle 1: Zusammensetzung der Handlung des Sich-Setzens-um-Unterrichtsbe-reitschaft-zu-signalisieren (vgl. Bohnsack 2009: 147).

In den Schriften Birdwhistells bezeichnet »Kinemorphem«, wie oben dargestellt, ein kulturell geprägtes Grundmuster einer Gebärde wie z.B. das Zwinkern oder das Beugen des Rumpfes beim Sich-Setzen. Beide werden im Rahmen dieser Arbeit nicht als elementare Handlungen charakterisiert, weil ihnen keine Um-zu-Motive unterstellt werden können. Gleichwohl stellen das Zwinkern und das Beugen des Rumpfes Einheiten oder Grundmuster dar, aus denen elementare Handlungen zusammengesetzt sein können. Der Sprachwissenschaftler Kenneth L. Pike (1967: 34) bezieht sich auf den Klassiker der Bewegungslehre Birdwhistell und bemerkt anerkennend, dass er zahlreiche theoretische und technische Parallelen hervorgehoben hat, die »zwischen der Analyse von Bewegungen und den Prinzipien von Linguistik« bestehen. Pike bezieht sich damit auf den von Birdwhistell anhand empirischer Studien erbrachten Beleg, dass eine Grammatik der Körperbewegungen und Mimik existiert, die derjenigen der gesprochenen Sprache vergleichbar ist. Aber Pike beansprucht, über ihn hinauszugehen, indem er auf der Grundlage der Linguistik eine integrierte Theorie für Sprache und visuelle Verhaltensäußerungen entwickelt. Er geht von der Beobachtung aus, dass sprachliche und visuelle Verhaltenselemente prinzipiell austauschbar sind und folgert daraus: »Diese Austauschbarkeit muss als Beleg betrachtet werden, dass sprachliches und nichtsprachliches Verhalten Strukturen umfassen, die

vom Prinzip teilweise ähnlich sind, damit diese Auswechselbarkeit von Bestandteilen möglich ist« (vgl. Pike 1967: 30). Trotz dieser vorsichtigen Formulierung durch »teilweise« und »vom Prinzip« betrachtet Pike Bild und Sprache als strukturähnlich.

Der in der vorliegenden Arbeit im Anschluss an Panofsky vertretene Standpunkt besteht dagegen darin, dass eine Wesensverschiedenheit zwischen Visuellem und Sprache existiert. Gleichwohl sind visuelle Verhaltensäußerungen in Sprache übersetzbar und durch Sprache beschreibbar. Pikes Ziel ist es im Vergleich dazu nicht nur, Körperbewegungen in Sprache zu übersetzen, sondern darüber hinaus beide Verhaltensweisen mit Mitteln der Linguistik zu charakterisieren. Ein zentraler Punkt in seiner Schrift besteht darin, dass »Sprache Verhalten ist, d. h. eine Phase menschlicher Aktivität, die in ihrer Struktur nicht als grundlegend verschieden von der Struktur der nonverbalen menschlichen Aktivität betrachtet werden darf« (ibid: 26). Daraus folgert Pike, dass »verbale und nonverbale Aktivität ein einheitliches Ganzes ist, und Theorie sowie Methodologie sollten derart organisiert bzw. geschaffen werden, um es als ein solches zu behandeln« (ibid).

Im Folgenden werden die Ansätze von Birdwhistell und Pike verglichen. Zu diesem Zweck wird die Bedeutung des Terminus »Behaviorem« von Pike einer detaillierten Untersuchung unterzogen. Er wird durch drei Grundeinheiten charakterisiert: das emische Motiv (oder Motifem), das motifemische-Position-Klassen-Korrelat und schließlich das Aktem. Diese drei Grundeinheiten werden darauf befragt, ob sich mit ihnen visuelle Verhaltensäußerungen als eigenständige Handlungen konzipieren lassen. Kann die oben präsentierte elementare Handlung des Kopfnickens-um-zuzustimmen als Behaviorem bezeichnet werden?

Pike (1967: 73 ff.) analysiert den Ablauf eines Gottesdienstes nach seinen sprachlichen und visuellen Elementen. Er sucht dafür nach Segmenten im Gottesdienst und macht sie daran fest, wann ein Aktivitätswechsel stattfindet. Die Zeit vor Beginn des eigentlichen Gottesdienstes zeichnet sich z.B. durch das Orgelspiel aus. Hier ist der Organist derjenige Akteur, der für das Segment ausschlaggebend ist. Da er allerdings hinter einer Wand sitzt und dort Orgel spielt, könnten Außenstehende ihn nicht bemerken und das Segment stattdessen dadurch charakterisieren, dass nach und nach Gottesdienstbesucher die Kirche betreten und sich auf die Bänke setzen. Pike (ibid: 75) nutzt dieses Beispiel, um die Unterscheidung von dem etischen und emischen Segment zu treffen. Ein etisches Segment wird von Außenstehenden gesetzt, die die betreffende Kultur oder Sprache nicht kennen. Ethische Einheiten sind Klassifikationen, die verfügbar sind, bevor man mit der Kultur oder Sprache in Berührung kommt. Das emische Segment stellt dagegen die Innen-Perspektive der betreffenden Kultur oder Sprache dar. Regelmäßige Gottesdienstbesucher wissen z.B., dass der Organist hinter der Wand sitzt und dort Or-

gel spielt. Aus ihrer Perspektive lässt sich die Zeit vor Beginn des Gottesdienstes – also das emische Segment – deshalb durch die Aktivität des Organisten charakterisieren.

Visuelle Verhaltensäußerungen können genauso wie Sprache den Wechsel von Segmenten markieren: Die Geste des Chorleiters, die der Gemeinde signalisiert, dass sie sich erheben soll; das Heben seines Arms, die der Gemeinde signalisiert, dass sie gleichzeitig zur ersten Note zu singen beginnen soll etc. Pike benutzt den Begriff »Behaviorem«, um eine Verhaltenseinheit, also ein Segment zu bezeichnen. Der gesamte Gottesdienst stellt ein Behaviorem dar. Aber in dem Gottesdienst gibt es viele weitere kleinere Behavioeme wie den Gesang einer Hymne oder die Predigt. Pike fokussiert dabei auf das Behaviorem als emische Einheit, weil er daran interessiert ist, wie die Teilnehmer des Gottesdienstes Segmente selbst konstruieren.

Jede emische Einheit ist aus drei sich überschneidenden Komponenten zusammengesetzt, die von Pike (ibid: 84 ff.) im Englischen als »Mode«, also Modus bezeichnet werden. Er unterscheidet den *Feature Mode*, den *Distribution Mode* und den *Manifestation Mode*. Die kleinste emische Einheit im *Feature Mode* ist, wie oben bereits kurz erwähnt, das emische Motiv oder Motifem. Im *Distribution Mode* entspricht die Grundeinheit dem motifemischen-Position-Klassen-Korrelat. Schließlich stellt im *Manifestation Mode* das Aktem die kleinste Einheit dar. Diese Charakterisierung dient dazu, Verhaltenssegmente nach sowohl inhaltlichen als auch formalen Kriterien zu unterscheiden. Zur Illustration benutzt Pike mehrere Sequenzen einer Familienfrühstücks-Interaktion. Das emische Motiv (oder Motifem) bezeichnet die charakteristische Grundeinheit dieser Frühstücks-Interaktion, die darin besteht, dass »Erwachsene eine Schüssel Getreide essen, um sich zu ernähren« (ibid: 151). Der *Feature Mode* beschreibt die Verhaltenselemente in ihrem spezifischen Zweck oder ihrer spezifischen Bedeutung. Die sprachlichen Bestandteile des emischen Motifs werden von Pike mit dem Namen »Morphem« versehen. Für die visuellen Bestandteile gibt es in diesem Modus keine Bezeichnung, weil das emische Motiv als solches immer sprachlich verfasst ist. Das Motiv des »Getreide-Essens, um sich zu ernähren« kann sich dagegen in visuellen Verhaltensäußerungen ausdrücken wie z. B. in dem Greifen des Löffels oder dem Schlucken des Getreides etc. Diese Körperbewegungen sind Bestandteil des emischen Motifs und gehören dem *Feature Mode* an. Sie führen aber keine eigene Bezeichnung. Erst wenn man sie von dem Standpunkt ihrer täglichen Abweichungen betrachtet wie z. B. die unterschiedlichen Formen, wie der Löffel gegriffen wird, dann gehören diese visuellen Verhaltensäußerungen dem *Manifestation Mode* an. Das emische Motiv des »Getreide-Essens, um sich zu ernähren« manifestiert sich also in den unterschiedlichen Formen des Löffel-Greifens. In diesem Modus gibt es dagegen eine eigene Bezeichnung für

die visuellen Verhaltensäußerungen. Sie werden als »Kineme« bezeichnet. Zusammen mit den »Phonemen« für sprachliche Verhaltensäußerungen stellen sie die Grundeinheiten, die so genannten Akteme des *Manifestation Mode* dar. Zusammengefasst stellt ein Kinem also *nicht* die spezifische Form des Ausdrucks des Löffel-Greifens in einer konkreten Situation dar, sondern es bezeichnet die Variationen des Löffel-Greifens, in denen sich das emische Motiv manifestieren kann.

Das motifemische-Position-Klassen-Korrelat, also die Grundeinheit des *Distribution Mode*, bezeichnet eine emische Position, die mit einer Morphem-Klasse verbunden (korreliert) ist. In den von Pike präsentierten Familienfrühstücks-Interaktionen setzt sich die Morphem-Klasse aus dem Getreide-Essen zusammen, das als motifemisches-Position-Klassen-Korrelat in dieser betreffenden Familie den Hauptgang einnimmt. Das Charakteristische an dem motifemischen-Position-Klassen-Korrelat ist, dass es auch den Hauptgang von anderen Frühstückssituationen ausfüllen kann. Dies ist der Fall beim Partyfrühstück. Hier ist der Hauptgang (Position) ebenfalls mit dem Getreide-Essen (Morphem-Klasse) belegt. Das motifemische-Position-Klassen-Korrelat besteht also sowohl beim Familien- als auch beim Partyfrühstück aus der Grundeinheit »Frühstückshauptgang«. Der *Distribution Mode* ist deshalb äußerst relevant, weil ein Morphem seine Bedeutung dadurch erlangt, dass es einer Morphem-Klasse und einer bestimmten Position zugeordnet wird. Das Morphem »Erwachsene essen eine Schüssel Getreide« aus der Familienfrühstücks-Interaktion erhält seine Bedeutung durch die Zugehörigkeit zur Morphem-Klasse »Getreide-Essen« und durch die ihm attribuierte Position als »Frühstückshauptgang«.

Pike entwirft mit dem emischen Behaviorem eine Verhaltenseinheit, die von der Konzeption des Visuellen in den Schriften Birdwhistells in mehrfacher Hinsicht abweicht. Das Behaviorem stellt erstens ein Verhaltenssegment dar, das auf Zeicheneinheiten beruht. Handlungseinheiten werden an Zeicheneinheiten festgemacht. Sie können unterschiedliche Größen annehmen: Sowohl einzelne Buchstaben der Hymne als auch der Gottesdienst selbst stellen eigenständige Einheiten dar. Je nachdem worauf die Beteiligten ihre Aufmerksamkeit richten, kann eine andere Größenordnung von Verhalten emisch relevant werden. Ein vergleichbares übergreifendes Konzept von Verhalten gibt es in den Schriften von Birdwhistell nicht. Andererseits besteht der Nachteil des Behavioems darin, dass es eine sowohl sprachliche als auch visuelle Einheit beschreibt und *nur dieser Einheit* kann ein Um-zu-Motiv unterstellt werden. Betrachtet man das Behaviorem in seinen Grundeinheiten, dann ist es eben nicht mit den weiter oben beschriebenen elementaren Handlungen wie dem Kopfnicken-um-zuzustimmen vergleichbar. Dies wird an der gleichzeitigen Wirksamkeit der Modi des Behavioems deutlich. Im *Manifestation Mode* kann der visuellen Verhaltensäußerung des Löffel-Greifens

nur dann eine Motivkonstruktion unterstellt werden, wenn sie im *Feature Mode* als Ausdruck des Morphems »Erwachsene essen eine Schüssel Getreide« betrachtet und als solches wiederum im *Distribution Mode* als Ausdruck der Morphem-Klasse »Getreide-Essen« und der Position »Frühstückshauptgang« zugeordnet wird. Aber die visuelle Verhaltensaäußerung des Löffel-Greifens-um-zu-essen ist für sich keine eigenständige Handlung, weil ihr kein Um-zu-Motiv unterstellt werden kann.

Zusammengefasst besteht der Unterschied von Birdwhistell und Pike darin, dass Pike mit dem Behavioem eine Verhaltenseinheit beschreibt, der nur in ihrer trimodalen Verfasstheit eine Motivkonstruktion unterstellt werden kann. Die visuelle Verhaltensaäußerung des Kopfnickens-um-zuzustimmen ist für sich keine eigenständige Handlung, weil ihr kein Um-zu-Motiv unterstellt werden kann. Durch die Trimodalität werden Körperbewegungen von Pike aus den eigenständigen sprachlich fundierten Handlungen ausgegrenzt. Sie sind zwar Bestandteil eines Behavioems, ihr propositionaler Gehalt kann aber nicht unabhängig von dem sprachlich fundierten Behavioem rekonstruiert werden. Birdwhistells Kinemorpheme stellen dagegen Einheiten oder Grundmuster dar, aus denen Handlungen zusammengesetzt sind und denen Motivkonstruktionen unterstellt werden können. Mit Birdwhistells Ansatz lassen sich Körperbewegungen wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen als eigenständige Handlungen beschreiben, während dies mit Pikes Ansatz nicht möglich ist. Das Kinemorphem von Birdwhistell entspricht dem Morphem von Pike. Beide stellen Verhaltensgrundmuster dar, die je nach Situation aus unterschiedlichen Kinemen bestehen können. Für beide Autoren sind Kineme die möglichen Variationen von Mimik und Gestik, durch die ein Kinemorphem (Birdwhistell) bzw. ein Morphem (Pike) zum Ausdruck gebracht wird. Das Morphem von Pike wird aber nicht als Einheit oder Grundmuster einer elementaren Handlung konzipiert, der man ein Um-zu-Motiv unterstellen kann. In dem Ansatz von Pike kann nur dem Behavioem eine Motivkonstruktion unterstellt werden.

#### 4.4 Von der Auseinandersetzung mit Schütz zu Merleau-Ponty

Die Wir-Beziehung ist zentral für das Schütz'sche Denken, weil sich in ihr die Erfahrung der intersubjektiven Geltung von Deutungsschemata konstituiert. Sie beruht auf der räumlichen und zeitlichen Koexistenz von Ich und Du: Einerseits ist der andere dem Ich »leibhaftig« gegeben, d. h. »als besonderes Du« mit seinem »Leib als Ausdrucksfeld in Fülle seiner Symptome«, andererseits vermag »ich in echter Gleichzeitigkeit auf seine Bewusstseinsabläufe hinzublicken« (vgl. Schütz 1993: 227 f.).

Der Phänomenologe Herman Coenen (1979: 242) hebt darauf ab, dass die intersubjektive Unmittelbarkeit in der Wir-Beziehung nur durch das buchstäbliche Wahrnehmbare gegeben ist. Die Partner einer Interaktion müssen buchstäblich im Hier und Jetzt, also leiblich anwesend sein, um wahrgenommen zu werden und eine direkte Erfahrung des Bewusstseinsstroms des anderen zu haben. Coenen kritisiert Schütz, dass er dabei von der Trennung von Leib und Bewusstsein, von äußerer leiblicher Wahrnehmung und innerer mentaler Sinngebung ausgeht. Mit dem Modus des Zur-Welt-seins von Merleau-Ponty führt Coenen stattdessen eine Form der Sinngebung ein, in der sich das Subjekt die Welt über sein leibliches Verhalten sinngebend erschließt. Leib und Bewusstsein fallen hier zusammen und sind nicht voneinander getrennt.

Nutzt man diese Kritik zur Relektüre von Schütz, dann wird deutlich, dass die Veränderungen am fremden Leib als »Anzeichen« für den gemeinten Sinn des Handelnden gesehen werden. Der Terminus »Anzeichen« wird in Bezug zu Husserl gebraucht und bezeichnet den Umstand, »dass irgendwelche Gegenstände oder Sachverhalte, von deren Bestand jemand aktuelle Kenntnis hat, ihm den Bestand gewisser anderer Gegenstände oder Sachverhalte in dem Sinne anzeigen, dass die Überzeugung von dem Sein der einen von ihm als Motiv (und zwar als ein nichteinsichtiges Motiv) erlebt wird für die Überzeugung oder Vermutung vom Sein des anderen« (vgl. Schütz 1993: 30). Bewegungen des Fremdleibes sind also in dem Sinn »Anzeichen«, als dass sie als Zeugnis der sie konstituierenden Bewusstseinsakte von Alter ego aufgefasst und in der Selbstauslegung nachvollzogen werden können. Die dafür verantwortliche Bewusstseinsleistung wird als Appräsentation bezeichnet. Sie ermöglicht, dass hinter dem Leib und dem Ausdrucksverhalten von Alter ego auf seine Gedanken geschlossen werden kann. Der Fremdleib ist dabei in originärer Präsentation gegeben, während das Seelenleben des anderen »nur in einer Mitgegenwärtig-Machung zugänglich [ist]; es ist nicht präsentiert, sondern appräsentiert« (vgl. Schütz 2003: 150).

Dem Leib kommt die gleiche Funktion zu wie Gegenständen, Gegebenheiten oder Geschehnissen, weil sie alle stellvertretend für etwas anderes aufgefasst werden. Durch den Fremdleib wie insgesamt durch alle Gegenstände der Außenwelt werden so genannte »appräsentative Verweise« (ibid: 165) ausgelöst. Die appräsentativen Verweisungen ermöglichen es, Sinn zu erschließen. Der Leib selbst ist dabei nicht sinnhaft, sondern nur Bedeutungsträger. Im Sinne von Schütz wäre eine Geste *Ausdruck* von Zorn. Sie wäre aber nicht selbst der Zorn wie im nächsten Kapitel für die Leibphänomenologie von Merleau-Ponty gezeigt wird. Außerdem unterscheidet sich der Leib von den übrigen Gegenständen, weil er der »Nullpunkt eines Koordinatensystems [ist], der bestimmte Dimensionen der Umweltorientierung wie auch die Entfernungen und Perspektiven der Umweltgegenstände bestimmt« (vgl. Schütz

2003: 142). Aber selbst in seiner Konzeption als Nullpunkt des Koordinatensystems ist er Teil der Außenwelt und bedarf eines von ihm unabhängigen Bewusstseinsaktes, um bedeutsam zu sein. Mit der Terminologie von Coenen lässt sich deshalb sagen, dass die äußere leibliche Wahrnehmung von der inneren mentalen Sinnggebung getrennt ist. Sichtbare leibliche Verhaltensaüßerungen sind wie alle äußeren Gegenstände nur Bedeutungsträger für das Bewusstsein und fallen nicht mit ihm zusammen. Das Werk von Schütz ist überaus umfangreich und richtungweisend, während Coenens Schriften bei weitem nicht diesen Grad an Ausarbeitung erreichen. Letztere machen dagegen deutlich, an welchen entscheidenden Punkten Merleau-Ponty und Schütz voneinander abweichen und Husserl unterschiedlich ausgelegt wurde.

In dem Aufsatz von 1955 »Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft« (vgl. Schütz 2003: 119 ff.) unterscheidet Schütz neben den »Anzeichen« aus dem »Sinnhaften Aufbau« (vgl. Schütz 1993) weitere Formen der Appräsentationen: Er beschreibt insgesamt Merkzeichen, Anzeichen, Zeichen sowie Symbole. Diese Unterscheidung wird getroffen, um die unterschiedlichen Formen der Transzendenzerfahrung des Menschen in der Welt zu charakterisieren. Schütz hat von Husserl die Auffassung übernommen, dass nur die eigene Erfahrung in originärer Gegenwart gegeben ist. Alle Erfahrung, die darüber hinausgeht, muss durch Appräsentation transzendiert werden. Die Appräsentation geht auf Husserls Begriffe der »Paarung« bzw. dem »intentionalen Übergreifen« (vgl. Husserl 1950: 141 f.) zurück. Sie stellen eine Assoziation dar, in der »zwei Daten in der Einheit eines Bewusstseins in Abgehobenheit anschaulich gegeben sind« (ibid: 142). Alter ego kann in dieser Einheit oder Synthesis nur als »Modifikation des Selbst« (ibid: 144) erfahren werden. Das appräsentierte fremde Sein transzendiert das eigene also als seine Modifikation. Husserl bezeichnet diesen Vorgang auch mit den Worten: »Es konstituiert sich appräsentativ in meiner Monade eine andere« (ibid: 144).

Während bei Husserl Appräsentation ausschließlich für eine Bewusstseinsleistung steht, erweitert Schütz die Bewusstseinsleistung um das Primat des pragmatischen Motivs. Sie bezeichnet die Leistung »eines wirkenden, zeitlichen und durch Sozialität und Reflexivität gekennzeichneten Menschen« (vgl. Srubar 1988: 231). Dadurch wird Appräsentation aus dem ausschließlichen Bezugsrahmen des Bewusstseins in denjenigen des Handelns qua Wirkens verlagert, das einen menschlichen Weltzugang darstellt, »der sich sowohl nach ›innen‹ (Person) als auch nach ›außen‹ (Wirkwelt) strukturierend (Relevanz schaffend) auswirkt« (ibid). Im Gegensatz zu Husserl begründet Schütz mit Hilfe der vier Appräsentationsbeziehungen (Merkmale, Anzeichen, Zeichen, Symbole) ein Kommunikationssystem, das nicht in den Bewusstseinsleistungen eines isolierten Subjekts fundiert ist. Es bleibt zwar dabei, dass jedem nur seine eigene Erfahrung in originärer Gegenwart gegeben ist. Jedoch besteht

der Unterschied zu Husserl darin, dass durch Vorgänge in der Außenwelt Appräsentationsverweise ausgelöst werden, die ein wechselseitiges Verstehen ermöglichen. Dadurch wird »eine gemeinsame kommunikative Umwelt geschaffen, innerhalb der die Subjekte sich gegenseitig in ihren Bewusstseinsaktivitäten motivieren« (vgl. Schütz 2003: 151).

Benutzt man den Symbol-Aufsatz, um die oben eingeführte Wir-Beziehung zu charakterisieren, dann wird deutlich, dass sie die Existenz von Ich und Du transzendieren und durch Symbolisierung appräsentieren kann. Zunächst war in dem »Sinnhaften Aufbau« deutlich geworden, dass durch die zeitliche und räumliche Koexistenz von Ich und Du der umweltlichen Wir-Beziehung die Übereinstimmung von Sinnsetzung und Sinndeutung jederzeit verifiziert werden konnte: »Die in der Wir-Beziehung bestehende Gemeinsamkeit der Umgebung hat zur Folge, dass ich beständig in der Lage bin, die Ergebnisse meiner Deutung fremder Bewusstseinslebnisse zu verifizieren. In der umweltlichen sozialen Beziehung, aber auch nur in ihr, ist das Du prinzipiell befragbar« (vgl. Schütz 1993: 238). Alter ego ist erstens über die Deutungsschemata »befragbar«, die er der gemeinsamen Umwelt zuordnet. Und zweitens »über die Selbstinterpretation seiner Erlebnisse, und dadurch korrigieren sich meine Erfahrungszusammenhänge vom Du wiederum in beständiger Erweiterung und Bereicherung« (ibid). Gemeint sind im »Sinnhaften Aufbau« die Um-zu-Motive des Ich, die das Du zu seinen Weil-Motiven macht und umgekehrt. Die Wir-Beziehung kennzeichnet sich durch die spezifische Erschlossenheit der fremden Motive. Durch Appräsentation werden die Gedanken von Alter ego als gewiss erfahren.

Wenn eine umweltliche soziale Beziehung in eine mitweltliche Beziehung übergeht und Ego sowie Alter ego nicht mehr zeitlich und räumlich koexistieren, dann werden das eigene und fremde Verhalten in Sinnzusammenhänge eingeordnet, die das Hier und Jetzt transzendieren. In dem Symbol-Aufsatz wird z.B. durch die Symbolisierung der Freundschaft von Ich und Du die Situation des Hier und Jetzt transzendiert (vgl. Schütz 2003: 194). Das Appräsentierende (das Gegebene) besteht in diesem Fall in dem vertrauten und freundschaftlichen Bild, das Ego von Alter ego in der Wir-Beziehung erworben hat. Durch Appräsentation verweist dieses appräsentierende Bild auf das appräsentierte Symbol der Freundschaft. Auf diese Weise wird nicht nur das Hier und Jetzt der Koexistenz von Ich und Du transzendiert und die Mitwelt bewältigbar gemacht. Auch der Sinnbereich der Alltagswirklichkeit wird transzendiert. Das Symbol oder die Idee der Freundschaft ist eine institutionalisierte Beziehung und gehört als solche nicht den Gegebenheiten der Alltagswirklichkeit an. Es werden nur einzelne Menschen und ihre Bewusstseinsakte als Wirklichkeiten des Alltags erlebt. Sie werden in der umweltlichen Wir-Beziehung in aktueller und in der mitweltlichen Beziehung in potentieller Reichweite erlebt. Die symbolische Verweisung ist

im Vergleich zu den drei anderen Appräsentationsbeziehungen (Merkzeichen, Anzeichen und Zeichen) dadurch gekennzeichnet, dass nur das appräsentierende Glied des Paares zur ausgezeichneten Wirklichkeit des Alltags gehört und das appräsentierte Glied einem geschlossenen Sinnbereich zugehörig ist. Trauung und Hochzeit sind z. B. die zeremoniellen und legalen Symbole für die Ehe und fallen damit nicht in den Gegenstandsbereich der Alltagswirklichkeit. Sie gehören stattdessen dem sakramentalen oder legalen Sinnbereich an.

Coenen wendet sich gegen Schütz' Konzept der Sozialität, das erstens einen *mittelbaren* Prozess darstellt, weil es gegenüber dem Eigenleben der beteiligten Subjekte eine sekundäre Stellung einnimmt. Zweitens kritisiert Coenen die Sozialität von Schütz dafür, dass sie über die Sinnggebung als *mentalen* Prozess läuft. Sozialität wird erst auf der Ebene der Appräsentation relevant, also demjenigen Akt des Bewusstseins, in dem eine Synthesis zwischen Gegebenem und Nicht-Gegebenem vollzogen wird. Bedeutungen werden generell in Bewusstseinsakten eines aktiven Ichs angeeignet. Auch automatisierte und vorbewusste Handlungen, so genannte Habitualisierungen beruhen auf dieser Synthesis, weil es sich um bewusst angewandte Typisierungen handelt, die durch regelmäßige Ausübung ins Vorbewusste absinken. Schütz macht keinen Unterschied zwischen Habitualisierungen und Gewohnheiten wie z. B. Bongaerts (2007), weil Sinnggebung immer an das aktive Ich gebunden ist. Bedeutungen werden also immer bewusst erworben. Die Synthesis oder Paarung des aktiven Ich steht im Gegensatz zur Synthesis des passiven Leibes. Coenen greift Husserls »Paarung« bzw. das »intentionale Übergreifen« in der Auslegung von Merleau-Ponty auf. Der tragende Grund der subjektiven Existenz wird nicht in der Aktivität des Bewusstseins ausgemacht, sondern in der Passivität des leiblichen Zur-Welt-Seins. Leibliche Passivität bedeutet, dass hier die Intentionalität ihre Wirkung ohne die Vermittlung durch ein vorausgehendes aktives Ich hat.

Husserl hat die Paarung ursprünglich als Einheit von zwei Daten im Bewusstsein definiert, die »wesensmäßig schon in purer Passivität, also gleichgültig ob beachtet oder nicht, als unterschieden Erscheinende phänomenologisch eine Einheit der Ähnlichkeit begründen, also eben stets als Paar konstituiert sind« (vgl. Husserl 1950: 142). Deshalb spricht Husserl auch von der »passiven Synthesis«. Sie bezieht sich darauf, dass die Paarung unbeachtet oder automatisch vollzogen werden kann. Der Bewusstseinsakt kann also sowohl vorbewusst als auch bewusst ablaufen. Die spezifische Auslegung der Paarung von Merleau-Ponty besteht darin, dass Wahrheit im Gegensatz zu Husserl nicht im Bewusstsein des Menschen liegt (vgl. Kapitel 4.5). Dadurch ist Erfahrung nicht durch ein aktives Ich strukturiert. Erfahrung zeichnet sich stattdessen durch Leiblichkeit, also das inneseiende Verhältnis von Leib und Bewusstsein aus. Merleau-Pontys Verständnis der Paarung wird an dem Begriff der »Zwi-

schenleiblichkeit« deutlich. Der Terminus bezeichnet die triadische Beziehung von Eigenleib, Fremdleib und der Welt. Zwischenleiblichkeit als eine triadische Paarung ermöglicht subjektübergreifendes Sinnschließen, ohne dass ein aktives Ich der Sinnggebung vorausgeschaltet ist. Sinn erschließt sich stattdessen in der Passivität des leiblichen Zur-Welt-seins. Deshalb haben »Passivität« oder »passive Synthesis« bei Husserl und Merleau-Ponty zwei unterschiedliche Bedeutungen. Für Husserl bezeichnen sie die im Bewusstsein assoziativ vollzogene Einheit zweier Daten, während sie für Merleau-Ponty die Hingebung des Menschen zur Welt charakterisieren. Die Hingebung zur Welt, also das Zur-Welt-sein, wird durch den vorpersonalen und anonymen Leib konstituiert.

Im Anschluss an Merleau-Ponty schlägt Coenen vor, von einer Gleichursprünglichkeit von Leiblichkeit und Sozialität auszugehen, so dass Sozialität dem Subjekt inhärent ist und nicht erst über die Ebene der bewussten Aktivität zustande kommt. Die bewusste Intention der Beteiligten ist damit keine notwendige Voraussetzung mehr für die Anwesenheit von Sinn. Anstelle der »Aktintentionalität« von Schütz setzt Coenen die »fungierende Intentionalität«. Letztere wird weder auf ein einzelnes aktives Ich noch auf ein dyadisches Modell von je zwei Personen reduziert. Stattdessen ist Intentionalität als ein *Funktionszusammenhang* leiblicher Bewegungen zu begreifen. Der sachbezogene Dialog bildet den Ausgangspunkt für die Analyse von sozialen Beziehungen. Primär ist nicht die Frage: »Wie kann ich den Anderen verstehen?«, sondern: »Welches ist die Aufgabe, die wir zusammen hier und jetzt in unserer Welt zu erfüllen haben?« (vgl. Coenen 1979: 248). Verstehen vollzieht sich deshalb im Rahmen einer fungierenden Intentionalität. Eine Folge daraus für die weiter oben beschriebene Wir-Beziehung ist, dass intersubjektive Unmittelbarkeit nicht mehr von der bloßen äußerlichen Anwesenheit des anderen abhängt. Stattdessen empfängt sie ihre Unmittelbarkeit über das gemeinsame Interesse an der Sache.

Coenen (1985: 203 ff.) legt auf der Grundlage von Merleau-Ponty eine Überarbeitung der Typisierungen von Schütz vor. Sein neues Konzept der Typisierungen erklärt, wie der leibliche Funktionszusammenhang fortdauernd neue Sinndimensionen zur Explikation bringt, die weder vorab als fertige Sinngehalte bestanden noch als Produkt der Explikation aufzufassen sind. Das Neue im aktuellen Verhalten besteht stattdessen aus einem *Spiel* mit Früherem. Coenens Typisierung ist für die vorliegende Arbeit insofern wichtig, als dass *erstens* über Merleau-Pontys Konzept der Leiblichkeit die Synthesis des passiven Leibes in die Sinnggebung integriert wird. Körperbewegungen sind damit nicht mehr nur *Ausdruck* innerer Bewusstseinsprozesse; sie *sind* diese Bewusstseinsprozesse. *Zweitens* eröffnet Coenens Typenbegriff eine Möglichkeit, vorbewusst und passiv eingeübte Gewohnheitshandlungen zu konzeptualisieren. Coenen geht hierin über Merleau-Ponty hinaus und erweitert

sein Konzept der Aneignung von Sinn. Der Erwerb von Bedeutung wird in der Leibphänomenologie nur als »motorische Erfassung einer Bewegungsbedeutung« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 172) dargestellt. Coenens Typisierung bietet stattdessen ein Konzept, wie die leibliche Aneignung von Sinn begrifflich fassbar gemacht werden kann.

Coenen (1985: 89) sieht die Schütz'schen Typisierungen zunächst durch drei grundlegende Aspekte charakterisiert. *Erstens* entstehen die Typen aus einer objektivierenden und generalisierenden Aktivität den früheren Erlebnissen gegenüber. *Zweitens* liegen sie danach als Schemata bereit, die an die neuen konkret erlebten Situationen herangetragen werden. Nur diejenigen Erlebnisse, die in das Deutungsschema passen, bekommen eine Bedeutung. *Drittens* haben die Typen für das Subjekt keinen verbindlichen Charakter. Sie stehen als »stock of knowledge at hand« (ibid) jedem Einzelnen zur Verfügung, aus dem für das aktuelle praktische Motiv ein geeigneter Typus ausgewählt werden kann. Typen sind demnach fertige Deutungsschemata, in die das Wahrgenommene eingeordnet wird. Sie werden nicht anhand konkreter Situationen gebildet, für die sie gelten sollen. Stattdessen entstammen sie einem Wissensvorrat, der sowohl die Sedimentierung vergangener Erlebnisse einschließt als auch »Typisierungen von Menschen im Allgemeinen, ihrer typisch-menschlichen Motivierungen, Handlungsmuster, Planhierarchien usw.« (vgl. Schütz/Luckmann 1975: 79).

Coenen (1985: 203 ff.) definiert Typisierungen stattdessen als »beständiges, sich stets erneuerndes Entstehen von leiblichem Sinn, oder, wie man auch sagen kann, von Verhaltensstrukturen« (ibid: 214). Der leibliche Sinn ist für Coenen präobjektiv, weil er *vor* jeglichen Objektivierungen der zuvor beschriebenen Synthesis des aktiven Ich steht. Typisierungen sind keine mentalen Deutungsschemata wie bei Schütz, sondern die Wirklichkeit zeigt sich qua Leib *als typisierte* Wirklichkeit. Diese Wendung der Typisierung ist möglich, weil bei Merleau-Ponty der Leib als das vorpersonale und anonyme Subjekt des Zur-Welt-seins konzipiert ist und dadurch diesseits der Dichotomie von Subjekt und Objekt liegt. Die cartesianische Trennung von Körper und Geist, Leib und Bewusstsein wird in der Phänomenologie von Merleau-Ponty aufgehoben. Dies ermöglicht es, die Welt durch das Mittel des Leibes unmittelbar als typisierte zu erfahren. Coenen bezeichnet Typisierungen auch als »Dimensionen leiblichen Verhaltens« (ibid: 212), weil sie im leiblichen Verhalten entstehen. Sie zeichnen sich durch Kontingenz und Veränderlichkeit aus. Typisierungen sind kontingent, weil vergangene Erfahrungen die im aktuellen Verhalten durchlebte Strukturierung der Wirklichkeit konstituieren, ohne dass der Ablauf der Konstitution von vornherein festliegt. Außerdem sind Typisierungen veränderlich, weil der Sinn, der sich aus der Vergangenheit anbietet, stets ein anderer ist in Übereinstimmung mit der

konkreten Situation, in der die Typisierung entsteht. Die Vergangenheit wird also durch das aktuelle leibliche Verhalten ständig neu expliziert.

Die beiden Merkmale der Kontingenz und Veränderlichkeit ermöglichen die Herausbildung von habituellen oder erworbenen Typen. Sie stehen dem Subjekt nicht als mentale Schemata zur Verfügung, sondern sind in den Leib eingeschrieben als gewohnheitsmäßige Motorik oder Wahrnehmung. Mit dieser leiblichen Habitualität erklärt Coenen die Genese von Gewohnheiten. Gewohnheiten sind leiblich-körperliche Verhaltensweisen, die als habituelle oder erworbene Typisierungen die nachfolgenden Typisierungen regulieren. Coenen bezeichnet sie deshalb auch als »soziale Regeln« (vgl. Coenen 1985: 230). Mit der Entwicklung der Typisierungen macht Coenen deutlich, dass der leibliche Funktionszusammenhang kein abgeschlossenes System bezeichnet, in dem jedes Element festen herrschenden Regeln gehorcht. Stattdessen stellt er eine »sich in der unmittelbaren Spontaneität konstituierende, fortdauernd fließende Figur [dar], die keine wirklichen Grenzen, sondern nur Horizonte hat« (vgl. Coenen 1979: 259).

#### 4.5 Intersubjektivität in Merleau-Pontys Leibphänomenologie

In der vorliegenden Arbeit werden mit den Ethnomethodologen Blum und McHugh auch Körperbewegungen als eigenständige Handlungen konzipiert, wenn ihr propositionaler Gehalt von einem theoretischen Akteur formulierbar ist. Damit kann das Kopfnicken-um-zuzustimmen als eigenständige Handlung Gegenstand von Sozialität sein, weil diese Motivkonstruktion formulierbar ist. Dies steht im Gegensatz zu Habermas, der das Kopfnicken-um-zuzustimmen nur dann als eigenständige Handlung betrachtet, wenn sie im Rahmen einer heilgymnastischen Übung ausgeführt wird. Des Weiteren werden leibliche Verhaltensweisen wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen als Gewohnheitshandlungen bezeichnet, die vorbewusst eingeübt werden. Neben Bourdieu zählt Maurice Merleau-Ponty zu den Autoren, die diejenigen Bedeutungen als intersubjektiv zugänglich betrachten, die auf der Basis von Gewohnheiten erworben werden.<sup>24</sup> Merleau-Ponty übernimmt dafür – wie in den fol-

24 Die Gewohnheit wurde insbesondere bei Bourdieu deutlich herausgearbeitet und unter dem Begriff »habituelle Praxis« zur Grundlage seiner Theorie. In den *Feinen Unterschieden* wird z. B. der Geschmack an rustikalen Speisen und die Abneigung gegen die Haute Cuisine in bestimmten Schichten beschrieben (vgl. Bourdieu 1987: 311 ff.). Gleichwohl hat Bourdieu diese Gewohnheiten nicht als Bestandteil von unterschiedlichen Wissensbeständen dargestellt, wie es beispielsweise Karl Mannheim mit

genden Abschnitten gezeigt wird – Bestandteile von Husserls Phänomenologie und erweitert sie zu einer Theorie der Intersubjektivität. Seine leibphänomenologische Auslegung von Intersubjektivität wurde in der soziologischen Theoriebildung nicht explizit aufgenommen, während sein Konzept des Körperschemas für das so genannte »Körperhandeln« oder »tacit knowledge« vielfach rezipiert wird (vgl. z. B. Taylor 1986). In dem hier vorliegenden Kapitel geht es weniger darum, an die bekannten Konzepte des Körperhandelns anzuschließen. Stattdessen steht im Zentrum des Kapitels, wie die Leibphänomenologie eine soziologische Theorie der Praxis fundiert. Auf diese Weise wird der Frage nachgegangen, wie das Visuelle als eigenständiger Beitrag in einer phänomenologischen Konstitutionsanalyse des Sozialen berücksichtigt werden kann.

In der Phänomenologie Merleau-Pontys hat der Leib eine zentrale Rolle für Intersubjektivität. Er wird durch den Modus des »Zur-Welt-seins« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 103) charakterisiert. Der Leib ist »das Vehikel des Zur-Welt-seins, und einen Leib haben heißt für den Lebenden, sich einem bestimmten Milieu zugesellen, sich mit bestimmten Vorhaben identifizieren und darin beständig sich engagieren« (ibid: 106). Durch den Leib wird die Welt erfahren. Merleau-Ponty präzisiert, dass der Leib dem Raum »einwohnt« (ibid: 169) und ihn »bewohnt« (vgl. Merleau-Ponty 2003: 101). Es ist deshalb nicht nötig, um die Gegenstände herum zu gehen, um zu wissen, wie ihre Rückseite aussieht: »Ich weiß, dass die Gegenstände viele Gesichter haben, da ich um sie herumgehen könnte [Hervorhebung der Autorin], und insofern bin ich der Welt bewusst durch das Mittel des Leibes« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 106). Die Gegenstandswahrnehmung wird durch den »bewussten« Leib ergänzt, so dass man auch der nicht-präsenten Rückseite der Dinge gewiss sein kann. Merleau-Ponty wendet sich sowohl gegen den Empirismus, der diese Kenntnis aus der bereits erfahrenen Möglichkeit erklärt, als auch gegen den Intellektualismus, der darin eine logische Notwendigkeit der Sachverhalte sieht (vgl. Günzel 2007: 40 f.). Durch den Leib wird vorbewusst die Zugehörigkeit zur Welt erfahren. Für diese »natürliche Einstellung« (vgl. Bongaerts 2003: 45 f.) ist das »ich kann« und nicht das cartesianische »ich denke« charakteristisch. In dem »ich kann« oder »ich könnte«, wie in dem oben genannten Zitat, kommt zum Ausdruck, dass die leibliche Praxis der bewussten Sinndeutung der Welt zugrundeliegt. Der Mensch kann deshalb durch das Mittel seines Leibes Gewissheit von Gegebenheiten haben, die er nicht eigens gesehen hat.

Mit dem Ausdruck »Zur-Welt-sein« oder »être au monde« bezieht sich Merleau-Ponty auf die Schriften des Philosophen Gabriel Marcel,

dem theoretischen und atheoretischen Wissen vorgeführt hat und wie es bei Erwin Panofsky mit der vorikonographischen und der ikonographischen Ebene angelegt ist (vgl. Kapitel 3).

in denen die Formulierung in Abgrenzung zu Heideggers »In-der-Welt-sein« bzw. »être dans le monde« das erste Mal benutzt wird (vgl. Spiegelberg 1982: 581). Mit »être au monde« wird eine Parallele zur Geburt, zum *Zur-Welt-kommen* des Menschen hergestellt und damit dem Inne-wohnen des Menschen in der Welt im Sinne von »lebendig sein« Rechnung getragen. Heidegger entwirft dagegen mit »In-der-Welt-sein« bzw. »être dans le monde« ein ausschließlich *räumliches* Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt (ibid). Merleau-Ponty greift den bei Marcel angelegten Unterschied zu Heidegger mit dem Zur-Welt-sein auf, um die Verwobenheit von Mensch und Welt, von Subjekt und Objekt stärker herauszuarbeiten. Sein Ziel ist es nicht, Heideggers Ansatz zu verwerfen. Er betrachtet stattdessen Heideggers In-der-Welt-sein als »legitime Fortführung Husserls Phänomenologie« (vgl. Spiegelberg 1982: 538). Merleau-Ponty hebt damit auf das Spätwerk Husserls und dem von ihm eingeführten Begriff der *Lebenswelt* ab.<sup>25</sup>

Trotz der genannten Unterschiede haben beide Seinsmodi gemeinsam, dass sie im Gegensatz zum »theoretischen Welt-Erkennen« (vgl. Heidegger 1986: 67) stehen. Merleau-Ponty grenzt das »Zur-Welt-sein« einer perceptiven Erfahrung gegen die Konstruktion der Gegenstände der Wissenschaft ab: »Mit meinem Leibe lasse ich mich auf die Dinge ein, sie koexistieren mit mir als inkarniertem Subjekt: dieses mein Leben unter den Dingen hat nichts mit der Konstruktion der Gegenstände der Wissenschaft gemein« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 220). Merleau-Ponty entwirft die Erfahrung des Menschen in der Welt wie Heidegger als Gegensatz zu einer *theoretischen* Beziehung zur Welt. Die Dinge sind nicht nur das, was die Wissenschaft in ihnen sieht, sondern sie gehören *primär* der Welt der gelebten Erfahrung, also der Lebenswelt an. Die Wissenschaft gründet als Ganzes auf dem Boden der Lebenswelt und um Wissenschaft zu betreiben, muss man »auf jene Welterfahrung zurückgreifen, deren bloß sekundärer Ausdruck die Wissenschaft bleibt« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 4). Die Modi des »être au monde« und des »être dans le monde« entsprechen damit einem *handlungspraktischen* Verhältnis zur Welt, in der die Forschenden mit der handlungspraktischen Herstellung von

25 Die Lebenswelt bezeichnet diejenige Welt, wie sie von einem lebendigen Subjekt aus seiner Einzelperspektive heraus erfahren wird. Während zu Husserls Lebzeiten der Begriff der Lebenswelt nicht mehr bekannt wurde, hat Merleau-Ponty mit seinen Arbeiten zu den unveröffentlichten Teilen von »Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie« (vgl. Husserl 1954) maßgeblich zu seiner Verbreitung beigetragen (vgl. Spiegelberg 1982: 144). Neben der Rezeption und Weiterentwicklung durch Alfred Schütz zählt damit auch Merleau-Ponty zu einem relevanten Rezipienten von Husserls Lebensweltansatzes.

Wirklichkeit konfrontiert werden und *nicht* mit der theoretischen Konstruktion von Wirklichkeit.

Husserls Phänomenologie zeichnet sich insgesamt durch eine »Wende zum Gegenstand« (vgl. Spiegelberg 1982: 77) aus. Ziel ist es darin, sich den *Sachen selbst* zuzuwenden, die die Grundlage von Wissen darstellen, und sie nach strengen wissenschaftlichen Kriterien zu beschreiben. Merleau-Ponty folgt Husserl in der Hinwendung zu den Dingen, kritisiert damit aber die Wissenschaft als Mittel der objektiven Analyse von Dingen. Für ihn bedeutet Husserls Losung, zu den Sachen selbst zurückzugehen, »zunächst eine Absage an ›die‹ Wissenschaft« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 4). Stattdessen betrachtet Merleau-Ponty das »Zurückgehen auf ›die Sachen selbst« als »zurückgehen auf diese aller Erkenntnis vorausliegende Welt, von der alle Erkenntnis spricht und bezüglich deren alle Bestimmung der Wissenschaft notwendig abstrakt, signitiv, sekundär bleibt« (ibid: 5). Diese der Erkenntnis vorausliegende Welt ist wie oben beschrieben die Lebenswelt (vgl. auch Spiegelberg 1982: 551). Gegenstand der Phänomenologie Merleau-Pontys sind die Dinge selbst, so wie sie sich in der gelebten Erfahrung präsentieren.

Bei Husserl wird die Wende zum Gegenstand durch eine Wende zum Subjekt ergänzt, weil die Phänomene letztendlich durch das Bewusstsein des Subjekts fundiert sind. Dieser Hinwendung zum Bewusstsein folgt Merleau-Ponty dagegen nicht. Die Wahrheit liegt nicht im Bewusstsein der Menschen wie Husserl mit dem Augustinus-Zitat<sup>26</sup> am Ende der »Cartesianischen Meditationen« (vgl. Husserl 1950) vorgibt. Merleau-Ponty wendet sich gegen die von Husserl vollzogene Loslösung des Subjekts und des Bewusstseins von ihrem Weltbezug, indem er hinsichtlich des Augustinus-Zitats schreibt: »Die Wahrheit ›bewohnt‹ nicht bloß den ›inneren Menschen‹, vielmehr es gibt keinen inneren Menschen: der Mensch ist zur Welt, er kennt sich allein in der Welt. Gehe ich, alle Dogmen des gemeinen Verstandes wie auch der Wissenschaft hinter mir lassend, zurück auf mich selbst, so ist, was ich finde, nicht eine Heimstätte innerer Wahrheit, sondern ein Subjekt, zugeeignet der Welt« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 7).

Mit dem Subjekt, das »zur Welt« oder auch »der Welt zugeeignet« ist, wird Merleau-Pontys Formulierung »être au monde« gemeint. Im französischen Original ist »au monde« ein Dativ und bezeichnet die *Hingebung* des Subjekts an die Welt. Der Modus des »Zur-Welt-seins« ist Ausdruck der Verwobenheit von Mensch und Welt. Das Subjekt muss nicht ein Bewusstsein von sich selbst haben, um der Welt gewiss zu sein.

<sup>26</sup> Husserls »Cartesianische Meditationen« (vgl. Husserl 1950) schließen mit dem Zitat von Augustinus: »In te redi; in interiore homine habitat veritas« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 7, Fußnote 4), was sich übersetzen lässt mit »Gehe in dich; die Wahrheit wohnt im Innern des Menschen«.

Merleau-Ponty hebt dies hervor mit »die Welt ist da, vor aller Analyse« (ibid: 6) und grenzt sich damit sowohl gegen Descartes als auch gegen Kant ab. Mit der *Hingebung* des Menschen an die Welt wird zur Explikation gebracht, dass die Erfahrung der Zugehörigkeit zur Welt durch den Leib konstituiert wird. Der Leib ist dabei das vorpersonale und anonyme natürliche Subjekt des Zur-Welt-seins. Aus diesem Grund liegt er diesseits der Dichotomie von Subjekt und Objekt. Andererseits ist der Leib aber auch die Bedingung der Möglichkeit dieser Differenz. In der Doppelerfahrung ist er als Subjekt-Objekt, als Einheitsdifferenz erfahrbar (vgl. Bongaerts 2003: 38). Während Husserl in der Subjektivität die Grundlage allen Wissens sah, entwirft Merleau-Ponty mit »être au monde« einen Seinsmodus, der Subjektivität und Objektivität miteinander vereinbart. Seine Phänomenologie lässt sich deshalb auch als »bipolare Phänomenologie« (vgl. Spiegelberg 1982: 552) bezeichnen, weil der Schwerpunkt oder Pol nicht mehr nur beim Subjekt liegt wie in Husserls Schriften.

Merleau-Pontys Theorie der Intersubjektivität setzt einen »wesentlichen und inneseienden« (vgl. Merleau-Ponty 1973: 176) Bezug von Leib und Bewusstsein voraus. Dieser wesentliche und inneseiende Bezug wird auch als *Leiblichkeit* bezeichnet. In seinen Sorbonne-Vorlesungen (vgl. Merleau-Ponty 1994b: 57 ff.) macht er deutlich, dass Husserls Auseinandersetzung mit dem cartesianischen Konzept des »cogito« einerseits dazu führt, dass die Welt aus der Ich-Perspektive heraus beschrieben und das Ich darüber zum Grund der Welt gemacht werden kann. Andererseits gelingt es Husserl nicht zu zeigen, warum es daneben noch andere eigenständige Perspektiven auf die Welt gibt. Merleau-Ponty macht insgesamt zwei gegenläufige Tendenzen in Husserls Werk aus: Erstens seinen Versuch des Zugangs zum anderen im Ausgang vom »cogito«. Diese Position lässt sich als »transzendente Subjektivität« (ibid: 59) charakterisieren. Zweitens die Ablehnung in Husserls Werk, von einem primordialen »cogito« auszugehen und stattdessen Intersubjektivität als Bewusstsein zu konzipieren, das weder mir noch dem anderen gehört. Merleau-Ponty schließt mit dem Fazit, dass Husserl beide Tendenzen in seinem Spätwerk zu vereinbaren suchte, aber dennoch keine befriedigende Lösung für das Intersubjektivitätsproblem finden konnte.

In der Vorlesung »Die Humanwissenschaften und die Phänomenologie« von 1951 (Merleau-Ponty 1973) geht der Autor jedoch in seiner Husserl-Interpretation weiter. Diese Schrift Merleau-Pontys kann deshalb für ein umfassenderes Verständnis seiner Phänomenologie herangezogen werden (vgl. Spiegelberg 1982: 554). Darin bezieht sich Merleau-Ponty (1973: 170–177) auf Husserls Konzept der Sprache. Bereits in seinem Frühwerk ist Sprechen von ihm nicht als »übersetzen des Denkens in Worte«, sondern als ein »Sich-richten-auf einen Gegenstand« (ibid: 175) mittels Sprache bezeichnet worden. Merleau-Ponty folgert

daraus, dass Bedeutung nicht außerhalb der Worte liegt, sondern »redend vollziehen wir fortlaufend ein inneres, sich mit Worten verschmelzendes, sich gleichsam beseelendes Meinen« (ibid). Merleau-Ponty konzipiert Sprache nicht als Mittel zur Bezeichnung von Gedanken oder Gegenständen. Bedeutung verwirklicht sich stattdessen im Sprechen (vgl. auch Merleau-Ponty 1966: 216 f.). Während sich dieser wesentliche und inneseiende Bezug von Sprache und Denken in Husserls Frühwerk nur andeutete, macht ihn Merleau-Ponty in seinem Spätwerk deutlich aus. Denken ist danach nicht mehr »das Auffinden eines Bewusstseins jenseits der partikularen Phänomene (zum Beispiel der Sprache), sondern Denken charakterisiert im Spätwerk Husserls »die Bewusstmachung jenes Paradoxon, wonach wir uns nur durch die Hinnahme einer sprachlichen Situation der Partikularität entledigen können, die zugleich und unweigerlich sowohl Einschränkung wie auch Eröffnung des Universalen ist« (vgl. Merleau-Ponty 1973: 174). Merleau-Ponty rückt Husserl in eine Traditionslinie mit dem Begründer des Strukturalismus Saussure, weil für beide für die Bedeutung von Sprache nicht die Relation zu äußeren Gegenständen, sondern ihre innere Struktur ausschlaggebend ist. Im Strukturalismus liegt die Bedeutung von Zeichen zwar außerhalb der Sprache, aber die Zuweisung von Bedeutung wird durch die Struktur der Sprache geregelt (vgl. Knoblauch 2005b: 204).

Merleau-Ponty vergleicht den Bezug von Sprache und Denken in den Schriften Husserls mit dem Bezug von Leib und Bewusstsein. Den Menschen in der Reflexion zu erfahren heißt, das an den Leib gebundene Bewusstsein zu erfassen. Es geht nicht darum, dieses Bewusstsein in seinem Selbstsein aufzufinden, das »hinter« dem Leib steht, sondern das Bewusstsein als »ein in kausaler Abhängigkeit von einem ›Leib‹ genannten Gegenstand Stehendes« (ibid: 175). Das an den Leib gebundene Bewusstsein, die so genannte Leiblichkeit wird von Merleau-Ponty deshalb mit dem an die Sprache gekoppelten Denken verglichen. Genau wie Sprache und Denken sich umschließen und das Wort nicht auf äußere Gegenstände verweist, so ist »der Leib kein bloßer Gegenstand mehr, an dem mein Bewusstsein äußerlich gebunden ist« (ibid: 175). Diese Verwobenheit von Leib und Bewusstsein macht Fremderfahrung möglich. Merleau-Ponty bezieht sich hierfür auf Husserls »Cartesianische Meditationen« (vgl. Husserl 1950), wonach »ich den anderen wie durch die Spontaneität meines Leibes« erfahre. Der Leib übernimmt »das Gebaren des anderen, verwirklicht mit diesem eine Art ›Paarung‹ oder ›intentionales Übergreifen« (ibid). Merleau-Ponty entlehnt die Begriffe »Paarung« und »intentionales Übergreifen« Husserls Phänomenologie, um den verstehenden Zugang zum Verhalten des anderen zu erklären. Der beseelte Leib wird zu einem Erkenntniswerkzeug, mit dem Wissen über andere beseelte Leiber gewonnen werden kann. Der Fremdleib stellt ein »zweites Ich-selbst« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 405) dar. Neben dem

wesentlichen und inneseienden Bezug von Leib und Bewusstsein gründet Intersubjektivität auf der Strukturähnlichkeit der beiden Leiber und der Erfahrung, dass sich das Verhalten des anderen Leibes auf dieselbe Welt richtet.

In der genannten Vorlesung »Die Humanwissenschaft und die Phänomenologie« von 1951 (vgl. Merleau-Ponty 1973) wird die Überlegung, dass Leib und Bewusstsein in der Wahrnehmung miteinander verschmelzen über den Vergleich zu Sprache und Denken eingeführt, die sich ebenfalls untrennbar umschließen. Merleau-Ponty erwähnt nur am Rande den prägenden Einfluss des Strukturalismus, der ihn zu dieser Überlegung geführt hat. Axel Honneth (1990: 140 f.) hebt hervor, dass Merleau-Pontys Arbeiten in den 50er Jahren zunehmend durch die Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus geprägt sind. Dies führt dazu, dass der Bedeutungsgehalt von Wahrnehmung nicht über die Intentionen eines einzelnen Subjekts konzeptualisiert wird. Stattdessen wird er überindividuell im Akt der Wahrnehmung erzeugt. Dieses Konzept war in der »Phänomenologie der Wahrnehmung« von 1945 (vgl. Merleau-Ponty 1966) nur in Ansätzen anzutreffen. Der strukturalistische Einfluss und mit ihm die Einführung anonymer Sinnhorizonte erklärt, weshalb der Leib im Spätwerk zunehmend als vorpersonal und anonym zu betrachten ist und in dieser Funktion subjektübergreifendes Sinnverstehen ermöglicht. Allerdings bedeutet überindividuell nicht, dass der Sinnzusammenhang von den beteiligten Subjekten losgelöst ist. Coenen (1979: 258) macht deutlich, dass die *Spontaneität* bzw. *Unmittelbarkeit* des leiblichen Sinnzusammenhangs immer als »unser eigenes Zusammenspiel« konzipiert ist. Die fungierende Intentionalität im Gegensatz zur Aktintentionalität von Schütz macht es möglich, dass Intentionen in ihrem Funktionszusammenhang auf eine Vielzahl von Subjekten bezogen sein können. Dadurch wird in der Subjektivität sowohl der Einzelbeitrag als auch der überindividuelle Beitrag gleichermaßen berücksichtigt.

Eine vergleichbare Lesart des Bezuges von Leib und Bewusstsein hat Bongaerts (2003: 37, Fußnote 20) entwickelt, der ihn als ein Verhältnis »wechselseitiger Fundierung« bezeichnet. Der vorpersonale Leib ermöglicht und beeinflusst das Bewusstsein und umgekehrt wird er durch das Bewusstsein modifiziert. Im Anschluss an Bongaerts heißt Fundieren bei Merleau-Ponty nicht genetisch vorausliegen, sondern das Fundierte weist auf das Fundierende zurück, so dass es das Fundierende letztendlich *mitfundiert*. Die leibliche Praxis als das Vorbewusste fundiert das Bewusstsein und bewusst intentionales Handeln in dem Sinne, dass letztere auch auf die leibliche Praxis zurückwirken. Dies wird einerseits daran deutlich, dass die in der leiblichen Praxis verkörperte Bedeutung, der so genannte *inkarnierte Sinn* (vgl. z. B. Merleau-Ponty 1966: 198), jede bewusste Kommunikation begleitet und subjektübergreifendes Sinnverstehen ermöglicht. Andererseits können bewusst eingeübte und au-

tomatisierte Routinehandlungen ins Vorbewusste ableiten, so dass sie nicht mehr reflexiv zugänglich sind.<sup>27</sup> Routinehandlungen werden dann Bestandteil leiblicher Praxis. Auf diese Weise wird das Fundierende (die leibliche Praxis) durch das Fundierte (das Bewusstsein) modifiziert.

Für die hier vorliegende Arbeit ist insbesondere die Intersubjektivität von Mimik und Gestik relevant. Merleau-Ponty hebt ausdrücklich hervor, dass sichtbare Verhaltensäußerungen intersubjektiv zugänglich sind: »Um etwa eine zornige oder drohende Gebärde zu verstehen, muss ich mir nicht erst die Gefühle in die Erinnerung rufen, die ich selbst einmal hatte, als ich dieselben Gebärden machte [...] ich sehe vielmehr den Zorn der Gebärde an: Sie lässt nicht lediglich *denken* an Zorn, sie ist der Zorn« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 218 f.). Die Bedeutung einer zornigen Geste wird ihr *angesehen* und ist damit im bildlichen Ausdruck eingeschrieben. Sowohl die Ausführung als auch das Verstehen einer zornigen Geste ist vorbewusst. Intersubjektivität gründet auf der »wechselseitige[n] Entsprechung meiner Intentionen und der Gebärden des anderen, meiner Gebärden und der im Verhalten des anderen sich bekundenden Intentionen« (ibid.). Der Angelpunkt, über den sich die wechselseitige Entsprechung objektiv ausdrückt und als solche wahrgenommen wird, ist der Leib: »Dann ist es, als wohnten seine Intentionen meinem Leib inne und die meinigen seinem Leibe« (ibid.). Der bildliche Ausdruck von Verhaltensäußerungen bleibt hier also nicht auf ein monologisches Verstehen beschränkt. Intersubjektivität wird stattdessen über den Leib gelöst, weil durch ihn subjektive und objektive Strukturen vermittelt werden. Der Leib erscheint als Einheitsdifferenz bzw. als Chiasmus, der beides übergreift und damit Sinnfundament für die Explikation von Subjekt und Objekt ist.

Bongaerts (2003) macht vier Dimensionen aus, die von zentralen Autoren wie z. B. Husserl, Schütz oder Merleau-Ponty zur Charakterisierung von Intersubjektivität herangezogen werden. Die ersten beiden Dimensionen wurden in dem vorliegenden Kapitel unter Rückgriff auf Merleau-Pontys Auseinandersetzung mit Husserl bereits geklärt. Dies war erstens das Intersubjektivitätsproblem Husserls, der den Zugang zum anderen im Ausgang vom »cogito« suchte. Außerdem machte Merleau-Ponty auch eine gegenläufige Tendenz in Husserls Werk aus, die darin bestand, Intersubjektivität als Bewusstsein zu konzipieren, das weder dem Ego noch dem Alter ego gehört. Dieses Problem der Fremderfahrung, der ersten Dimension von Intersubjektivität, wurde durch den *wesentlichen und imneseienden* Bezug von Leib und Bewusstsein gelöst. Da Merleau-Ponty den Wahrnehmungsvorgang als einen Prozess aufgefasst hatte, in dem der Mensch aus seinem leiblichen Verhalten heraus die Welt sinngebend erschließt, lies sich die cartesianische Trennung von

<sup>27</sup> Zum Unterschied von Gewohnheit und Routine vgl. Bongaerts (2007).

Körper und Geist, Leib und Bewusstsein als getrennte Entitäten nicht aufrecht erhalten. Die zweite Dimension, die von Bongaerts (2003: 26) für Intersubjektivität ausgemacht wird, ist der verstehende Zugang zum Verhalten des anderen. Diese Dimension fiel auf der vorreflexiven Ebene mit der ersten Dimension zusammen. Die »Paarung« bzw. das »intentionale Übergreifen« ermöglichte den verstehenden Zugang zum Verhalten des anderen dadurch, dass der andere Leib dem eigenen Leib strukturanähnlich erscheint und sich dieselbe Welt sinngebend erschließt. Der Zugang zum anderen (Fremderfahrung) und der verstehende Zugang zum Verhalten des anderen fallen auf der vorreflexiven Ebene zusammen, weil die leibliche Praxis von vornherein in die soziale Welt eingebettet ist.

Gegenstand des noch offenen dritten Aspekts des Intersubjektivitätsproblems sind die *Zwischenleiblichkeit* und der *Dialog*. Bongaerts (2003: 41 f.) macht die Lösung dieses dritten Aspekts daran fest, ob das emergente, also überindividuelle und objektive Sinnsgeschehen zwischen Ego und Alter ego theoretisch-konzeptionell gefasst wird. Er unterscheidet im Werk von Merleau-Ponty zwei Formen von Sozialität, die diese Bedingung erfüllen. Die erste konstituiert sich auf der Basis des inkarnierten Sinns und der Wahrnehmung des Zusammenhangs von eigenem und fremdem Leib, der so genannten *Zwischenleiblichkeit*. Der überindividuelle Sinn leitet sich aus der triadischen Beziehung dieser beiden Leiber und der Welt ab. Bei der *Zwischenleiblichkeit* handelt es sich um kein reflexiv verfügbares Wissen, sondern um ein vorbewusstes und unmittelbar zugängliches Körperwissen. Die zweite Form der Sozialität ist dagegen diejenige des sprachlich vermittelten *Dialogs*. Hierbei handelt es sich um reflexiv zugängliches Wissen. Merleau-Ponty beschreibt den Dialog als ein überindividuelles Sinnsgeschehen, das sich nicht auf die einzelnen Beiträge der beteiligten Individuen zurückführen lässt.<sup>28</sup>

Die Deutungsebenen der beiden Formen von Sozialität werden von Merleau-Ponty (1966: 212 f.) auch als gestische und begriffliche Bedeutung bezeichnet. Die begriffliche Bedeutung setzt die gestische Bedeutung voraus: »Und so muss denn hier der Sinn der Worte letzten Endes durch die Worte selber hervorgebracht sein, oder vielmehr genauer, deren begriffliche Bedeutung sich bilden auf Grund und aus ihrer *gestischen Bedeutung*, die ihrerseits der Sprache selbst immanent ist« (ibid.). In diesem Zitat aus der »Phänomenologie der Wahrnehmung« von 1945 (vgl. Merleau-Ponty 1966) entspricht die gestische Bedeutung der in der leib-

<sup>28</sup> »In der Erfahrung des Dialogs konstituiert sich zwischen mir und dem anderen ein gemeinsamer Boden, mein Denken und seines bilden ein einziges Geflecht, meine Worte wie die meines Gesprächspartners sind hervorgerufen je durch den Stand der Diskussion und zeichnen sich in ein gemeinsames Tun ein, dessen Schöpfer keiner von uns beiden ist« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 406).

lichen Praxis verkörperten Bedeutung, also dem inkarnierten Sinn, während die begriffliche Bedeutung die reflexiv zugängliche darstellt. In dem posthum veröffentlichten Werk »Das Sichtbare und das Unsichtbare« von 1964 (vgl. Merleau-Ponty 1994a: 185) hat Merleau-Ponty das Konzept der Zwischenleiblichkeit ausgearbeitet und anstelle der gestischen Kommunikation benutzt. Die Zwischenleiblichkeit oder »intercorporéité« wird als Fähigkeit beschrieben, sich mit den Dingen zu paaren (»le pouvoir d'épouser les choses«). Hier kommt der weiter oben beschriebene Bezug zu Husserls »Paarung« bzw. dem »intentionalen Übergreifen« zum Ausdruck.

Die Verwendung von zwei Formen der Sozialität macht insgesamt deutlich, dass Merleau-Ponty wie die Ethnomethodologen Blum und McHugh oder auch Vertreter der dokumentarischen Methode von dem Doppelcharakter alltäglicher Sinngehalte ausgeht. Danach lässt sich jedes soziale Geschehen sowohl über die gestische oder atheoretische Verständigung als auch über die begriffliche oder theoretische Verständigung auslegen. Das bedeutet aber auch, dass beide Formen der Sozialität konkrete Deutungsgemeinschaften voraussetzen. Merleau-Ponty hebt ausdrücklich hervor, dass das Verstehen der gestischen Kommunikation auf seine unmittelbare Umwelt beschränkt ist: »Freilich, ich nehme den Sinn der Gebärde nicht wahr wie etwa die Farbe des Teppichs. Wäre er mir gegeben gleichwie ein Ding, so bliebe unverstänlich, warum mein Verstehen von Gesten im Ganzen sich auf menschliche Gebärden beschränkt. Die sexuelle Mimik des Hundes »verstehe« ich nicht, nicht zu reden vom Maikäfer oder Gottesanbeterin. Sogar bei mir fremden Menschen und überhaupt in einer der meinigen allzu entfernten Umwelt verstehe ich nicht den Ausdruck der Emotionen« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 219).<sup>29</sup> Die atheoretische Verständigung ist auf einen gemeinsam geteilten »konjunktiven Erfahrungsraum« (vgl. Bohnsack z. B. 2009: 18) beschränkt, der nicht-öffentlich und milieu-spezifisch ist. Dagegen rekurriert die theoretische Verständigung auf öffentliche oder gesellschaftliche Bedeutungen.<sup>30</sup>

<sup>29</sup> In der deutschen Übersetzung von 1966 heißt es ursprünglich: »[...] Sogar bei Primitiven und überhaupt in einer der meinigen allzu entfernten Umwelt verstehe ich nicht den Ausdruck der Emotionen« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 219).

<sup>30</sup> Aus diesem Grund kann z. B. der Begriff »Familie« zwei unterschiedliche Bedeutungen annehmen: Erstens bezeichnet »Familie« im Sinne der begrifflichen Bedeutung eine generationenübergreifende, miteinander verwandte Gruppe von Personen. Zweitens sind damit im Sinne der gestischen Kommunikation bestimmte gemeinsame Erfahrungen eines Milieus oder einer konkreten Gemeinschaft gemeint, die mit dem öffentlichen Begriff von Familie assoziiert werden, aber von ihm abweichen können.

Die vierte Dimension von Intersubjektivität besteht nach Bongaerts (2003: 43) in der Klärung der Aneignungsprozesse von sozialem Sinn. Der Autor bezeichnet die Ausführungen Merleau-Pontys dazu als spärlich. Im Rahmen der Leibphänomenologie wird lediglich deutlich, dass die primordiale Sozialität der vorreflexiven Erfahrung »die Aneignung sozialen Sinns und die Konstitution reflexiven Bewusstseins« (ibid) ermöglicht. Der primäre Erwerb von Bedeutungen vollzieht sich im Rahmen von Gewohnheiten, in denen der Leib »erfasst und versteht« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 172). Die Aneignung von Sinn wird z. B. als »motorische Erfassung einer Bewegungsbedeutung« (ibid) dargestellt. Der Leib bezeichnet darin das Vermögen, »unser Sein zur Welt zu erweitern oder unsere Existenz durch Einbeziehung neuer Werkzeuge in sie zu verwandeln« (ibid: 173). Bongaerts (2003: 44) fasst den Erwerb von sozialer Bedeutung deshalb als Einübung und Habitualisierung sozialer Praxis im Rahmen von Interaktionssituationen auf. Während die vierte Dimension des Intersubjektivitätsproblems bei Merleau-Ponty »nicht sonderlich originell« (ibid) gelöst wird, stellt Coenens Typisierungsbegriff aus Kapitel 4.4 einen Ansatz zur Klärung der Aneignungsprozesse von sozialem Sinn dar. Typisierungen bezeichnen ein beständiges, sich stets erneuerndes Entstehen von leiblichem Sinn. Während Merleau-Ponty keine theoretische Grundlage für den Erwerb von Bewegungsbedeutungen bietet, kann das Konzept der Typisierungen den Erwerb von Bedeutungen im Rahmen von Gewohnheiten erklären.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Eine phänomenologische Konstitutionsanalyse des Sozialen fragt nach den Konstitutionsbedingungen, also den logischen Denkvoraussetzungen des Sozialen. In der Leibphänomenologie Merleau-Pontys ist die *Leiblichkeit* als inneseiendes Verhältnis von Leib und Bewusstsein Voraussetzung von Sozialität. Intersubjektivität ist wie in der Schütz'schen Phänomenologie lebensweltlich fundiert. Zentral für sie ist also die Frage nach Subjektivität. Während Schütz sie über das *einzelne Subjekt* löst, findet Merleau-Ponty einen anderen Weg. In der Leibphänomenologie ist Subjektivität auf eine *Vielzahl von Subjekten* bezogen. Bei Schütz bleibt die Appräsentation oder Synthesis auf das aktive Ich beschränkt. Merleau-Ponty greift die Synthesis auf, die bei Husserl als »Paarung« bzw. »intentionales Übergreifen« eingeführt wird und wendet sie auf den passiven Leib an. Appräsentation ist bei Husserl ursprünglich eine Form der Intentionalität, also eine Bewusstseinsleistung. Bei Schütz wird die Synthesis um das Primat des pragmatischen Motivs erweitert. Sie bleibt aber auf das aktive bewusste Ich beschränkt. Durch Merleau-Pontys inneseiendes Verhältnis von Leib und Bewusstsein geht die Synthesis stattdessen von dem passiven Leib aus. Intentionalität stellt damit keine reine Bewusstseinsleistung mehr dar, sondern sie ist vorreflexiv sowie passiv und wird durch den vorpersonalen und anonymen Leib strukturiert. Auf diese Weise

wird subjektübergreifendes Sinnschließen ermöglicht. Durch Spontaneität bzw. Unmittelbarkeit des leiblichen Sinnzusammenhangs bleibt Subjektivität dabei aber sowohl auf den Einzelbetrag als auch auf überindividuelle Beiträge bezogen. Intentionalität als Funktionszusammenhang berücksichtigt eine Vielzahl von Subjekten und geht deshalb über die klassische Face-to-Face Kommunikation hinaus.

#### 4.6 Zusammenfassung

Mithilfe von Ethnomethodologie und Phänomenologie wurden in diesem vorliegenden Kapitel die objektiv-wissenschaftlichen Idealisierungen hinterfragt und die Hinwendung zu den Herstellungsmechanismen von sozialer Wirklichkeit vollzogen. Die Ethnomethodologen Blum und McHugh haben dafür nicht diejenigen theoretischen Sichtweisen der Akteure analysiert, die sie über ihre Motive entwickeln. Mit dem Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* sind sie stattdessen über diese theoretischen Sichtweisen hinausgegangen, die durch bloße Befragung zur Explikation gebracht werden können. Blum und McHugh's Handlungstheorie zielte darauf ab, die *Bedingungen* von Wissen zu untersuchen, die die Motivkonstruktionen ermöglichen. Ihr Analysegegenstand war das in Regeln ausgedrückte Wissen, auf dessen Grundlage Akteure überhaupt erst Motive angeben. Durch die Unterscheidung des *theoretischen* vom *praktischen* Akteur wurde deutlich gemacht, dass der ausschlaggebende Unterschied nicht in der vorbewussten und der bewussten Regelbefolgung liegt. Beide Formen der Regelbefolgung wurden von Blum und McHugh in ihre Theorie mit einbezogen. Stattdessen hat die Unterscheidung des *theoretischen* vom *praktischen* Akteur gezeigt, dass die Regeln formulierbar sein müssen. Der theoretische Akteur handelte regelorientiert, während der praktische Akteur nur regelbeherrscht agierte. Der erstere wusste also, was er tut, während letzterer den propositionalen Gehalt der Regeln nicht ausdrücken konnte. Wie für den Soziologen David Bloor musste Regelbefolgung damit *wissentlich* sein. Man kann einer Regel nicht aus Versehen folgen. Hingegen konnte Regelbefolgung durchaus vorbewusst sein. Ihr propositionaler Gehalt musste lediglich formulierbar sein, damit es sich um Regelbefolgung handelt. Auf diese Weise konnten neben den bewussten, intendierten Handlungen auch vorbewusste und leiblich-körperliche Verhaltensweisen in Regeln ausgedrückt und angewandt werden.

Ein Motiv erlangte seinen Status außerdem dadurch, dass es *zugeschrieben* wird, weil es sich um *Regeln des Beobachters* handelte. Die Motivzuschreibung stellte eine sozial organisierte Regel dar, die es einem Mitglied ermöglicht zu entscheiden, was Alter gehört. Auf diese Weise

wurde die wechselseitige Motivzuschreibung erklärt. *Theorizität* beinhaltet, dass sich die Akteure einer Interaktion den Status eines theoretischen Akteurs wechselseitig, d. h. mal als Beobachter und mal als Beobachteter zuschreiben. Im Gegensatz zu dem Konzept von Schütz war diese Wechselseitigkeit nicht durch die egologische Sinndeutung fundiert, weil die Motivzuschreibung nicht die Innenansichten des handelnden Subjekts darstellen, sondern als Regeln des Beobachters konzipiert wurden. Die Ethnomethodologen Blum und McHugh wählten an dieser Stelle also einen anderen Weg als die Phänomenologie, in der Subjektivität und ihre Voraussetzungen Gegenstand der Betrachtung sind.

In der Phänomenologie wurden die objektiv-wissenschaftlichen Idealisierungen durch die Hinwendung zur Lebenswelt hinterfragt. Lebenswelt bezeichnete diejenige Welt, wie sie von einem lebendigen Subjekt aus seiner Einzelperspektive heraus erfahren wird. Der Phänomenologe Coenen reduzierte Subjektivität im Anschluss an Merleau-Ponty nicht auf ein einzelnes Subjekt oder ein dyadisches Modell von zwei Interaktionspartnern. Während bei dem Phänomenologen Schütz die intersubjektive Unmittelbarkeit in der Wir-Beziehung nur durch die leibliche Anwesenheit beider Interaktionspartner im Hier und Jetzt erfahrbar war, erweiterte Coenen das Konzept der Unmittelbarkeit durch Merleau-Ponty's Leiblichkeit. Sie bezeichnete das inneseiende Verhältnis von Leib und Bewusstsein. Es stellte die konstitutionsanalytische Voraussetzung dar, in die intersubjektive Unmittelbarkeit weitere Sinnhorizonte einzubeziehen. Merleau-Ponty's Modus des Zur-Welt-seins ermöglichte eine Form der Sinnggebung, in der das Subjekt die Welt über sein leibliches Verhalten sinngebend erschließt. Das Konzept der Leiblichkeit war deshalb die Bedingung dafür, über das Hier und Jetzt hinaus miteinander zu kommunizieren und damit weitere Sinnhorizonte einzubeziehen. Die bei Schütz beschriebene Face-to-Face Kommunikation verlor auf diese Weise ihre alles bestimmende Bedeutung.

Wenn man auf den Beginn dieses Kapitels zurückblickt, dann entspricht Merleau-Ponty's Leibphänomenologie dem ersten Merkmal der »neuen« Praxistheorie. Sozialität und Intersubjektivität werden nicht von vornherein gleichgesetzt, weil gemeinsam geteilte, intersubjektive Deutungsmuster *nicht* primär in Interaktionen erworben und aufrechterhalten werden. Stattdessen ist Sozialität dem Subjekt über seine Leiblichkeit von vornherein inhärent. Es ist »zur Welt« oder »der Welt zugeeignet«. Die Erfahrung der Zugehörigkeit zur Welt wird durch Leiblichkeit konstituiert. Intersubjektivität wird nicht durch ein bloßes Gegenüber von Ich und dem anderen gelöst, sondern über den Funktionszusammenhang leiblicher Bewegungen. Das zweite Merkmal der »neuen« Praxistheorie bestand darin, dass Körperbewegungen nicht Gegenstand von Sozialität sind, weil sie nicht als eigenständige Handlungen konzipiert werden. Der vordergründige Bezug zu »Materialität« der Praxis-

theorie im Anschluss an Habermas täuschte über den Umstand hinweg, dass sichtbare leibliche Verhaltensweisen nur Bestandteil der Tätigkeit im Vollzug sind. Ihr eigenständiger propositionaler Gehalt konnte dagegen nicht unabhängig von der intendierten Handlung rekonstruiert werden. In der Leibphänomenologie Merleau-Pontys wurden dagegen die Bedingungen offen gelegt, die erfüllt sein müssen, damit sichtbare leibliche Verhaltensaussagen als eigenständige Handlungen ausgedrückt werden können. Hier weisen die Schriften Merleau-Pontys einen Weg, die Sozialität des Visuellen für eine Praxistheorie fruchtbar zu machen.

## 5. Hermeneutische Videoanalyse

### 5.1 Videoanalysen und Standortgebundenheit

Die sozialwissenschaftliche Hermeneutik (vgl. z.B. Kissmann 2009b; Raab 2008; Reichertz/Englert 2011), die fokussierte Ethnographie (vgl. Knoblauch/Tuma 2011; Knoblauch u. a. 2010) und die dokumentarische Methode (vgl. z.B. Bohnsack 2009; Wagner-Willi 2005) lassen sich von der Methodologie der Konversationsanalyse in unmittelbarer Tradition ihrer Begründer unterscheiden.<sup>31</sup> Während in der vorliegenden Arbeit wie auch in den anderen genannten interpretativen Ansätzen eine semantische Analyse durchgeführt wird, analysiert die Konversationsanalyse von Harvey Sacks, Emanuel Schlegloff und Gail Jefferson die formalen Strukturen von Datenmaterial. Sie greift auf ein 35-jähriges Regelwerk zur Analyse von Sprache zurück, deren Grundeinheit der »turn-const-ruktional unit« ist (vgl. Sacks u. a. 1974). Ziel ist es darin, die formale Gestaltung dieser Grundeinheiten in ihrem syntaktischen, prosodischen und pragmatischen Kontext zu beschreiben. Es geht der Konversationsanalyse also zunächst nicht um den sozialen Sinn einer Interaktion sondern vielmehr um deren formale Struktur. Durch die komparative Analyse vergleichbarer Interaktionssequenzen lassen sich Aussagen machen über die Art und Weise, wie Akteure in einer bestimmten sozialen Situation die Interaktion ausgestalten. Forschungslogisch gelangt der soziale Sinn also erst durch die komparative Analyse in die Handlung.

Für Arzt-Patient Gespräche hat z.B. Maynard (1991) die Art und Weise von Gesprächsführungen beschrieben. Durch die komparative Analyse wurde ihre Funktion in den Arzt-Patient Gesprächen und damit ihr sozialer Sinn als »perspective-display series« (ibid: 449) deutlich. Danach fordern Ärzte zunächst die Alltagserfahrung der Patienten ein, um sie in ihre eigene Perspektive einzubeziehen. Sie integrieren dadurch die Perspektive der Patienten in ihre medizinische Evaluierung. Das Prinzip der Konversationsanalyse beruht auf der Analyse universeller, für jeden verfügbarer Regelsysteme. Aus dem Grund ist die Standortgebundenheit des wissenschaftlichen Beobachters nicht relevant. Ihr Begründer Harvey Sacks sieht den Unterschied seiner Arbeit im Gegensatz zu der »Chicago-Soziologie« darin, dass er »den Versuch [unternimmt] eine Soziologie zu entwickeln, bei der der Leser über ebenso viel Informationen verfügt wie die Verfasser und somit die Analyse reproduzieren kann« (vgl. Sacks 1992: 27).

31 Aus der objektiven Hermeneutik liegen gegenwärtig nur Analysen von unbewegten Bildern vor (vgl. z.B. Loer 1994; Breckner 2003, 2010).

Im Vergleich zur Konversationsanalyse ist die semantische Analyse vom ersten Auswertungsschritt auf den sozialen Sinn fokussiert. Letztere wird von der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, der fokussierten Ethnographie und der dokumentarischen Methode praktiziert. Gleichwohl weisen diese Schulen Bezüge zur Konversationsanalyse auf, ohne jedoch die formalen Strukturen des Datenmaterials im Sinne von Harvey Sacks zu analysieren. Hierzu zählen insbesondere Knoblauch/Tuma (2011), Knoblauch u. a. (2010) und Heath u. a. (2010). Aber auch in Kissmann (2009a) und (2009b) werden Bezüge zur Konversationsanalyse hergestellt. Hubert Knoblauch und Mitarbeiter arbeiten eng mit Christian Heath zusammen, der an die konversationsanalytische Tradition anknüpft. In den Auswertungssitzungen stehen aber nicht die formalen Strukturen des Datenmaterials im Sinne universell verfügbarer Regelsysteme im Fokus der Analyse. Aus Sicht der Autorin kommen Lorenza Mondada und Mitarbeiter der Methodologie von Harvey Sacks am nächsten, weil in jeder Auswertungssitzung konkrete Bezüge zu den Veröffentlichungen von Harvey Sacks, Emanuel Schlegloff und Gail Jefferson hergestellt werden. Auf diese Weise wird der Versuch unternommen, die formalen Strukturen im Datenmaterial zu identifizieren (vgl. z. B. Mondada 2007; Bruxelles u. a. 2009; Goodwin 2009a; Goodwin 2009b).

Gegenstand der semantischen Analyse sind die Konstruktionen des Common Sense der gefilmten Interaktionspartner als »Konstruktionen ersten Grades« (vgl. Schütz 1971: 6 f.). Durch ihre Re-Konstruktion werden sie als Konstruktionen zweiten Grades Gegenstand der Videoanalyse. Mit der Rekonstruktion des sozialen Sinns wird auch die Standortgebundenheit des Beobachters relevant. Die Hermeneutik löst das Problem der Standortgebundenheit durch die Trennung von Beobachter- und Teilnehmerperspektive. Luckmann (1981: 220) nennt diesen Umstand »theoretische Distanz«, der die Voraussetzung dafür ist, den Common Sense für wissenschaftliche Erklärungen zu benutzen. Damit unterscheidet sich die Hermeneutik auch von der Ethnographie der ethnologischen Prägung, in der die fremde Kultur erlernt und angeeignet wird. In der ethnologischen Ethnographie ist es Ziel, dass die Beobachter die Perspektive der Teilnehmer einnehmen: »Als teilnehmende Beobachter können wir die Kultur oder Subkultur der zu studierenden Leute erlernen. Wir können erreichen, die Welt in derselben Weise zu interpretieren wie sie es tun...« (vgl. Hammersley/Atkinson 1995: 8). Dagegen beruht die Hermeneutik auf der Annahme, dass Beobachter und Handelnde unterschiedliche Relevanzsysteme haben, die nicht deckungsgleich sind und auch nicht durch Beobachtung in Deckung gebracht werden können.

Die hermeneutische Wissenssoziologie im Anschluss an z. B. Luckmann (1981) oder Soeffner (2004) begründet die Trennung von Beobachter- und Teilnehmerperspektive mit der Phänomenologie von Alfred

Schütz (1971: 30 f.). Danach sind die Konstruktionen des Common Sense des Beobachters von denjenigen der beobachteten Handelnden zu unterscheiden, weil ihnen andere Absichten zugrundeliegen. Die Absichten eines handelnden Interaktionspartners, d. h. seine Um-zu-Motive, werden in der Handlung prinzipiell von dem Gegenüber gespiegelt, indem er sie zu seinen Weil-Motiven macht. Der Beobachter hat durch seinen Beobachterstatus andere Absichten und ist von den Motiven der beobachteten Handelnden nicht betroffen.<sup>32</sup> Der subjektive Sinn der studierten Handlung kann aus den unterstellten Um-zu-Motiven als Konstruktion zweiten Grades rekonstruiert werden. Dabei wächst die Wahrscheinlichkeit, die Motive zu verstehen mit dem »Grad der Anonymisierung« und der »Standardisierung« (ibid) des beobachteten Verhaltens. Damit werden von Schütz diejenigen Konstruktionen des Common Sense beschrieben, die generalisierbar und aus dem allgemeinen Wissensvorrat des Beobachters heraus verständlich sind. Von Thomas Luckmann (1981) werden sie auch als der objektivierbare Sinn von Handlungen bezeichnet. Damit nimmt er Bezug auf den Doppelcharakter von Gesellschaft, demzufolge der subjektiv gemeinte Sinn zu objektiver Faktizität werden kann. Umgekehrt heißt Doppelcharakter von Gesellschaft in der von Thomas Luckmann und Peter Berger entwickelten Wissenssoziologie auch, dass der objektive Sinn von den Subjekten internalisiert wird (vgl. Berger/Luckmann 1996: 20). In dieser unter Bezug auf Alfred Schütz phänomenologisch fundierten Wissenssoziologie entsprechen die Schützchen Konstruktionen des Common Sense den institutionalisierten Wissensbeständen.

Im Gegensatz zur hermeneutischen Wissenssoziologie kritisiert Bohnsack (2006; auch 2009: 148) aus der Perspektive Karl Mannheims die Konzeption des wissenschaftlichen Beobachters im Anschluss an Alfred Schütz. Danach ist erstens unklar, wie sich der Beobachter des Alltags vom wissenschaftlichen Beobachter unterscheidet und zweitens werden seine Deutungsinteressen sowie Standortgebundenheit unberücksichtigt gelassen (2006: 275 f.). Es wird der Kritik von Bohnsack an der hermeneutischen Wissenssoziologie Rechnung getragen, indem in der hier vorliegenden Arbeit ein Wechsel der AnalyseEinstellung vorgenommen wird, wie ihn Harold Garfinkel (1967: 272 f.) mit Bezug auf Alfred Schütz formulierte. Während der Alltagsbeobachter die Um-zu-Motive als wahr ansieht, hinterfragt der wissenschaftliche Beobachter der Ethnomethodologie, *wie* die Motivkonstruktionen zustande kommen. Im ersten Fall nimmt der Alltagsbeobachter eine Einstellung ein, die es erlaubt, die Objektwelt nicht anzuzweifeln. Im zweiten Fall lässt sich die Haltung des wissenschaftlichen Beobachters dadurch charakterisieren, dass er den

32 Schütz (1971: 30) bezeichnet das als »Desinteresse« oder »Unbeteiligtsein« des Beobachters.

Glauben (»belief«) an die Objektwelt nicht anzweifelt, aber fragt, *wie* die Objektwelt hergestellt wird. Im Folgenden wird durch die gegenseitige Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene der Herstellungsmodus, also das *Wie*, von Um-zu-Motiven dargestellt. Über die Analyse der Art und Weise, wie jemand Um-zu-Motive konstruiert, lassen sich Aussagen über den Habitus der betreffenden Person machen. Die hier vorgestellte Methode folgt neben Panofsky auch dem Ansatz von Garfinkel. Die Rekonstruktion des Habitus erlaubt es, über die ikonographische Ebene der Deutung hinaus zu gehen und eine ikonologische Interpretation im Sinne von Panofsky (1975) zu leisten.

Die Grundzüge des hermeneutischen Denkens sieht Raab (2008: 141 f.) durch das Spannungsverhältnis von Fremdheit und Vertrautheit einerseits und von Besonderheit und Allgemeinheit andererseits charakterisiert. Letzteres Spannungsverhältnis beschreibt den Umstand, dass hermeneutische Auslegung in materialen Analysen das Allgemeine im Besonderen aufdeckt. Mit dem ersteren Spannungsverhältnis greift er dagegen das Thema der Standortgebundenheit auf, lokalisiert es aber in der oszillierenden Bewegung zwischen Fremdem und Vertrautem. Auf diese Weise bleibt unklar, wie sich unterschiedliche Standorte voneinander unterscheiden. Die Perspektivendifferenz von Alltagsbeobachter und wissenschaftlichem Beobachter begründet Raab dagegen mit Bezug auf Dilthey über die Unterscheidung von Alltagshermeneutik und Kunstlehre. Der Verstehensprozess zeichnet sich in beiden Bereichen durch die oszillierende Suchbewegung zwischen Fremdheit und Vertrautheit bzw. zwischen Besonderheit und Allgemeinheit aus, aber die Kunstlehre stellt eine Verfeinerung der Alltagshermeneutik dar, indem ein kontrollierbarer Grad von Objektivität erreicht wird. Dies gelingt erstens dadurch, dass alltägliche Auslegungen reproduzierbar sein müssen, um als objektiv zu gelten. Wissenschaftliches Verstehen zeichnet sich im Gegensatz zum Alltagsverstehen durch Wiederholung und Überprüfung bereits gewonnener Erkenntnisse aus. Zweitens nennt Raab den Umstand, dass Auslegung »in der Linie des Geschehens« (vgl. Dilthey 1976: 214) zu erfolgen hat. Hier wird z.B. ein Text in seiner sinnhaften Entfaltung beim Lesen nacherlebt. Drittens zeichnet sich das wissenschaftliche Verstehen durch Reflexivität aus. Die Regeln der Auslegung müssen selbst immer überprüft und an ihren historischen sowie kulturellen Entwicklungsprozess rückgebunden werden.

Raab (2008: 93) vergleicht die oszillierende Suchbewegung zwischen Fremdheit und Vertrautheit auch mit der von Bourdieu vorgestellten Methodologie, in der zu große Ferne oder zu große Nähe wissenschaftliches Erkennen behindert (vgl. Bourdieu u. a. 1991). Da Bourdieu den Hermeneutismus in der Tradition Panofskys in seinem Spätwerk abgelehnt hat, schlägt Raab mit der »Distanznahme durch Einlassung« eine Neoadaption Bourdieus an Panofsky vor. Mit der »Distanznahme durch

Einlassung« ist die oszillierende Suchbewegung zwischen Fremdheit und Vertrautheit zu verstehen, die weder durch zu große Ferne noch zu große Nähe Verstehen ermöglicht. Während die Neoadaption Bourdieus an Panofsky bei Raab als Desiderat formuliert ist, wird sie in den folgenden Auswertungsschritten mit der gegenseitigen Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene ausgeführt und das Desiderat eingelöst. Durch die genannte gegenseitige Validierung wird die ikonologische Ebene von Deutung erreicht, in der der Habitus rekonstruiert werden kann.

## 5.2 Segment-in-Segment Interpretation

Im Gegensatz zu Raab (2008) und Bohnsack (2009) werden die hier ausgewählten Videosequenzen nicht einer Bild-in-Bild Interpretation unterzogen. Stattdessen beginnt die Interpretation mit dem ersten Videostandbild der Sequenz, um danach schrittweise Segmente von 5 Sekunden der Analyse zu unterziehen. Diese Vorgehensweise wird von Raab (2008: 161) als Problem gesehen, weil seiner Ansicht nach durch den Schnitt eine einschneidende Veränderung in der Sequenz produziert wird. Dagegen lässt sich einwenden, dass auch die Interpretation einzelner Bilder den Fluss der Bewegungen unterbricht. Der Klassiker der Bewegungsanalyse Birdwhistell (1970: 147) weist auf diesen Umstand hin, dass die Bilderfolge die jeweilige Stellung (»position«) um die Bewegung ergänzt. Er hebt hervor, dass die Bilderfolge die Wahrscheinlichkeit reduziert, dass ein im Übergang photographierter Zeitpunkt fälschlicherweise für eine Stellung gehalten wird. Gleichwohl gesteht Birdwhistell der Interpretation von Videostandbildern eine herausragende Bedeutung zu, weil »für einen geübten Beobachter ein Fotogramm mehr Wert hat als tausende Meter Film« (ibid).<sup>33</sup>

Die hier dargestellte Methode wählt den Mittelweg: Sie legt den Schwerpunkt weder auf eine schrittweise Bild-in-Bild Interpretation noch auf die Analyse von langen Metern Filmband. Stattdessen vollzieht sie eine schrittweise Segment-in-Segment Interpretation von jeweils 5 Sekunden. Der Zeitpunkt des gesetzten Schnittes orientiert sich an ak-

<sup>33</sup> Birdwhistell (1970) benutzt nicht ausschließlich Fotogramme. Bei der Verwendung von Videos zu Forschungs- und Lehrzwecken rät er: »Wenn Forscher oder Lehrer über die Annahme hinauskommen, dass der Film ein zeitsparendes Medium sei, dann können sie lernen, den Film in unterschiedlichen Geschwindigkeiten und mit Wiederholungen abzuspielen, um einzelne Segmente einer erneuten Analyse zu unterziehen« (ibid: 152).

tuellen Erkenntnissen aus der Hirnforschung.<sup>34</sup> Bewegungen und Gebärden werden *in ihrem Ablauf* analysiert und dafür werden Segmente im Zeitlupentempo betrachtet. Am Ende jedes Segments werden Deutungsalternativen entwickelt zu dem voraussichtlichen weiteren Verlauf der Bewegung. Die Diskussion des möglichen Anschlusses gewährleistet Kontinuität und verhindert, dass der willkürlich gesetzte Schnitt zu einer veränderten Wahrnehmung führt. Raab (2008) lässt diesen Punkt außer Acht und spricht von der »ästhetischen Trennung«, die der Schnitt herbeiführt. Die Orientierung an der Kunstgeschichte ist ohne Frage grundlegend für die Videoanalyse (vgl. z.B. Imdahl 1996; Panofsky 1975). Die starke Fokussierung auf den Film als Kunstwerk und seine ästhetische Form kann jedoch dazu führen, dass Zeitlupendurchlauf und Wiederholung von Segmenten als künstlerischer Eingriff und »symbolische Form« (vgl. Raab 2008: 162) missdeutet werden. Dies gilt insbesondere für Videos, die wie die hier vorliegenden zu Forschungszwecken erstellt wurden und die keinen künstlerischen Anspruch verfolgen.

Ein weiteres Argument für die Segment-in-Segment Interpretation beruht darauf, dass sie der spezifischen »visuellen Kontinuität« (vgl. Balázs 2001: 29) von bewegten Bildern Rechnung trägt. Die visuelle Kontinuität wird vom Filmtheoretiker Balázs als Gegensatz zu literarisch erdachten Filmen gesetzt, die nur eine dichte Reihe von beweglichen Illustrationen zu einem Text sind. Sie charakterisiert den Umstand, dass die Wahrnehmung einzelner und bewegter Bilder der Sprache vorgelagert ist. In der Kunstwissenschaft wird diese Form der Wahrnehmung von Panofsky (1975) als vorikonographische Ebene der Deutung bezeichnet. Filme sind deshalb mehr als nur der Text im Bild. Autoren wie z.B. Bohnsack (2009: 142 f.) und Kade/Nolda (2007: 170) begründen daraus die Forderung nach der Emanzipation des Bildmaterials vom Sprachmaterial.

Außerdem stellt sich die Frage, worin der Unterschied von einzelnen Bildern (Fotogrammen oder Videostandbildern) und bewegten Bildern besteht. Sind die bewegten Bilder eine Aneinanderreihung einzelner Bilder oder sind sie mehr als das? Balázs' visuelle Kontinuität kann auch diesen zweiten Umstand bezeichnen, dass ein Video mehr ist als die Summe seiner Videostandbilder. Diese Sicht auf die besondere Eigenschaft des Datentyps Video im Gegensatz zu Einzelbildern wird von z. B. Wag-

<sup>34</sup> Ergebnisse aus der Hirnforschung zeigen, dass Gegenwart etwa 3 Sekunden dauert. Wenn danach bei der Begrüßung zwei Interaktionspartner sich sehr viel länger als 3 Sekunden die Hände schütteln, wird es als zu lang empfunden. Dies liegt darin begründet, dass sich das menschliche Kurzzeitgedächtnis auf diese Zeitspanne bezieht und darin Informationen verarbeitet. Erst nach dem Zeitraum von etwa 3 Sekunden können neue Informationen verarbeitet werden (vgl. z. B. Rhein-Zeitung 1998).

ner-Willi (2005) zunächst forschungspraktisch begründet. Sie verwendet Bilderfolgen, um Übergangssituationen zwischen Pause und Unterricht von Schülern zu untersuchen. Der Begriff der Segment-in-Segment Interpretation wird in der Publikation nicht verwendet. Es wird jedoch deutlich, dass Wagner-Willi zwischen Bildern unterscheidet, »die durch szenische Arrangements, Requisiten, Mobiliar, fixierte Elemente der Natur etc. entstehen« und solchen, die »Prozesse der Veränderung durchlaufen, also sich mit dem Moment der Bewegung verbinden, wie etwa eine Person, die durch den Raum geht, den Kopf einer sitzenden Person zuwendet und diese anlächelt« (ibid: 270). Neben der forschungspraktischen Begründung für die Verwendung des Datentyps Video führt die Autorin seine besonderen Eigenschaften auf seine Formalstruktur zurück. Danach verschränkt sich in Videos die Simultanstruktur des Einzelbildes mit der Strukturform der Sequenzialität. Wie in der hier vorliegenden Arbeit deutlich wird, entspricht die Segment-in-Segment Interpretation diesem besonderen Strukturtyp. Das wiederholte Abspulen in Zeitlupentempo oder auch Anhalten von Sequenzen gewährleistet die Bestimmung synchroner Bezüge. Dem Prinzip der Sequenzialität wird dagegen dadurch entsprochen, dass die umfangreiche Deutung eines Segments an dem gemessen wird, was im folgenden Segment geschieht. Die Unterschiede erlauben eine allmähliche Schließung der Deutungen (vgl. auch Knoblauch 2005a: 273 f.).

Anders als die objektive Hermeneutik bezieht sich die hier vorgelegte hermeneutische Videoanalyse nicht auf die Wissenschaftstheorie von Karl Popper und entwickelt bzw. falsifiziert Hypothesen (vgl. z. B. Oevermann u. a. 1979: 391). Die hermeneutische Videoanalyse steht in der Tradition der hermeneutischen Wissenssoziologie und hat daher ein anderes Verständnis von Deutungsarbeit als die objektive Hermeneutik. Die Hypothesenentwicklung und -falsifizierung ist Bestandteil der von Ulrich Oevermann fundierten Sequenzanalyse (vgl. Oevermann 2000: 64 ff.). Sie beruht auf zwei Parametern, den bedeutungserzeugenden Regeln einerseits und dem Ensemble von Dispositionsfaktoren andererseits, der den tatsächlichen Ablauf der Praxis-Sequenz bestimmt. Letzgenannter Parameter wird von Oevermann als Fallstruktur bezeichnet. In der objektiven Hermeneutik werden Hypothesen formuliert, wenn es eine Diskrepanz gibt zwischen dem allgemeinen Regelwissen und dem spezifischen Fallwissen. Diese Schule setzt also das Wissen um die geltenden Erzeugungsregeln voraus und generiert daraus Hypothesen. In der hermeneutischen Videoanalyse werden dagegen durch gedankenexperimentelle Antizipation Handlungsalternativen für das nächste Segment entwickelt. Anfangs noch enthaltene, später dann ausgeschlossene Deutungsmöglichkeiten erlauben eine allmähliche Schließung der Deutungen. Die Videoanalyse in der Tradition der hermeneutischen Wissenssoziologie greift damit auf eine andere Forschungslogik zurück. Ihre

Deutungsarbeit strebt im Sinne von Max Weber (1973: 150) eine »denkende Ordnung der empirischen Wirklichkeit« an und rekonstruiert deshalb den Handlungsverlauf. Ziel ist es, soziales Handeln deutend zu verstehen und die Interpretation »in der Linie des Geschehens« (vgl. Dilthey 1976: 214) zu vollziehen.

### 5.3 Multimodalität

Da die Wahrnehmung einzelner und bewegter Bilder der Sprache vorgelegt ist, wird dieser Besonderheit des Bildes Rechnung getragen, indem die nonverbale Interaktion getrennt von dem transkribierten Gespräch und der Interaktion mit Ton analysiert wird. In der vorliegenden Darstellung wird zunächst die nonverbale Version einer Interaktion ausgewertet. Hierfür wird die vorikonographische von der ikonographischen Ebene der Interpretation getrennt. Danach folgt erst die Analyse des transkribierten Gesprächs, das dieser Interaktion zugrundeliegt.<sup>35</sup> Diese Trennung wird durchgeführt, um zu vermeiden, dass man die sprachliche Ebene ins Bild hinein trägt. Der Text wird wie die Segment-in-Segment Interpretation der bewegten Bilder nach dem Prinzip der Sequenzialität analysiert (vgl. z. B. Soeffner 2004).

Schließlich wird in einem dritten Auswertungsschritt die verbale Interaktion analysiert, also die Interaktion mit Ton. In den dieser Arbeit vorausgehenden Auswertungssitzungen waren sich alle Teilnehmer darüber einig, dass in der verbalen Interaktion »so viel passiert«, dass Details kaum wahrgenommen werden können. Das verweist auf den zuvor erwähnten besonderen Strukturtyp des Videos, in dem sich die Simultanstruktur des Einzelbildes mit der Strukturform der Sequenzialität verschränkt. Schnettler (2001: 144) betrachtet diese besondere Eigenschaft als »Chronizität«, weil im Gegensatz zum Text bewegte Bilder die Zeitlichkeit von sozialen Handlungen beibehalten und insofern näher an der Primärerfahrung sind. Durch die technische Manipulierbarkeit wie z. B. Zeitlupentempo oder Wiederholungen kann diese Zeitlichkeit außer Kraft gesetzt und die Interaktion in ihrer »Achronizität« (ibid) aufgeschlossen werden. Diese technischen Möglichkeiten werden in der hier vorliegenden Arbeit noch durch die analytische Trennung von nonverbaler Interaktion, Text und Interaktion mit Ton erweitert. Sie ermöglicht, sowohl Bilder als auch Text in ihrer Eigenlogik zu studieren. Erst in dem dritten abschließenden Auswertungsschritt wird in der Analyse der Interaktion mit Ton deutlich, wie Bild und Text ineinander verzahnt sind und wie durch ihre Synthese soziale Wirklichkeit entsteht.

<sup>35</sup> Das Gespräch wurde nach seiner hörbaren Gestalt transkribiert. Die Transkriptionsregeln befinden sich vor dem Literaturverzeichnis.

Die genannte analytische Trennung wird aktuell in der dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2009) und in der Videoanalyse in der Tradition der Konversationsanalyse (vgl. z. B. Mondada 2006a) praktiziert. Der Umstand, dass Interaktion aus nonverbalen Elementen wie Gebärden sowie Blicken einerseits und sprachlichen Elementen andererseits besteht, wird in den Veröffentlichungen als »multimodal« beschrieben. Sie nutzen Partituren, die die verschiedenen Elemente separat aufschlüsseln. Neben diesen gegenwärtigen Publikationen kann die vorliegende Arbeit auf eine 30-jährige sozialwissenschaftlich-hermeneutische Tradition zurückgreifen, in der videographierte Blicke und Gesten mittels Partituren getrennt von Sprache ausgewertet werden (vgl. z. B. Raab/Tänzler 2002; ursprünglich Luckmann/Gross 1977). Neben der Sequenzialität wird das Prinzip der Einklammerung des Kontexts von Raab/Tänzler (2006: 87 ff.) als das grundlegende Merkmal der hermeneutischen Auswertung bezeichnet. Dabei wird das eigene Vorwissen über die Herstellung und Bedeutung der videographierten Daten aufgehoben. Die Einklammerung des Kontexts dient dazu, vorgefertigte Erklärungen für die analysierten Um-zu-Motive zu vermeiden, die der eigenen Standortgebundenheit entspringen könnten. Die Methoden der semantischen Videoanalyse unterscheiden sich u. a. danach, wo die Einklammerung des Kontexts aufgehoben und der Kontext wieder mit einbezogen wird. In der dokumentarischen Methode geschieht das nach der vorikonographischen Interpretation noch im Rahmen der formulierenden Interpretation (vgl. Bohnsack 2009). In der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik besteht keine Einigkeit darüber, an welcher Stelle der Interpretation das Kontextwissen über den Fall sinnvollerweise einzubringen ist (vgl. Raab 2008: 161). In der hier vorliegenden Arbeit wird der Kontext für die nonverbale Interaktion auf der vorikonographischen Ebene eingeklammert, während er auf der ikonographischen Ebene hinzugenommen wird. In den Auswertungsschritten des transkribierten Gesprächs und der Interaktion mit Ton wird der Kontext ebenfalls eingeklammert. In dem abschließenden Vergleich der drei Analyseschritte wurde der Kontext wieder mit einbezogen.

### 5.4 Herstellung der Videos, Auswahl der Sequenzen

Die Videodaten wurden im Rahmen meines DFG-Projekts »Zum Wandel von Arbeit durch computerisiertes Wissen im Operationsaal aus der Geschlechterperspektive« erhoben. Gegenstand der Untersuchung waren die Zentral-OPs zweier Krankenhäuser. Die hier analysierten Videosegmente zum OP-Koordinationsraum sind Bestandteil eines Datencorpus mit Videomaterial von insgesamt 400 Stunden. Der OP-Koordinations-

raum wurde neben zahlreichen Operationen gefilmt, weil er für die einzelnen Säle die Funktion eines »center of coordination« (vgl. Suchman 1993: 114) bzw. einer »Leitwarte« in der Anlagensteuerung (vgl. Böhle 2006: 257) hat. Hier laufen die Informationen zusammen in Form von persönlichen Gesprächen, Telefonaten und Daten im Informationssystem, die alle vom OP-Koordinator angenommen und weiter verarbeitet werden (vgl. Kissmann 2009a). Die Entscheidung für den OP-Koordinationsraum fiel nach einer mehrwöchigen Feldphase, in der teilnehmende Beobachtung durchgeführt und narrative Interviews erhoben wurden. Kenntnisse über das zu filmende Forschungsfeld sind nötig, um die relevanten Entscheidungen treffen zu können, wo z. B. gefilmt und an welchem Platz die Kamera positioniert werden soll. Dieses implizite Wissen, dass im Feld angeeignet wird, lässt sich mit Lorenza Mondada (2006) als »praxeology of seeing« oder mit Charles Goodwin (1994) als »professional vision« bezeichnen (vgl. als Überblick Kissmann 2009c). Die im Projekt durchgeführte teilnehmende Beobachtung und die narrativen Interviews ergaben, dass Videoaufnahmen des OP-Koordinationsraums eine Gesamtsicht auf die Kommunikationsprozesse im OP ermöglichen würden.

Die Durchsicht des Datencorpus aus dem OP-Koordinationsraum und die Auswahl von Sequenzen zur hermeneutischen Videoanalyse gleicht z. B. dem 5-stufigen Verfahren, wie es von Erickson (1992: 217 ff.) beschrieben wird. In einem ersten Schritt wurde der gesamte Datencorpus betrachtet, ohne den Videofilm an irgendeinem Punkt anzuhalten. Dabei wurden Notizen gemacht, die die beobachteten Aktivitäten enthalten und jene Stellen markieren, in denen größere Veränderungen oder Aktivitäten von besonderem Interesse zu beobachten sind. In einem zweiten Schritt wurden größere Sequenzen des gesamten Ereignisses identifiziert und voneinander abgegrenzt. Der Film wurde dazu angehalten, vor- und zurückgespult. Es hat sich als ergiebig erwiesen, Situationen auszuwählen, die missverständlich und problematisch sind. Bei Missverständnissen und Problemen werden die »taken-for-granted« Annahmen des Alltags sichtbar (vgl. Garfinkel 1963; Kissmann 2009b). Am Ende dieses Arbeitsschrittes wurden die als relevant identifizierten Sequenzen herausgeschnitten. Die auf diese Weise produzierten Sequenzen hatten eine Länge von 20 bis 40 Minuten. In einem dritten Schritt wurden diese Hauptsequenzen wie im zweiten Schritt durch anhalten, vor- und zurückspulen eingehend betrachtet. Hierbei wurden erneut Notizen gemacht und 1- bis 2-minütige Sequenzen für die hermeneutische Videoanalyse ausgesucht. Nach Erickson (1992: 219 f.) besteht der vierte Arbeitsschritt aus der Mikroanalyse der Interaktion und der fünfte aus der komparativen Analyse von Interaktionen mit minimalem und maximalem Kontrast. Die Mikroanalyse, also hier die hermeneutische Videoanalyse, wird im Folgenden vorgeführt. Sie beinhaltet die Interaktion

des leitenden Oberarztes der Anästhesie, der die Funktion des OP-Koordinators innehat, mit der leitenden OP-Schwester. Außerdem wird in 5.5.4 eine komparative Analyse durchgeführt. Sie hat eine Interaktion mit demselben leitenden Oberarzt zum Gegenstand, jedoch im Gespräch mit einer anderen Person. Auf diese Weise lässt sich eine Aussage über sein Rollenverhalten treffen.

## 5.5 Auswertungsschritte

### 5.5.1 Erster Schritt: Auswertung der nonverbalen Interaktion

#### Analyse des ersten Videostandbildes der Sequenz mit anschließender Analyse in 5-Sekunden-Segmenten

#### LINKE PERSPEKTIVE – VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Auf dem Videostandbild (Abb. 5) sieht man einen Computerbildschirm, Tastatur und einen großen Drucker. Ein Mann beobachtet aufmerksam den Bildschirm und hat dabei das Kinn in seine linke Hand gestützt. Er hat ein gestreiftes Hemd an. Links auf dem Tisch liegt ein Mobiltelefon. Der Bildschirm ist in Betrieb und man sieht eine grobe Einteilung. Es scheint ein langer Tisch zu sein, auf dem sich die Geräte befinden. Im Hintergrund sieht man eine Glastür. Oberhalb des Druckers deutet sich ein Holzrahmen an, der entweder zu einer Pinnwand o.ä. bzw. Glasfenster gehört. Der Platz des Handys, an dem es liegt, sieht so aus, als ob es gleich wieder weggenommen werden würde. Es sieht so aus, als sei es dorthin geschleudert worden. Der riesige Drucker weist darauf hin, dass viel gedruckt wird. Aufgrund der Beschreibung des Videostandbildes können an dieser Stelle eine Vielzahl von Folgedeutungen entwickelt werden. Um exemplarisch nur eine zu nennen: Sie besteht darin, dass der

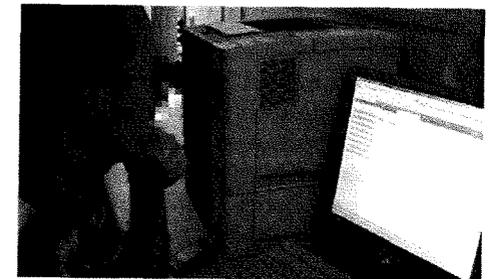


Abb. 5 und 6: Beginn der Sequenz jeweils aus der linken und rechten Perspektive auf den Raum.

Mann gleich nach seinem Handy greifen wird (Deutung 1.). Die Gegenlesart dazu besagt, dass er nicht nach dem Handy greifen wird und stattdessen weiter den Bildschirm beobachtet.

Bei der Betrachtung des Videostandbildes fällt außerdem auf, dass alles grau in grau ist. Das Bild wirkt »trist«. Das Einzige, was heraussticht, ist das gestreifte Hemd des Mannes. Hinten am Tisch liegt eine gelbe Karte. Der Tisch wirkt sehr aufgeräumt, das unterstreicht die Tristesse. Außerdem ist der Drucker so riesig, die Lüftung ist direkt vor dem Gesicht des Mannes. Er atmet die heiße Luft direkt ein. Es ist auffällig, dass der Drucker nicht unter den Tisch passt. Möglicherweise ist kein Platz mehr unter dem Tisch. Da alles auf das Wesentliche reduziert ist und es keine Ablenkung gibt, könnte sich im folgenden Segment herausstellen, dass der Raum schnell wieder verlassen wird. Es würde sich um einen Raum handeln, in dem man sich nicht lange aufhält (Deutung 2.). Die Gegenlesart dazu wäre, dass es sich um den festen Arbeitsplatz des Mannes im Streifenhemd handelt. Wenn die Deutung 2. dagegen zutrifft, könnte der Mann nur kurz in dem Raum verweilen, weil er auf einen Ausdruck wartet, der im Druckerausgang liegt. Am Drucker ist außerdem der manuelle Einzug offen. D. h. das Papier wurde manuell eingelegt. Da nichts mehr drin ist, heißt das, dass der Druckvorgang beendet ist. Entweder der Mann greift jetzt gleich danach (Deutung 3.) oder er beobachtet weiter den Bildschirm.

## IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Der unterschiedliche Sinngehalt von Bildern auf der vorikonographischen bzw. der ikonographischen Ebene ist der Grund dafür, warum in der vorliegenden Arbeit die ikonographische Ebene der Interpretation jeweils die Überschrift trägt »Was könnte hier passieren?«. In der Auswertung hat es sich als hilfreich erwiesen, diejenigen Handlungsabläufe, die sich als Antwort auf diese Frage beschreiben lassen, der ikonographischen Ebene zuzuordnen. Bei »Was könnte hier passieren?« werden beobachtete Handlungen mit Geschichten oder Narrationen in Verbindung gebracht. Das ist ein Zeichen dafür, dass sich die Interpreten auf der ikonographischen Ebene von Deutung befinden. Im Sinn von Alfred Schütz (1971) lassen sich den beobachteten Handlungen dann Um-zu-Motive unterstellen, die Bestandteil der institutionalisierten Wissensbestände oder Common Sense Konstruktionen sind. Wenn sich stattdessen keine Geschichten oder Narrationen finden lassen, sind die beobachteten Handlungsabläufe auf einer Ebene »darunter« angesiedelt. Auf der vorikonographischen Ebene können wie beim Hutziehen elementare Um-zu-Motive unterstellt werden, ohne dass sich die Interpreten dabei institutionalisierter Wissensbestände bedienen.

Ein weiterer wichtiger Hinweis zur Unterscheidung von vorikonographischer und ikonographischer Analyseebene stammt von Ralf Bohnsack (2009). Handlungen, die am Handlungsverlauf beobachtbar sind wie z.B. das Rumpfbeugen-um-sich-zu-setzen, gehören der vorikonographischen Ebene von Bedeutung an. Dagegen stellt das Sich-Setzen der Lehrerin, die damit Unterrichtsbereitschaft signalisiert, eine Handlung auf der ikonographischen Ebene dar. Sie ist nicht mehr am Handlungsverlauf beobachtbar, weil zu ihrer Interpretation die Reaktion der Schüler einbezogen werden muss.

Für die ikonographische Deutung des Bildes werden grundlegende Informationen aus dem Kontext mit hinzu genommen. An dieser Stelle ist das die Information, dass es sich bei dem Mann um den leitenden Oberarzt der Anästhesie in einem Krankenhaus handelt. Bei den folgenden Interpretationsschritten der ikonographischen Deutung kommen noch die Berufsbezeichnungen derjenigen Personen hinzu, die ebenfalls in dem Bildausschnitt zu sehen sind.

Aus der Vielzahl möglicher Geschichten (einschließlich der Gegenlesarten), die zu dem abgebildeten leitenden Oberarzt passen, sei hier nur diejenige des Multitasking-Arbeitsplatzes herausgestellt. Es laufen drei Arbeitsgänge parallel zueinander ab: Erstens wird der Bildschirm vom Oberarzt aufmerksam betrachtet. Zweitens ist er jederzeit dazu bereit, gleich nach seinem Handy zu greifen. Und drittens kann der Oberarzt jederzeit nach dem Papier im Drucker greifen, weil der Druckvorgang abgeschlossen ist. Der leitende Oberarzt vollzieht verschiedene Tätigkeiten gleichzeitig, so dass man von einem Multitasking-Arbeitsplatz sprechen kann (Deutung 4.).

## RECHTE PERSPEKTIVE

### – VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Auf dem Videostandbild, das die rechte Perspektive auf den Raum zeigt (Abb. 6), könnte es sich um einen Versammlungsraum (Deutung 5.) handeln. Die Leute darin tragen blaue Kleidung. Die Ausnahme ist der Mann am Computer; er trägt normale Kleidung. Rechts im Bild steht ein »Schrank« (hinter dem Waschbecken). Darauf steht mindestens ein Aktenordner und außerdem liegen dort Papierablagen. Hinter der fünften sitzenden Person im Hintergrund ist auch wieder ein Fenster, was wie ein Fenster zum anderen Raum aussieht. Ein Verbindungsfenster. Aber trotzdem ist es zur Hälfte zugestellt mit einem kleinen Regal. Da drauf steht auch noch ein Karton. D. h. so wichtig ist die Beobachtung durch dieses Fenster dann auch nicht. Entweder ist der ganze Raum umfunktioniert und die Fenster spielen keine Rolle oder nur dieses Fenster spielt keine Rolle. Das andere Fenster geht über die ganze Breite des Raums. Dahinter befindet sich ein anderer Raum. Die linke Seite des Fensters ist

mit einer Jalousie abgehängt, mit Lamellen, so dass man die Sicht variieren kann. Durch den anderen Bereich kann man durchgucken und der beobachtende Mann sitzt auch so, dass er durchgucken kann, wenn er aufguckt. Rechts bei dem Schrank befindet sich der »Türrahmen« oder »Fensterrahmen«. Falls es eine Tür ist, ist sie zugestellt. Falls es ein Fenster ist, ist es mit weiß verkleidet. Die Beobachtungsfunktion scheint in diesem Raum sehr wichtig zu sein. Auch die Lamellen links am Fenster sind von dem Raum aus zu bedienen und d. h., dass die Beobachterfunktion mit diesem Raum zusammenhängt.

Die Kamera ist auf etwas gerichtet, worauf der Mann und die beiden anderen Personen gebannt gucken. Der Fokus des Interesses ist wahrscheinlich auf einen Bildschirm gerichtet, weil er die entsprechende Höhe hat. Es könnte sich um den Bildschirm des Mannes handeln, der direkt davor sitzt (Deutung 6.). Die linke Person im Vordergrund scheint von der Gruppe losgelöst, weil sie nicht auf den Bildschirm o.ä. fokussiert ist. Stattdessen ist sie leicht nach vorne gebeugt. Man sieht eine Tischplatte durchleuchten und darauf steht so etwas wie eine kleine Kiste. Sie scheint mit dem, was auf dem Tisch liegt, zu hantieren. Es handelt sich also um einen Raum, wo man viele unterschiedliche Sachen machen kann und der Raum auch so benutzt wird, ohne dass die anderen sich wundern (auch Deutung 4.).

## IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Es könnte sich um einen Pausenraum handeln (Deutung 5.1): Die 5 Personen sehen so aus, als würden sie nicht arbeiten und sich ausruhen. Sie verweilen. Die leitende OP-Schwester stützt den Kopf in die Hand. Trotz der Fenster kann es sich um einen Pausenraum handeln, der als Pausenraum umfunktioniert wurde. Wenn diese Deutung zutrifft, müssten die Beteiligten das Essen rausholen. Die Gegenlesart dazu besteht darin, dass es sich um einen Büroraum handelt (Deutung 5.2). Er hat eine spezifische Funktion aufgrund der vielen Fenster und dem Waschbecken. Alle sind beschäftigt und gucken auf etwas, was der leitende Oberarzt macht. Die drei Personen in der Mitte (leitender Oberarzt, Wissenschaftlerin an der Kamera, leitende OP-Schwester) gucken so gebannt. Insbesondere die leitende OP-Schwester stützt gebannt den Kopf in die Hand. Alle wirken sehr konzentriert. Gegen den Pausenraum spricht, dass es so wenige Sitzmöglichkeiten gibt. Es stehen drei von fünf Personen, die hintere im Hintergrund sitzt noch nicht mal sehr bequem. Eigentlich sitzt nur der leitende Oberarzt vor dem Bildschirm bequem. Damit diese Lesart zutrifft, müsste jetzt Aktivität kommen und zeigen, dass es sich nicht um einen Pausenraum handelt.

Bei der Deutung 5.2 spricht viel dafür, dass es sich um den Arbeitsplatz des leitenden Oberarztes handelt. Er könnte eine zentrale Rolle im Raum haben. Außerdem stützt die leitende OP-Schwester den Kopf so in die Hand, als gäbe es ein Problem. Der Umstand, dass die Kamera und die Wissenschaftlerin sowie die leitende OP-Schwester auf das gerichtet sind, was der Oberarzt macht, bestärkt die Möglichkeit, dass es sich um seinen Arbeitsplatz handelt. Außerdem könnte der Arbeitsplatz evaluiert werden, was erklären würde, warum eine Kamera aufgestellt ist.

## VERGLEICH DER KAMERAPERSPEKTIVEN

Während die linke Perspektive trist wirkt, ist die rechte Perspektive sehr belebt. Entweder die Lesart der Tristesse lässt sich dadurch ausschließen oder der Raum ist mal belebt und mal triste. Der Raum könnte auch einfach nur funktional sein. Außerdem zeigt sich, dass es sich auf dem rechten Bild tatsächlich um einen Bildschirm handelt, auf den die drei Personen in der Mitte gucken.

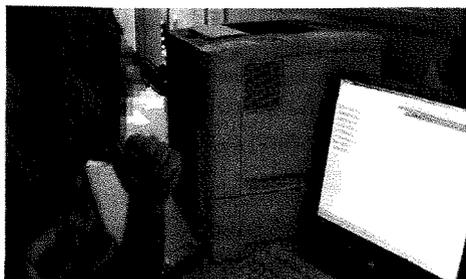
## GEGENSEITIGE VALIDIERUNG VON VORIKONOGRAPHISCHER UND IKONOGRAPHISCHER EBENE

Auf der vorikonographischen Ebene des linken Bildes haben wir einen Mann, der vor drei verschiedenen technischen Artefakten sitzt. Obwohl es sich um ein Standbild handelt, fällt auf, dass die drei Artefakte »in Bewegung« sind. Das Mobiltelefon wirkt hingeschleudert, der Drucker hat gerade den Druckvorgang abgeschlossen und der Bildschirm weist viele weiße Felder auf, die so aussehen, als wollten sie ausgefüllt werden. Der einzige Ruhepunkt ist der Mann, der sehr konzentriert den Bildschirm beobachtet. Auf der ikonographischen Ebene handelt es sich möglicherweise um einen Multitasking-Arbeitsplatz, der unruhig zu sein scheint, aber der gleichzeitig funktional ist. Durch den Vergleich der beiden Ebenen wird deutlich, dass die Unruhe des modernen technisierten Arbeitsplatzes seinen Kontrast und Ruhepunkt zugleich in dem nachdenkenden Mann findet. Während die Common Sense Konstruktionen bereits entwerfen, welche Arbeiten an dem Arbeitsplatz verrichtet werden könnten, steht die vorsprachliche Ebene für die Kontrolle des Menschen über die technisierte Welt. Dieses Bild drückt insgesamt die Beherrschung der Technik durch den Menschen aus. Über den abgebildeten leitenden Oberarzt könnte das aussagen, dass es sich um jemanden handelt, der im Folgenden die Kontrolle über alles behält und sowohl die Technisierung als auch die steigenden Arbeitsanforderungen (Multitasking) meistert.

Für das rechte Bild hat die vorikonographische Ebene der Interpretation ergeben, dass die Personen in der Mitte des Raumes alle sehr konzentriert in Richtung des Bildschirms des Mannes gucken. Der Raum

mit seinen fünf Personen scheint insgesamt eine bestimmte Funktion zu haben. Die Personen und Gegenstände wirken angeordnet. Im Vergleich dazu weist die ikonographische Ebene darauf, dass es sich hier um den Arbeitsplatz des Mannes handeln könnte. Selbst wenn die Deutung 5.1 des Pausenraums zutrifft, hat der Mann eine zentrale Rolle darin. Wenn es sich um eine Arbeitsplatzevaluierung handelt, dann steht der Mann im Fokus davon. Während auf der vorsprachlichen Ebene Personen und Möbelstücke angeordnet bzw. gruppiert und Ausdruck einer bestimmten Funktion des Raums sind, versetzt die sprachliche Ebene die Teilnehmer in konkrete Arbeitsbeziehungen in einem medizinischen Bereich. Zusammenfassend bringt die Kontrastierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene die arbeitsteilige und hoch komplexe Arbeitsorganisation zum Ausdruck, indem jeder Beteiligte eine bestimmte Funktion und sogar Platz im Raum hat. Im Folgenden sollten die Beteiligten ihre klar definierten Arbeitsaufgaben zum Ausdruck bringen und sich auch räumlich in klar eingegrenzten Territorien bewegen.

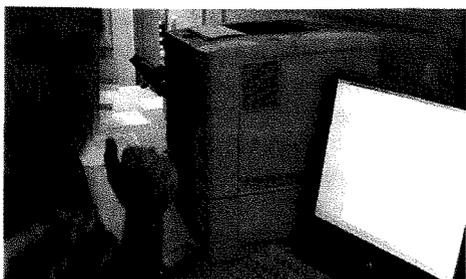
Segment 1 von 0:00 bis 0:05 sec



#### LINKE PERSPEKTIVE

##### – VORIKONOGRAPHISCHE BEDEUTUNG

Der beobachtende Mann, der vorher etwas nach links gedreht war, dreht sich jetzt in die andere Richtung, nach rechts. Er dreht sich über 180° nach hinten um. Der Grund für das Umdrehen muss sich also hinten rechts befinden. Und er spricht, weil er den Mund bewegt. Die ganze Brust bewegt sich dabei. Und er dreht sich schnell um, d. h. es hat etwas Gezieltes. Er wirkt überrascht, es war nicht geplant. Wahrscheinlich wurde er unterbrochen. Der Arbeitsplatz hat sich verwandelt. Es ist viel Betrieb. Man sieht jetzt deutlich das Ende



des Tisches. Der Arbeitsplatz sieht zwar noch triste aus. Aber jetzt ist er belebter. Außerdem sieht man jetzt, dass Papiere, vielleicht Ausdrucke, auf dem Tisch liegen. Und sie sind auch geordnet. Sie liegen stapelweise. D. h. es gibt eine Ordnung. Im Hintergrund trägt die Person blaue Kleidung. Sie hat viel Material in der Brusttasche. Die Person han-

tiert mit einem Namensschild und reißt irgendetwas auf und berührt/hebt eine Schachtel, die auf dem Tisch liegt. Sie hat keine Uhr oder Schmuck an den Handgelenken und Fingern. Außerdem hat sich das Bild auf dem Bildschirm verändert. D. h. vorher war der Computer dabei, etwas hochzuladen. Der beobachtende Mann hat also nicht einfach so inne gehalten, sondern musste inne halten, weil der Computer für ihn etwas hochgeladen hat. Vielleicht hat der Mann gar nichts Konkretes beobachtet, sondern musste eine Pause machen. Auf dem hochgeladenen Bild des Monitors sind lauter freie Felder zu sehen. D. h. der Mann muss aktiv alles eintragen. Er ruft nicht einfach nur etwas ab (Deutung 7.).

Des Weiteren sind hinter dem Bildschirm ein oder mehrere Din A4-Blätter in einer Folie. Der Mann redet mehr als nur ein Ja, weil sich sein Gesicht bewegt. Er wendet sich zum Schluss zurück, wieder dem Bildschirm zu. Er guckt auf nichts Konkretes auf dem Bildschirm, wendet sich ihm aber wieder zu. Jetzt wirkt der Raum größer. Aber die Person, die von dem Mann angesprochen wird, muss ganz dicht bei ihm stehen. Außerdem nickt der Mann am Ende der Sequenz beim Umdrehen zum Computer. Er nickt in der Bewegung. D. h. das Nicken ist nicht dezidiert für den Gesprächspartner gedacht. Sondern für sich bejahend. Es hat auf alle Fälle etwas Bejahendes. Er wirkt ernst aber nicht verstimmt.



Abb. 7 bis 12: Videostandbilder aus dem Segment 1, 0:00 bis 0:05 sec, aus der linken Perspektive.

Die Deutung 6. ist bestätigt und kann weitergeführt werden: Der Bildschirm ist der Referenzpunkt des Mannes. Als nächstes müsste er noch mehr mit dem Bildschirm machen. Vielleicht hat der Bildschirm eine Relevanz in dem Gespräch, was er gerade angefangen hat. Die Deutungen 1. und 3. sind zunächst widerlegt, weil weder der Drucker noch das Handy eine Rolle spielen. Aber vielleicht greift der Mann in dem nächsten Segment noch nach dem Papier im Drucker oder nach dem Handy.

## IKONOGRAPHISCHE EBENE

### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Die Deutung 4. des Multitasking-Arbeitsplatzes des leitenden Oberarztes der Anästhesie ist bestätigt und kann weitergeführt werden. Da der Computer ein neues Bild hochlud, hat der Oberarzt nicht ohne Grund inne gehalten und den Bildschirm aufmerksam beobachtet. Jetzt zeigt sich erstens, dass er darauf gewartet hat, dass sich das neue Monitorbild hochlädt. Die aufmerksame Beobachtung des Bildschirms war also Bestandteil eines Arbeitsganges. Zweitens zeigt die in dem Segment stattgefundene Unterbrechung des leitenden Oberarztes, dass er für andere ansprechbar ist und dafür aus bestehenden Arbeitsgängen wie der Computerarbeit herausgerissen werden darf. Er ist schließlich nicht ungehalten, dass man ihn unterbricht. Die Unterbrechung gehört stattdessen zu den an ihn gestellten Anforderungen des Multitasking-Arbeitsplatzes.

Die im Hintergrund hantierende Person trägt einen blauen Kasack. Sie gehört damit den Berufsgruppen im OP an: Entweder ist es eine Anästhesistin, eine OP-Schwester bzw. Anästhesie-Schwester oder eine Chirurgin. Möglicherweise arbeitet nur die Person im Hintergrund steril, aber nicht der leitende Oberarzt. Die Din A4-Blätter in Folie, die an der Wand hängen, könnten Sicherheitsvorkehrungen oder Brandschutztipps sein.



Abb. 13 bis 18: Videostandbilder aus dem Segment 1, 0:00 bis 0:05 sec, aus der rechten Perspektive.

## RECHTE PERSPEKTIVE

### – VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Die drei Personen in der Mitte sind die entscheidenden für die Handlung. Die Frau am Waschbecken sagt als erstes etwas, dann schaut die Frau an der Kamera weg von dem Bildschirm zu ihr, dann guckt schließlich der Mann auch vom Bildschirm weg und auch zu ihr

hin. Dann dreht er sich in der letzten Sekunde des Segments wieder zum Bildschirm. Das könnte heißen, dass das Gesagte etwas mit dem Inhalt des Bildschirms zu tun hat, weil der Mann im Streifenhemd abschließend darauf zurückguckt. Oder es hat damit nichts zu tun. Dann ist aber die Beschäftigung mit dem Bildschirm einfach sehr wichtig und steht im Vordergrund der Tätigkeit des Mannes. Das bestätigt die Deutung 6., dass der Bildschirm der Referenzpunkt des Mannes ist.

Die Frau am Waschbecken redet als erste und zwar richtet sie das Gesagte an den Mann. Die Frau an der Kamera guckt daraufhin zu ihr, scheint aber nicht unmittelbar in das Gesagte involviert zu sein. Nachdem sich der Mann umgedreht hat und der Frau etwas entgegen hat, lächelt die Frau an der Kamera und zwar in Richtung der Frau am Waschbecken und nicht zum Mann. Nachdem die Frau am Waschbecken fertig ist mit dem Gesagten, guckt die Frau an der Kamera zum Mann, während dieser spricht und dann guckt sie zurück zur Frau am Waschbecken. Die Frau an der Kamera guckt also hin und her und verfolgt den Sprecherwechsel. Der Mann nickt bejahend, während er spricht. Es scheint Einigkeit zu herrschen. Nachdem der Mann bejahend genickt hat, sagt die Frau am Waschbecken noch etwas, sehr kurz. Dann dreht sich ja der Mann um. Es könnte sein, dass er beim Umdrehen auch kurz etwas sagt oder nur den Kiefer bewegt. Es ist nicht ganz klar, ob er



abschließend noch etwas sagt. Auf alle Fälle widerspricht er nicht mit diesen Gesten. Die linke vordere und die hintere Person sind beide nicht in das Geschehen involviert. Die vordere arbeitet weiter, während die hintere das Geschehen beobachtet.

## IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Die Deutung 5.1 des Pausenraums ist widerlegt, weil bisher niemand das Essen herausgeholt hat. Die Deutung 5.2 des Büroraums ist dagegen bestätigt zusammen mit der zentralen Rolle des Mannes in dem Raum. Da vorher die drei Personen der Handlung ernst waren, so als gäbe es ein Problem (insbesondere die leitende OP-Schwester), kann die Deutung (8.) entwickelt werden, dass nun Einigkeit über das Problem besteht.

## VERGLEICH DER KAMERAPERSPEKTIVEN

Der Umstand, dass der leitende Oberarzt nicht nur nachgedacht und den Bildschirm beobachtet hat, sondern dass er eine neue Seite hochgeladen hat, wirft ein neues Licht auf die leitende OP-Schwester. Da sie möglicherweise ein Problem hat (Deutung 8.), kann es sein, dass sich dieses Problem darauf bezieht, dass sie den leitenden Oberarzt bei seiner Arbeit unterbrechen muss. Das wäre der Grund dafür, warum sie verhaltend das Kinn in die Hand stützt.

### Segment 2 von 0:05 bis 0:10 sec



## LINKE PERSPEKTIVE

### – VORIKONOGRAPHISCHE BEDEUTUNG

Nachdem der Mann zum Bildschirm zurückgeguckt hat, bewegt er den rechten Arm/Hand, wahrscheinlich zur Maus, denn daraufhin ändert sich das Bildschirm-Bild zu einem bunten, sehr schematischen

Plan. Oben auf dem Plan ist eine Leiste, wie Abszisse und Ordinate. Die grünen und gelben Kästchen sind vollgeschrieben. Aber man kann nicht erkennen, was drin steht. D. h. nach der Unterbrechung guckt er auf diesen Plan. Daraus entstehen weitere Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten im Zusammenhang mit der Deutung 6., die darin bestand, dass der Bildschirm der Referenzpunkt des Mannes ist. Entweder das eben Ausgetauschte hat nichts mit dem Plan auf dem Bildschirm

zu tun bzw. mit der Tatsache, dass der Mann sich im Anschluss an das Gespräch dorthin wendet (Deutung 6.1). Oder das eben Ausgetauschte steht in einem *direkten* Zusammenhang mit der Drehung zum Bildschirm. Der Mann löst die Unterbrechung auf, indem er auf den Bildschirm guckt, durch das Gucken auf den Bildschirm. Der Bildschirm eröffnet also eine Lösung für das Gesagte (Deutung 6.2). Oder das eben Ausgetauschte steht in einem *mittelbaren* Zusammenhang zum Plan auf dem Bildschirm. Der Mann hat eine Information bekommen, die sich in seinen Tätigkeitsprozess eintakten lässt. Die Information ist ein Puzzle-Steinchen von vielen anderen; es passt zu seinem Tätigkeitsablauf (Deutung 6.3). Um zu entscheiden, welche der Deutungen (6.1, 6.2, 6.3) zutrifft, müssten sich im folgenden Segment diese Folgedeutungen einstellen: Bei 6.1 müssten jetzt ganz andere neue Dinge passieren wie z. B. der Mann greift zum Handy, um zu telefonieren; oder er greift zum Drucker, um etwas auszudrucken. Der Gesprächspartner von eben wäre dann nicht mehr relevant. Bei 6.2 und 6.3 müsste sich ein weiterer ersichtlicher Zusammenhang einstellen vom Bildschirm und der Person, mit der er gesprochen hat. Falls das zutrifft, dann steht der Computer im Mittelpunkt dieser Kommunikation.

Nachdem der Mann sich umgedreht hat, deutet er an, dass er den Ellenbogen auf den Tisch stützt und mit den Fingern Mund/Nase berührt. Diese Geste, die nur ange-

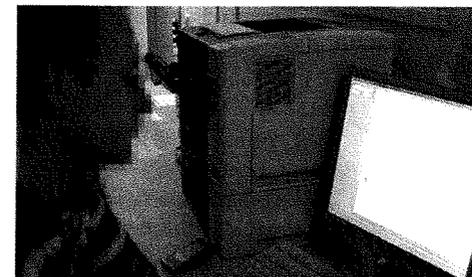


Abb. 19 bis 23: Videostandbilder aus dem Segment 2, 0:05 bis 0:10 sec, aus der linken Perspektive.

deutet ist, hat etwas Verhaltendes und Überlegendes. Dabei fixiert er den Bildschirm und ruckelt mit der rechten Hand wie bereits beschrieben an der Maus. Anschließend lehnt er sich zurück. Der Bildschirm springt in diesem Moment auf einen grün/gelben Plan über. D. h. es gibt noch keine Lösung für das eben Ausgetauschte. Vielleicht spricht er beim Zurücklehnen mit der anderen Person. Dies spricht sehr für 6.2. Betrachtet man den Umstand, dass der Mann nach dem Ausgetauschten explizit als Reaktion eine neue Seite aufruft, dann wird immer *unwahrscheinlicher*, dass 6.3 zutrifft. Er taktet es also nicht in seine sowieso schon ablaufenden Handlungsprozesse ein, denn er verlässt ja die Seite von davor, die sich auch gerade aufgebaut hatte (diejenige mit den leeren Feldern zum Ausfüllen). Auf dem Bildschirm sind insgesamt drei Farbkategorien zu sehen: grün, gelb und rosa. Wenn es ein Plan ist, dann ist er sehr genau. Es ist anscheinend eine Umgebung, wo man alles einhalten muss. Als sich der Mann zurücklehnt, wird sichtbar, dass die Person in dem blauen Kittel rote Schuhe trägt. Außerdem hat die Person in der rechten Seitentische einen Zettel, der herausguckt. Der Mann hat so unruhige Körperbewegungen. Dadurch dass er die Bewegungen nicht ausführt, sondern nur andeutet, hat es etwas Abgehacktes. Deshalb lässt sich die Deutung (9.) entwickeln, dass er nicht gelassen ist.

### IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

#### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Der Plan auf dem Bildschirm stellt wahrscheinlich einen Arbeitsplan dar. Es gehört möglicherweise zur Aufgabe des Multitasking-Arbeitsplatzes des leitenden Oberarztes, ihn auszufüllen. Da er eine leitende Funktion hat, kann es sich bei dem Arbeitsplan um die Planung für einen ganzen Bereich handeln.

### RECHTE PERSPEKTIVE

#### – VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

In der ersten Sekunde guckt die Frau am Waschbecken verschmitzt und stützt dabei das Kinn in die Hand. Sie strahlt dadurch insgesamt etwas Verschmitztes aus (Deutung 10.). Dann beginnt sie zu sprechen, guckt dabei erst den Mann an und schweift dann nach rechts mit dem Blick zur Frau an der Kamera (während sie spricht). Dabei macht sie die erste Bewegung nach vorne mit dem Oberkörper, ohne allerdings sich aus ihrer Position herauszulösen. Es wirkt irgendwie sehr bewegt. Daraufhin lächelt die Frau an der Kamera sehr breit. Sie erwidert also das Gesagte der Frau am Waschbecken mit einem breiten Lächeln. Das zeigt, dass es sich bei dem Gesagten um nichts Ernstes handeln kann. Es herrscht eine lo-

ckere Stimmung (wie Deutung 10.). Auch die Bewegungen der Frau am Waschbecken sind aufgelockert. Dann spricht die Frau am Waschbecken weiter. Sie guckt jetzt zum Mann und löst sich aus ihrer stehenden Position am Waschbecken heraus. Sie ist wieder sehr bewegt und berührt mit der linken Hand die Schulter des Mannes. Währenddessen spricht sie immer noch. Der Mann kommt dieser Geste körperlich entgegen, indem er sich zurücklehnt. Ohne dass er die Frau am Waschbecken angeguckt hat, hat es etwas »Zugewandtes«. Dabei nickt der Mann zustimmend, wohlwollend und abwartend. Die linke vordere Person und die hintere sind beide nach wie vor nicht in das Geschehen involviert. Die vordere arbeitet weiter, während die hintere das Geschehen beobachtet.

### IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

#### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Es findet ein Schauspiel statt (Deutung 11.). Die leitende OP-Schwester macht die Alleinunterhalterin. Sie bestimmt die Stimmung. Sie könnte Witze machen. Der Umstand, dass sie die Schulter des leitenden Oberarztes ergreift, unterstreicht, dass es sich um eine ungewöhnliche Arbeitssituation handelt, in der Witze gemacht werden können. Dafür spricht auch, dass sie so auf den Oberarzt fokussiert ist und sich mit ihren Gesten so spielerisch auf ihn zu bewegt. Dass es sich hier um eine Art Schau-



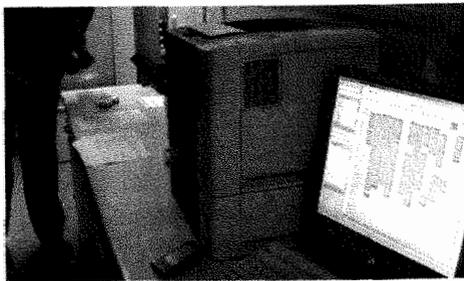
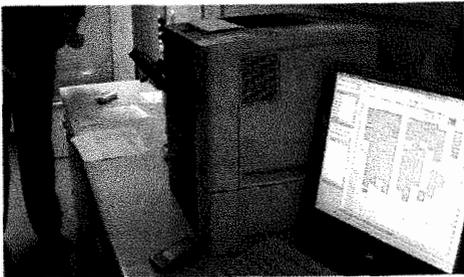
Abb. 24 bis 28: Videostandbilder aus dem Segment 2, 0:05 bis 0:10 sec, aus der rechten Perspektive.

spiel handelt, sieht man außerdem daran, dass die Wissenschaftlerin an der Kamera amüsiert und aufmerksam zugleich die Situation beobachtet.

### VERGLEICH DER KAMERAPERSPEKTIVEN

Der Vergleich der Kameraperspektiven setzt erneut das Verhalten der leitenden OP-Schwester in ein neues Licht. Aller Voraussicht nach trifft 6.2 zu, also dass der leitende Oberarzt ein neues Bildschirmbild aufgerufen hat, aufgrund des eben Ausgetauschten mit der leitenden OP-Schwester. Sie hat ihn also nicht nur unterbrochen, sondern ihn auch noch veranlasst, einen ganz neuen Arbeitsschritt zu beginnen. Vor dem Hintergrund erscheinen ihre verschmitzte und lockere Haltung (vorikonographische Ebene) sowie ihr Verhalten der Witzemacherin und Alleinunterhalterin (ikonographische Ebene) nicht angebracht. Das eben Gesagte muss also relevante Folgen haben, sonst hätte der leitende Oberarzt nicht sofort eine neue, sehr übersichtlich gegliederte Bildschirmseite (vorikonographische Ebene) bzw. den sehr übersichtlich gegliederten Bereichsplan (ikonographische Ebene) aufgerufen. Man kann andererseits zu der Verteidigung der leitenden OP-Schwester und als Gegenlesart *nicht* einwenden, dass das Verhalten des Oberarztes nach einer übertriebenen Reaktion aussieht. Er wirkt stattdessen sehr sachlich.

#### Segment 3 von 0:10 bis 0:15 sec



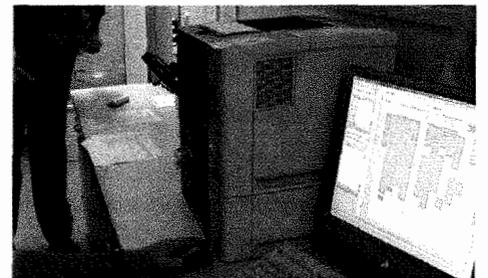
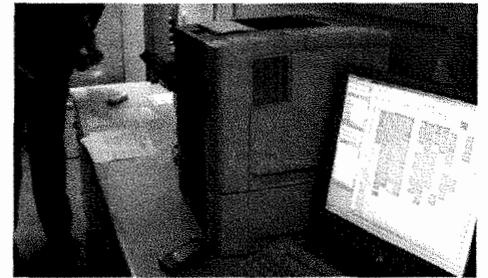
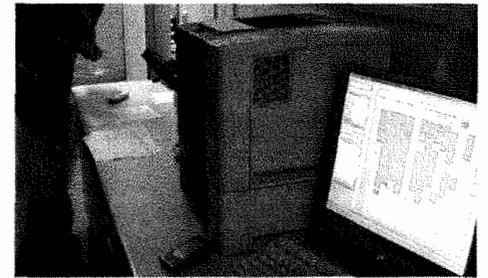
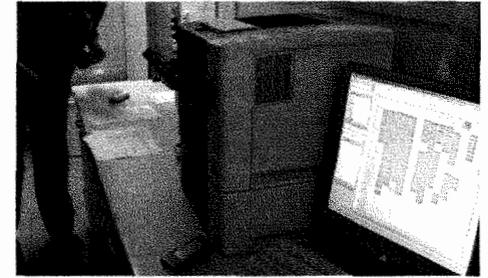
#### LINKE PERSPEKTIVE

##### – VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Während der Plan auf dem Bildschirm so bleibt, verharret auch der Mann in der zurückgelehnten Pose. Dann läuft hinten eine weitere dritte Person schnell durch oder in den Raum. Sie hat auch blaue Kleidung an. Dann macht der Mann eine pathetische Handbewegung, indem er beide Handflächen nach oben gedreht hat und in Richtung Kopf hebt. Dann senkt er die Hände wieder recht schnell, weil es den Anschein hat, dass er mit den Händen nichts berührt hat. Er senkt die Hände zur Tischplatte und greift nach dem Handy,

was links von ihm liegt. Er greift so nach ihm, dass deutlich wird, dass er nicht auf den kleinen Display gucken will. Die Geste hat keine Funktion für die Handlung: Er nimmt das Handy einfach nur so in die Hand. Damit ist insgesamt die Folgedeutung 6.2 bestätigt, dass das Ausgetauschte mit der Person hinter ihm in direktem Zusammenhang mit seinen Reaktionen von davor steht, also dem Bewegen der Maus und dem Aufbau des neuen Bildschirmbildes, weil er jetzt nichts Neues mehr beginnt wie zum Handy zu greifen, um zu telefonieren oder zum Drucker zu greifen, um auszudrucken. Der Griff zum Handy hat etwas von einer Geste, in der man inne hält (Deutung 12.) Die zweite Person im Hintergrund, die die ganze Zeit an dem Namensschild o.ä. hantiert hat, hantiert immer noch daran. Außerdem ist die Deutung 9. bestätigt: der Mann deutet seine pathetische Geste auch nur an. Er ist nach wie vor abgehakt. Es könnte sich um eine Umgebung handeln, wo er und alle anderen unter Zeitdruck stehen. Diese Deutung wird dadurch bestärkt, dass auch die dritte Person, die gerade reingekommen ist, schnell durchhuscht. In der letzten Sekunde des Segments legt der Mann beide Hände flach auf den Tisch, wobei er wie gesagt in der linken das Handy umklammert hält. Diese Geste ist sehr ungewöhnlich, weil sie keine Funktion hat. Sie unterscheidet sich von

*Abb. 29 bis 35: Videostandbilder aus dem Segment 3, 0:10 bis 0:15 sec, aus der linken Perspektive.*



seinen anderen Bewegungen, in denen er auf etwas gerichtet war wie z. B. seine Tätigkeit am Bildschirm oder seine Drehung nach hinten rechts. Daraus ergeben sich weitere Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten: Das Umklammern des Handys weist auf ein Innehalten. Wenn der Mann jetzt auf den Bildschirm guckt oder nach der Maus greift, also zu dem zurückkehrt, wo er vorher war, heißt das, dass die Geste (Umklammern des Handys) eine Überbrückungsgeste war. Sie signalisiert dann ein Innehalten (Deutung 12.1). Die Gegenlesart besteht darin, dass das Umklammern des Handys einen Wendepunkt markiert. Wenn er nicht zu dem zurückkehrt, was er vorher gemacht hat, sondern etwas Neues beginnt, dann ist die vorhergehende Geste im Hinblick auf eine neue Bewegungsfolge zu sehen und in dem Kontext erklärbar. Sie markiert dann einen Wendepunkt in der Interaktion (Deutung 12.2).

### IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

#### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Die Deutung 6.2 ist bestätigt: Es besteht ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem, was der leitende Oberarzt mit der Person hinter ihm besprochen hat, und dem neu aufgerufenen Bereichsarbeitsplan. Auch die pathetische Handbewegung des Oberarztes ist in Bezug zum Gespräch und dem Arbeitsplan zu interpretieren: in dem Gespräch muss etwas Unerwartetes übermittelt worden sein, was den Arbeitsplan betrifft. Möglicherweise können Zielvorgaben nicht eingehalten werden. Zu der zweiten Person im Hintergrund, die an etwas hantiert: Der Gegenstand, mit dem sie hantiert, sieht so aus wie ein Namensschild. Das spricht dafür, dass sie gerade erst zur Arbeit gekommen ist. Denn man legt das Namensschild nur zu Beginn der Arbeit an. Das steht auch im Kontrast zu der dritten im Hintergrund vorbeilaufenden Person, die schon im Arbeitsrhythmus drin ist.



### RECHTE PERSPEKTIVE

#### – VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Auch auf der vorsprachlichen Ebene entwickelt sich die lockere Stimmung (Deutung 10.) jetzt zu einem Schauspiel, weil die Frau am Waschbecken eindeutig etwas Komisches hat. Sie spricht und zieht dabei die linke Hand von der Schulter des Mannes weg. Währenddessen guckt sie ihn an. Ihre

Mundbewegungen und Mimik insgesamt sind irgendwie witzig und komisch. Dann guckt sie die Frau an der Kamera an und guckt dann wieder zum Mann zurück. Sie bindet also beide in das Schauspiel ein. Während also die Frau am Waschbecken redet, gehen die Augen des Mannes kurz nach links. Eine Sekunde später sieht man, dass jemand in blau reinkommt. D. h. der Mann hat das schon wahrgenommen. Nachdem seine Augen nach links geblickt haben (ohne dass er den Kopf wendet), wendet er seinen Kopf jetzt zu der Frau am Waschbecken. Und währenddessen kommt die Person in blau von links in den Raum rein. Daraufhin hebt der Mann die Hände zum Gesicht (eine »ich kann es nicht fassen«-Bewegung) und guckt, während er die Hände wieder herunter nimmt, nach links zu der Person in blau, die gerade den Raum durchquert. Übrigens auch in schnellen Schritten, sie huscht durchs Bild. Der Mann am Bildschirm lässt sich dadurch ablenken. Seine »ich kann es nicht fassen«-Geste passt zu dem Schauspiel, weil sie etwas Pathetisches hat, aber nicht wirklich ernst gemeint scheint. Er macht also ansatzweise bei dem Schauspiel mit. Andererseits ist er nur halbherzig bei dem Schauspiel dabei, weil er währenddessen seine Umgebung aufmerksam registriert. Im Vergleich sind die Frau am Waschbecken und die Frau an der Kamera voll bei dem Spiel dabei. Alle anderen Personen auf dem Bild sind sehr beschäftigt: Die vordere hantiert an dem Tisch und schaut nicht



Abb. 36 bis 42: Videostandbilder aus dem Segment 3, 0:10 bis 0:15 sec, aus der rechten Perspektive.

auf; die Person, die reinkommt, rennt durch; und hinten die Person auf dem Stuhl schaut zu. Also sind alle bis auf die hintere sehr von ihrer Arbeit eingenommen. Dies vergrößert den Kontrast zu dem Schauspiel der drei Personen in der Mitte. Auffällig ist, dass sich niemand sonst in das Schauspiel einmischt. D. h. die drei in der Mitte haben auch das Recht auf das Schauspiel. Die anderen müssen funktional arbeiten, während die drei in der Mitte spielerisch sein dürfen. Das bestätigt die Deutung 5.2, dass der Mann und wahrscheinlich auch die beiden anderen eine zentrale Rolle in dem Raum haben.

### IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

#### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Die Deutung 11., dass die leitende OP-Schwester Witze macht, verdichtet sich. So wie sie aussieht, gibt sie Witze zum Besten. Die Wissenschaftlerin an der Kamera und der leitende Oberarzt gehen mit den Witzen mit. Allerdings ist die pathetische »ich kann es nicht fassen«-Geste des letzteren nur halbherzig. Möglicherweise kann er sich nicht ganz einlassen, weil er die Umgebung kontrollieren muss, beispielsweise die durchrauschende Person.

### VERGLEICH DER KAMERAPERSPEKTIVEN

Inzwischen kann die Deutung 6.2 als valide betrachtet werden. Der leitende Oberarzt hat also im Segment zuvor tatsächlich aufgrund des Gesprächswechsels mit der leitenden OP-Schwester ein neues, sehr komplexes Bildschirmbild (vorikonographische Ebene) bzw. den Bereichsarbeitsplan (ikonographische Ebene) aufgerufen. Die daran im Anschluss formulierte Deutung, dass das Verhalten der leitenden OP-Schwester unangebracht ist, wird dadurch bestätigt. Sie führt ein Schauspiel auf, während der leitende Oberarzt mit den realen Folgen umgehen muss. Der Vergleich der Kameraperspektiven erklärt dadurch auch seine halbherzige »ich kann es nicht fassen«-Geste. Seine pathetische Geste ist nur angedeutet, weil er sich keine Zeit für das Schauspiel der leitenden OP-Schwester nimmt. Gleichwohl geht er auf sie ein, indem er die Konsequenzen des Gesprächswechsels mit dem hoch komplexen Bildschirmbild bzw. Bereichsarbeitsplan abgleicht.

### Segment 4 von 0:15 bis 0:20 sec

#### LINKE PERSPEKTIVE

#### – VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Es stellt sich in diesem Segment heraus, dass das kleine Gerät, das der Mann umklammert, kein Handy sondern ein Pieper ist. Es hat die charakteristische Klammer zum Anstecken, die Pieper aufweisen. Der Mann im Streifenhemd knetet den Pieper mit seiner linken Hand. Wie im vorigen Segment beschrieben, haben diese Bewegungen etwas Ungewöhnliches, weil sie keine Funktion erfüllen. Alle anderen bisherigen Körperbewegungen des Mannes waren auf etwas gerichtet und erfüllten eine Funktion. Er kehrt mit seiner Aufmerksamkeit immer noch nicht zum Plan auf dem Bildschirm zurück, was man daran sieht, dass er sich nicht zum Bildschirm lehnt und ihn aufmerksam betrachtet. Außerdem lässt er zum Schluss dieses Segments den Pieper los. Es sieht sogar so aus, als wendet er sich von seiner bisherigen Tätigkeit, dem Bildschirm, ab und etwas Neuem zu. Möglicherweise dreht er sich wieder nach rechts hinten um. Damit ist 12.1 widerlegt und 12.2 bestätigt, weil er eine neue Bewegungsabfolge beginnt. Das Umklammern des Piepers war also kein kurzfristiges Innehalten, um dann zum Bildschirm zurückzukehren. Stattdessen wei-

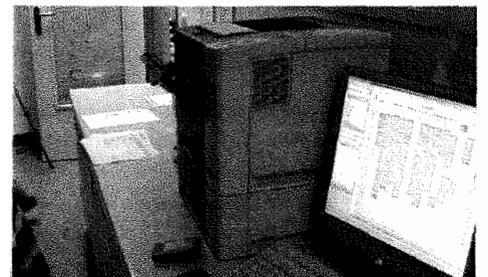
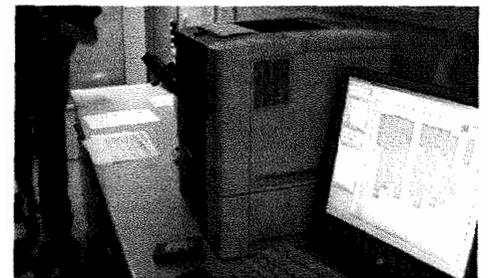
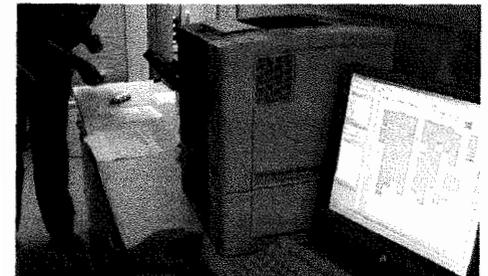
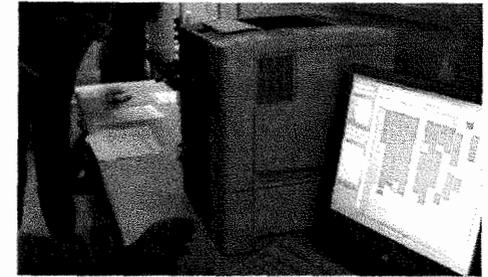
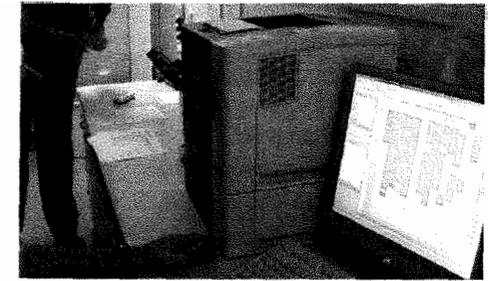


Abb. 43 bis 47: Videostandbilder aus dem Segment 4, 0:15 bis 0:20 sec, aus der linken Perspektive.



sen die Bewegungsabfolgen auf einen Wendepunkt in der Interaktion hin.

### IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

– WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Auf der ikonographischen Ebene entspricht der Deutung 12.2, dass die unerwarteten Geschehnisse bezüglich des Arbeitsplans nun zu einer Entscheidung oder Reaktion des Oberarztes führen werden. Da er zum Ende des Segments den Pieper loslässt, steht die Entscheidung unmittelbar bevor.



### RECHTE PERSPEKTIVE

– VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

In der ersten Sekunde dreht sich die Frau am Waschbecken lachend nach rechts ins Leere und von dem Mann am Bildschirm weg. Währenddessen guckt der Mann am Bildschirm in die andere Richtung nach links, wo gerade wieder jemand neues reingekommen ist. Danach guckt er ziellos auf den Bildschirm zurück. Er wirkt genervt und sagt etwas zu sich selbst. Es muss zu sich selbst sein, weil die beiden anderen mit sich beschäftigt sind. Die Frau am Waschbecken erzählt sehr spaßig der Frau an der Kamera etwas und hebt dabei 3x die Unterarme hoch. Sie ist also sehr bewegt in ihrer Erzählung. Währenddessen sagt der Mann also etwas zu sich selbst, sehr genervt, greift nach einem Stift, der auf dem Tisch liegt



Abb. 48 bis 52: Videostandbilder aus dem Segment 4, 0:15 bis 0:20, aus der rechten Perspektive.

und dreht sich dann zu der Frau am Waschbecken um. Er greift besänftigend ihren linken Ellenbogen so nach dem Motto »jetzt komm mal wieder runter«. Mit der Ellenbogengeste ist die Lockerheit des Schauspiels unterbrochen. In dem vorherigen Segment hatte er mit der »ich kann es nicht fassen«-Geste bei dem Schauspiel mitgemacht. Allerdings auch nur mit geteilter Aufmerksamkeit, weil er seine Umgebung wachsam registriert hat.

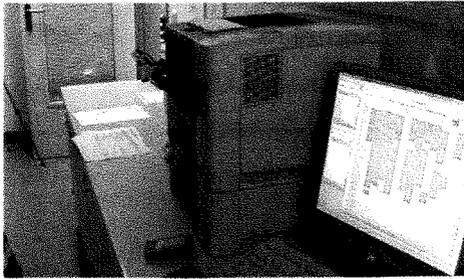
### IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

– WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Der leitende Oberarzt ist sichtlich genervt entweder von dem Schauspiel oder von dem Inhalt des zuvor Gesagten. Er wartet nicht ab, bis die leitende OP-Schwester das Schauspiel auflöst. Mit der »jetzt komm mal wieder runter«-Geste übernimmt er die Kontrolle über das Gespräch und beendet das Schauspiel.

### VERGLEICH DER KAMERAPERSPEKTIVEN

Das unruhige Kneten des Piepers von der linken Perspektive markierte einen Wendepunkt in der Interaktion (Deutung 12.2). Der Wendepunkt deckt sich auf der rechten Perspektive mit dem jähen Ende des Schauspiels durch die besänftigende Ellenbogengeste, die auch als »jetzt komm mal wieder runter«-Geste bezeichnet wurde.



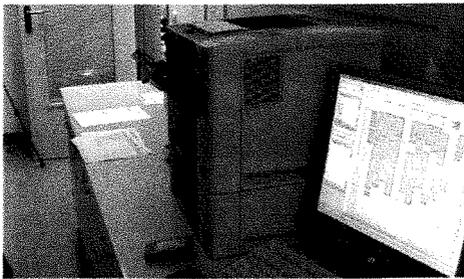
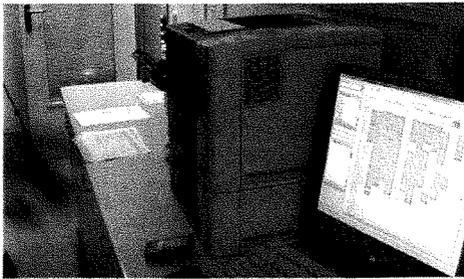
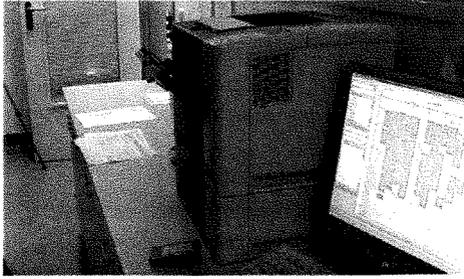
Segment 5 von 0:20 bis 0:25 sec

LINKE PERSPEKTIVE

– VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

In den ersten Sekunden geht kurz, kaum erkennbar, eine Handbewegung durchs Bild. Es ist unklar, zu wem diese Hand gehört. Dadurch dass man den Mann nicht sieht, heißt das, dass er so lange der Person hinter ihm zugewendet bleibt. Dann in der letzten Sekunde beugt sich seine Gesprächspartnerin nach vorne zum Bildschirm. Jetzt wird sichtbar, dass es sich um eine Gesprächspartnerin gehandelt hat. Sie fixiert ganz klar den Bildschirm mit dem aufgerufenen Plan. Sie wirkt sehr zielorientiert. Die Deutung 6.2 ist damit erneut bestätigt: Der Computer ist Mittelpunkt dieser Kommunikation, weil sich jetzt auch die Gesprächspartnerin ihm zuwendet. Vor dem Wendepunkt in der Interaktion hatte sich der Mann auf den Computer bezogen und nach dem Wendepunkt bezieht sich die Frau wiederum auf den Computer. Der Wendepunkt der Interaktion bezieht sich also nicht darauf, dass der Computer als Zentrum des Gesprächs abgelöst wird, sondern er markiert aller Wahrscheinlichkeit nach *unterschiedliche* Sichtweisen *auf* den Plan auf dem Bildschirmbild. Außerdem trägt die Gesprächspartnerin blaue Kleidung und eine Haube, d. h. sie hat wahr-

Abb. 53 bis 57: Videostandbilder aus dem Segment 5, 0:20 bis 0:25 sec, aus der linken Perspektive.



scheinlich eine andere Funktion als der Mann. Die unterschiedlichen Sichtweisen auf den Plan könnten in diesen unterschiedlichen Funktionen begründet sein.

IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

– WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Die Reaktion bzw. Entscheidung des Oberarztes ist selbst nicht in dem Segment sichtbar. Als Folge beugt sich nun aber die leitende OP-Schwester zum Oberarzt und zum Bildschirm. Die unerwarteten Geschehnisse bezüglich des Arbeitsplans werden nun also *gemeinsam* betrachtet und möglicherweise auch *gemeinsam* gelöst.

RECHTE PERSPEKTIVE

– VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Es zeigt sich jetzt, dass die besänftigende Ellenbogengeste des Mannes zu einer Stimmungsveränderung geführt hat, weil jetzt insbesondere die beiden Frauen (die an der Kamera und die am Waschbecken) ernst gucken. Der Mann hatte davor auch schon ernst geguckt. Die Frau am Waschbecken macht zu Beginn des Segments mit dem linken Arm eine Kraul- (d. h. Schwimm-) Bewegung in entgegengesetzter Richtung zu normalen Kraulbewegungen (d. h. nach hinten), geht dann mit demselben Arm wie bei einer Tauchbewegung auf die Tischplatte rechts neben den Mann und guckt auf den Bildschirm. Die Schwimmbewegung wirkt wie eine »Abwehrgeste«. Sie



Abb. 58 bis 62: Videostandbilder aus dem Segment 5, 0:20 bis 0:25 sec, aus der rechten Perspektive.

folgte unmittelbar auf die Ellenbogengeste des Mannes. Die Frau am Waschbecken kommt danach wieder »auf den Boden« und verliert das Clownhafte. Sie wird ernst. Die Frau an der Kamera wird auch während der Schwimmbewegung der anderen Frau ernst.

## IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Die Schwimmbewegung der leitenden OP-Schwester könnte eine Abwehr aufgrund der Ellenbogengeste darstellen. Vielleicht ist es ihr unangenehm. Was ist ihr genau unangenehm? Ist es der Inhalt des Gesprächs, der ihr unangenehm ist? Oder die vertraute Ellenbogengeste des leitenden Oberarztes? (Obwohl sie ihn ja davor an der Schulter angepackt hatte.) Oder ist es ihr unangenehm, dass sich das ganze Schauspiel vor der Kamera abspielt? Es ergeben sich folgende Interpretationsmöglichkeiten, die die Abwehr der leitenden OP-Schwester durch die Schwimmbewegung erklären: Der leitenden OP-Schwester ist die Situation aufgrund ihrer Vertrautheit unangenehm, weil ihr die Ellenbogengeste als vertraute Geste/Berührung unangenehm ist. Der Ellenbogen von ihr ist ja auch unbedeckt, während die Schulter, die sie vorher berührt hatte, bedeckt ist (Deutung 13.1). Diese Deutung wird jedoch noch innerhalb des Segments widerlegt, weil die leitende OP-Schwester sich über/neben den Oberarzt hinweglehnt, was eine sehr vertrauliche Geste ist. Die Ellenbogengeste kann also nicht unangenehm gewesen sein.

Die Deutung 13.2 besteht darin, dass der leitenden OP-Schwester die Situation aufgrund tiefer liegender Zusammenhänge unangenehm ist. Ihr ist die Situation unangenehm, weil die Ellenbogengeste des Oberarztes so stark einschreitend ist, im Sinne »wir müssen jetzt arbeiten«. Dadurch kommt es zum Bruch. Es kann ihr also unangenehm sein, dass er sie überhaupt aufmerksam machen muss. Es ist peinlich, wenn man in einem Arbeitsgeschehen ist, wo die anderen alle vorbei rennen, dass sie von dem leitenden Oberarzt erinnert werden muss, auf das Eigentliche zurückzukommen. Dadurch dass sie danach ernst ist und auch die Wissenschaftlerin an der Kamera ernst ist, wird die Deutung unterstützt, dass das Unangenehme in der Tatsache liegt, dass sie daran erinnert werden muss, wieder »runter« zu kommen. Die Folgedeutung beinhaltet, dass die leitende OP-Schwester sofort zum Arbeitsinhalt übergeht und wieder ernst wird, was auch innerhalb des Segments noch passiert. Die Atmosphäre müsste ernst bleiben, damit wirklich ein Stimmungsumbruch stattgefunden hat.

Eine weitere Deutung (13.3) besagt, dass die leitende OP-Schwester zwar eine Bewegung macht, die signalisiert, dass es ihr unangenehm ist. Aber letztendlich ist die Bewegung nicht so gemeint, weil es keinen Grund dafür gibt, dass ihr die Situation unangenehm sein müsste. Das

könnte z.B. der Fall sein, wenn der Oberarzt nach der Ellenbogengeste und während der Schwimmgeste etwas gesagt hat, was keinen Grund für eine Abwehrreaktion darstellt. Er hätte sie z.B. um Hilfe bitten können. In dem Fall müsste ihr das nicht unangenehm sein. Dann wäre ihre Schwimmgeste paradox, weil es ihr ja eigentlich nicht unangenehm sein muss (Deutung 13.3). Diese Deutung ist aber sehr unwahrscheinlich.

Schließlich lässt sich noch eine weitere Deutung entwerfen: Der leitenden OP-Schwester ist die Situation *nicht* unangenehm. Die Schwimmbewegung beendet ihr bewegtes Sprechverhalten von davor und ist so eine Art »Nachzucken« (Deutung 13.4). Das heißt, es handelt sich gar nicht um einen Stimmungsumbruch. Die Folgedeutung aus 13.4 bestünde dann darin, dass es locker weitergehen müsste, vielleicht etwas ruhiger, aber dennoch locker. Die Deutungen 13.3 und 13.4 sind beide jedoch sehr unwahrscheinlich.

## VERGLEICH DER KAMERAPERSPEKTIVEN

Der Vergleich der Kameraperspektiven ergibt nichts Neues.

Segment 6 von 0:25 bis 0:30 sec

**LINKE PERSPEKTIVE**

– VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

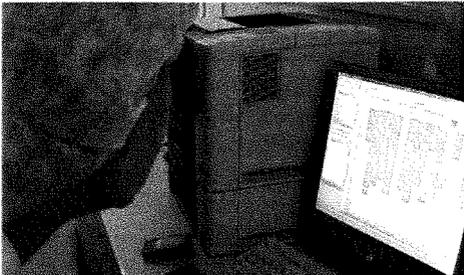
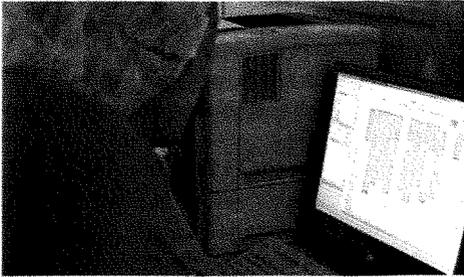
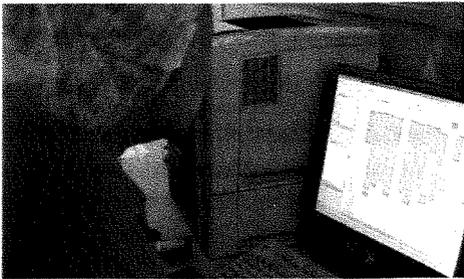
Die Frau ist die aktive, weil sie gleich zu Beginn des Segments ohne Unterbrechung anfängt zu reden. Sie macht den Eindruck, dass sie weiß, was sie sagen will. Zum Schluss des Segments verweist sie mit dem Zeigefinger und ausgestrecktem Arm auf eine bestimmte Stelle der Einstellungen auf dem Bildschirm. D. h. sie muss die hoch komplexen Einteilungen kennen, denn sie hat sich vorher nicht mit den Blicken orientieren müssen. Die Gesprächspartnerin zeigt mit der linken Hand auf den Bildschirm, während der Mann die linke wieder neben den Pieper auf die Tischplatte legt. Um das machen zu können, muss er sich zurückgedreht haben und auch auf den Bildschirm gucken.

**IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG**

– WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Die leitende OP-Schwester übernimmt so selbstverständlich die Perspektive des leitenden Oberarztes, dass man annehmen kann, dass sie genauso gut wie er mit den Einteilungen auf dem Bildschirm Bescheid weiß.

*Abb. 63 bis 67: Videostandbilder aus dem Segment 6, 0:25 bis 0:30 sec, aus der linken Perspektive.*



**RECHTE PERSPEKTIVE**

– VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Zu Beginn des Segments stützt die Frau vom Waschbecken sich mit beiden Händen auf der Tischplatte ab, was wahrscheinlich daran liegt, dass sie sich zwischen dem Mann und der Kamera hindurchlehnen muss. Dann geht sie ein kleines Stück zurück und dann wieder vor. Das macht sie, weil sie wahrscheinlich Gleichgewicht sucht. (Ihre Beine sind auch sehr weit vom Tisch entfernt.) Und sie bewegt währenddessen kurz den Mund. Sagt also ganz kurz etwas. Beide gucken währenddessen aufmerksam auf den Bildschirm. Dann, während der letzten Mundbewegung der Frau, beginnt der Mann mit seiner Bewegung: Dazu legt er beide Hände auf den Tisch und geht mit dem Oberkörper und Kopf nach unten. So wie eine »es kann doch nicht wahr sein«-Bewegung. Es ist eine sehr theatralische Geste. Währenddessen guckt die Frau weiter auf den Bildschirm, macht aber mit der linken Hand eine Geste zum Mann hin und dann zeigt sie mit der linken Hand auf den Bildschirm. Diese Geste hat etwas von »reg dich nicht auf, guck doch mal hier«. Nachdem sie mit der Hand auf den Bildschirm verwiesen hat, guckt er dort auch wieder hin.



*Abb. 68 bis 72: Videostandbilder aus dem Segment 6, 0:25 bis 0:30 sec, aus der rechten Perspektive.*

## IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

### – WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Die Deutung 13.4, die darin bestand, dass der leitenden OP-Schwester die Situation nicht unangenehm ist, ist widerlegt, weil die Atmosphäre ernst bleibt. Da 13.1 in dem vorigen Segment bereits widerlegt wurde und 13.3 in dem Gesamtkontext sehr unwahrscheinlich waren, trifft damit 13.2 zu: D. h. die Ellenbogengeste des leitenden Oberarztes war der leitenden OP-Schwester unangenehm, weil sie sich in einem Arbeitsgeschehen befinden, wo die anderen alle vorbei rennen und sie daran erinnert werden muss, auf das Eigentliche zurückzukommen.

Da es sich um den Arbeitsplatz des Oberarztes handelt, geht sie praktisch in seinen Bereich hinein. Wahrscheinlich nimmt sie sogar mit der rechten Hand die Maus. Jetzt hat sie den aktiven ernstesten Part an seinem Arbeitsplatz. Die leitende OP-Schwester arbeitet auf eine Lösung hin. Es könnte jetzt eine Übereinstimmung und Lockerung des leitenden Oberarztes geben. Aber es muss auch ein neues Problem aufgetaucht sein, sonst hätte der Mann nicht diese theatralische Geste gemacht. Es muss eine neue Information sein. Das muss gelöst werden. Es deutet sich an, dass sie die Lösung herbeiführen wird. Denn sie geht ja auch nicht zurück und lässt ihn machen.

### VERGLEICH DER KAMERAPERSPEKTIVEN

Nach dem Wendepunkt in der Interaktion hat sich das unangemessene Verhalten der leitenden OP-Schwester aufgelöst. Es zeigt sich auf beiden Kameraeinstellungen, dass sie gemeinsam und sehr sachlich arbeiten. Wahrscheinlich klären sie jetzt gemeinsam die Folgen des Gesprächs. Die theatralische Geste des leitenden Oberarztes ist nicht mehr nur angedeutet wie davor. Anders als bei dem Schauspiel ist er jetzt bei der gemeinsamen Sache.

Segment 7 von 0:30 bis 0:35 sec

### LINKE PERSPEKTIVE

#### – VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Die Gesprächspartnerin geht mit dem Zeigefinger hoch und runter. Sie spricht die ganze Zeit und verweist damit auf etwas Konkretes auf dem Bildschirm. Das bestätigt, dass sie den Inhalt der Einteilungen kennt. Sie macht den Eindruck, dass sie sehr nachdrücklich ist. Sie geht dabei ja auf seine Höhe. Sie zeigt also nicht von oben auf den Bildschirm, sondern ist gebeugt. Von dem Mann ist nichts zu sehen, weil die Gesprächspartnerin den Bildschirm einnimmt. Dann geht sie mit dem Zeigefinger auf die linke Seite der Einteilungen und geht zwei grüne Stränge von oben nach unten mit dem Zeigefinger entlang. Das heißt, es bestätigt sich abermals, dass sie alles genau kennt. Dabei redet sie wieder sehr nachdrücklich. Zum Schluss zieht sie den Zeigefinger von dem Bildschirm zurück und macht mit gehobenem Zeigefinger eine Geste, die ihre Aussage anscheinend untermalt. Es ist keine Drohgeste, sondern eine Verdeutlichungsgeste, weil sie den Zeigefinger nicht vor dem Gesicht bzw. Augen hat, sondern weiter unten auf Brusthöhe.

Der Zeigefinger ist auf nichts gerichtet. Währenddessen muss der Mann seine Haltung geändert haben, denn er hat seine linke Hand nicht mehr neben dem Pieper auf dem Tisch, sondern sein Ellenbo-

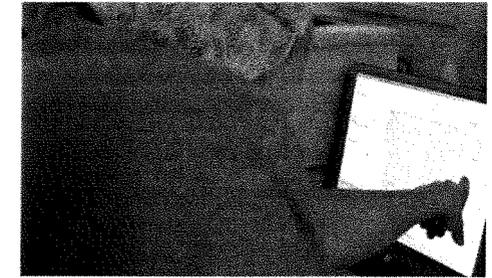


Abb. 73 bis 76: Videostandbilder aus dem Segment 7, 0:30 bis 0:35 sec, aus der linken Perspektive.

gen berührt leicht die Tischkante. D. h. er hat sich weiter zu ihr gedreht. Das signalisiert Aufmerksamkeit und Zugewandtheit.

### IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

– WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Es gibt keine neuen Deutungen.



### RECHTE PERSPEKTIVE

– VORIKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

Der Mann wendet sich tatsächlich nach seiner »es kann doch nicht wahr sein«-Geste zum Computer und stützt sogar sein Kinn in die Hand. Er bewegt sich zum Computer hin, wendet sich ihm zu und damit auch dem, was die Frau sagt und am Computer zeigt. Er signalisiert absolute Bereitschaft. Sie geht aber auch auf ihn ein, weil sie ihn unterstützt, dass er ihr folgen kann. Das macht sie mit der Geste mit der linken Hand, die ja erst auf den Mann zu ging und dann zum Bildschirm (im letzten Segment). In diesem vorliegenden Segment bleibt die linke Hand die ganze Zeit oben am Bildschirm und unterstützt ihre verbalen Erklärungen. Dann kommt die Person, die vorher vorne links immer gearbeitet hatte, ins Bild und verdeckt die beiden Interaktionspartner. In der letzten Sekunde des Segments sieht man, dass die Frau weiter gesprochen haben muss. Und zum Schluss nickt die Frau. Und die Frau bei der Kamera wendet sich an dem Punkt ab. Weil sie bis dahin die beiden beobachtet hatte, weist das darauf hin, dass es jetzt zu einem Abschluss gekommen sein muss.



Abb. 77 bis 80: Videostandbilder aus dem Segment 7, 0:30 bis 0:35 sec, aus der rechten Perspektive.

Die Frau vom Waschbecken bekräftigt mit dem Nicken das, was sie anbietet. Der Mann widmet dem Computer/ihr seine komplette Aufmerksamkeit. Er wirkt weiterhin ernst, aber zustimmend und aufmerksam.

### IKONOGRAPHISCHE DEUTUNG

– WAS KÖNNTE HIER PASSIEREN?

Zwischen leitendem Oberarzt und leitender OP-Schwester besteht ein gemeinsames Verständnis. Der Oberarzt misst ihr die Kompetenz bei, dass sie ihm etwas an seinem Bildschirm zeigen kann.

### VERGLEICH DER KAMERAPERSPEKTIVEN

Beide Kameraeinstellungen sind deckungsgleich und bestätigen die gemeinsame Perspektive des leitenden Oberarztes und der leitenden OP-Schwester auf den Bildschirm.

#### 5.5.2 Abschließende Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene

Die Videostandbilder zu Beginn waren auf der ikonologischen Ebene Ausdruck der Kontrolle des Menschen über die technisierte Arbeitswelt einerseits und der arbeitsteiligen und hoch komplexen Arbeitsorganisation andererseits, in der jeder Beteiligte eine bestimmte Funktion und sogar Platz im Raum hat. Nimmt man den Kontext mit hinzu, dann wird sichtbar, dass der nachdenkliche Mann vor dem Bildschirm der leitende Oberarzt der Anästhesie und der OP-Koordinator ist. Die Frau am Waschbecken stellt die leitende OP-Schwester dar. Bis auf die Frau an der Kamera (Wissenschaftlerin) und der sitzenden Person im Hintergrund (studentische Hilfskraft) gehören alle anderen Personen zu den verschiedenen Berufsgruppen des Operationsaals: Es handelt sich entweder um anästhesiologisches bzw. chirurgisches Personal oder um Personal des OP- bzw. Anästhesiepflegedienstes. Ikonologisch betrachtet, steht der nachdenkliche OP-Koordinator in Kontrast zu den anderen Berufsgruppen des Raums. Seine Nachdenklichkeit einerseits und seine zentrale Stellung im Raum heben ihn von den anderen ab. Damit steht der OP-Koordinator in den ersten beiden Videostandbildern stellvertretend für die leitende Ärzteschaft, die die Kontrolle über die technisierte Krankenhauswelt hat. Die starke Anordnung und Gruppierung der Beobachteten deutet auf die starke Aufgabenteilung unter den Berufsgruppen. Ausgehend von den ersten beiden Videostandbildern war

zu erwarten, dass sie sich in räumlich klar eingegrenzten Territorien bewegen. Im Laufe der Auswertung haben sich diese Grenzen sehr dynamisch entwickelt.

Zusammenfassend für die vorikonographische Ebene: Während der OP-Koordinator vor dem Bildschirm in seinem abgesteckten Territorium verblieb, wechselte die leitende OP-Schwester die Seiten: Sie bewegte sich vom rechten äußeren Bildrand durch die Mitte, lehnte sich zwischen dem OP-Koordinator und der aufgebauten Kamera hindurch, um am linken äußeren Bildrand auf den Bildschirm zu zeigen. Ausgelöst wurde der Seitenwechsel durch einen Wendepunkt in der Interaktion. Vor dem Wendepunkt stellte die leitende OP-Schwester auf eine sehr komische Art die Alleinunterhalterin dar. Dagegen ließ sich der leitende Oberarzt nicht auf das Schauspiel ein. Das wurde u. a. daran deutlich, dass er eine pathetische »ich kann es nicht fassen«-Geste nur halbherzig andeutete. D. h. er ging zwar auf die leitende OP-Schwester ein, stieg aber nicht in das Schauspiel ein. Gleichzeitig beobachtete er sehr aufmerksam seine Umgebung. Wie anfangs formuliert, behielt der Arzt die Kontrolle über seine Umwelt. Seine zweite Geste, die »jetzt komm mal wieder runter«-Bewegung, unterbrach das Schauspiel der leitenden OP-Schwester und führte zum Wendepunkt.

Auf der ikonographischen Ebene konnte im Vergleich dazu gezeigt werden, dass es der leitenden OP-Schwester unangenehm war, dass sie mit der Geste des OP-Koordinators wieder »runter« geholt und daran erinnert wurde, zurückzukommen. Diese Common Sense Interpretation findet ihr Gegenstück auf der vorikonographischen Ebene in der Schwimmbewegung der leitenden OP-Schwester: Nach der »jetzt komm mal wieder runter«-Geste des Arztes, in der er sie am linken Ellenbogen berührte, drehte sie ihren linken Arm aus der Berührung heraus und vollführte mit dem gesamten Arm eine 360°-Drehung. Diese Schwimmbewegung oder Kraulbewegung (in umgekehrter Richtung) konnte mit einer Abwehrgeste oder »lass doch«-Geste identifiziert werden. Die vorikonographische und ikonographische Ebene sind daher zueinander kongruent: Der Schwimmbewegung auf der vorsprachlichen Ebene entspricht die Common Sense Interpretation, dass der leitenden OP-Schwester die Situation unangenehm ist. Diese Interpretation ist auch zum vorhergehenden Verlauf der Interaktion kongruent. Der Vergleich der Kameraperspektiven hatte zuvor ergeben, dass das Schauspiel der leitenden OP-Schwester unangemessen war. Der OP-Koordinator hatte als Reaktion auf das Gespräch zunächst das neue Bildschirmbild aufgerufen (Deutung 6.2). Er hatte sich also mit den realen Folgen des Gesprächs beschäftigt, während sie es als Schauspiel betrachtete. Es ist kongruent, dass sie beim Wendepunkt vom Arzt auf die Unangemessenheit dieses Verhaltens hingewiesen wurde und dass es ihr dann unangenehm war.

Die »jetzt komm mal wieder runter«-Geste war dabei sehr freundschaftlich und unterstützend.

Es lässt sich die Strukturhypothese entwickeln, dass die leitende OP-Schwester Schwierigkeiten hat, eine ihrer Funktion entsprechenden Rolle zu finden und sich bei den Berufsgruppen durchzusetzen. Der OP-Koordinator unterstützt sie dabei. Er veranlasst auch ihren Seitenwechsel vom rechten äußeren zum linken äußeren Rand. Zum Schluss der nonverbalen Interaktion teilen beide eine gemeinsame Perspektive auf den OP-Plan. Dadurch dass der OP-Koordinator absolute Aufmerksamkeit signalisiert, wird deutlich, dass er ihr die Kompetenz beimisst, ihm die OP-Planung zu erklären. Ikonologisch gesehen, entspricht der Seitenwechsel vom rechten zum linken Rand des Bildes dem Bemühen der leitenden OP-Schwester, sich durchzusetzen. Der Vergleich mit den ersten beiden Videostandbildern zeigt, dass sie dabei einen Habitus anstrebt, der mit demjenigen der leitenden Ärzteschaft vergleichbar ist. Die leitende OP-Schwester nutzt technische Artefakte wie der nachdenkliche Mann zu Beginn der Interaktion, der sich von den anderen Berufsgruppen durch seine Kontrolle über die Artefaktwelt abgehoben hatte. Jedoch – und das ist der Unterschied zur leitenden Ärzteschaft – kann die leitende OP-Schwester dafür nicht in ihrem traditionell abgesteckten Territorium verbleiben. Sie muss sich auch im übertragenden Sinn, vom Rand rechts außen nach links außen bewegen, um sich durchzusetzen.

### 5.5.3 Zweiter Schritt: Auswertung des transkribierten Gesprächs

Dieser Schritt wird einerseits aus Platzgründen weggelassen und andererseits, weil die Art der Auswertung bekannt sein dürfte (vgl. z. B. Soeffner 2004). Es werden jedoch im Folgenden das transkribierte Gespräch und eine Zusammenfassung der Analyse dargestellt.<sup>36</sup>

<sup>36</sup> Das Gespräch wurde nach der hörbaren Gestalt transkribiert. Die Transkriptionsregeln befinden sich am Ende der Arbeit vor dem Literaturverzeichnis.

Person A: Fraaa:nk†  
 Person B: jaa:  
 Person A: **darf** ich dir ganz **kurz**  
 was sagen†  
 Person B: natürlich  
 Person A: ich hab n  
**Proble:m**  
 Person B: erzähl  
 Person A: und **zwa:r** (2) muss=ick  
**he:ute I:RgendWIE:**  
 Person B: mmh  
 Person A: **nach Hause**  
 gehn ich stand nämlich heute Mor-  
 gen **knöcheltief** im Ba:dezimmer im  
 Was[ser  
 Person B: [aah:h nei:n Alp[traum  
 Person A: [ja: (3) im Wasser  
 ((lachen(2))  
 Person B: [A:LPTRAU:M  
 Person A: im Haus ((lachen)) /ick hab  
 zwar jetzt [alles gewischt- ((la-  
 chend))/  
 Person B: [(was is) is n **Steffi**  
 in=in=ihrem† (2)  
 Person A: ich hab Steffi im  
 [Sechser und ich bin jetzt erstmal-  
 Person B: [(oder Melanie Melanie is auch noch  
 ne)  
 Person A: Melanie, ne Melanie is **kra:nk**  
 Person B: ja  
 Person A: Henrike hat sich  
 heute Morgen kra:nk gemeldet  
 Person B: >nee<  
 Person A: es=es  
 is aber alles=pass=uff ich hatte  
 schon=schon ä:mmh Susanne jesagt  
 wenn die fertig is mit den  
 In[jektionen  
 Person B: [>runterkommt<  
 Person A: dass sie **runter**kommt, mich **auslöst**  
 und=n=Zweier und dann sind die hier  
**hinten**, ja, aber wir haben mit Claudia  
 heute um zwölf Uhr=dreißig=den **Termi:n**

### Zusammenfassung der Ergebnisse: Kodierte Kommunikation

Person A spricht Frank (Person B) sehr vorsichtig an, weil bei »Frank« und bei »sagen« die Stimme hochgeht. Außerdem wartet Person A nach »Frank« auf eine Reaktion. Sie sichert sich also seine Aufmerksamkeit. Nachdem »ja« von Frank hat Person A nicht gleich losgelegt mit ihrem Anliegen. Daraus folgte, dass Frank beschäftigt sein muss. Person A fragt dann nochmals nach, ob sie Frank »ganz kurz« etwas sagen darf, mit der Betonung auf »kurz«. Die Auswertung hat hier ergeben, dass Person A deshalb so vorsichtig fragt, weil sie sieht, dass sie Frank stören muss. Frank antwortet daraufhin nicht nur mit »ja«, sondern sogar mit »natürlich«. Es ist also eine Selbstverständlichkeit, dass Person A stören darf. In der Auswertung stellte sich die Frage, worauf die Vorsicht von Person A begründet ist, da Frank doch diese Offenheit signalisiert. Das Ergebnis der Analyse war, dass die Information von Person A nichts Unwichtiges oder Unproblematisches sein kann, sondern etwas, was Folgen hat für Frank. Da sie selbst das Problem kennt, bereitet sie Frank vorsichtig darauf vor. Deshalb konnte außerdem das vorsichtige Sprechverhalten von Person A als Strategie identifiziert werden.

Nachdem Person A gesagt hat, dass sie ein Problem hat, antwortet Frank mit »erzähl«, also einem Imperativ. Er fordert Person A ganz deutlich auf. Anstatt dass Person A nun endlich ihr Problem nennt, bleibt sie strategisch vorsichtig: »und zwar« mit 2 Sekunden Pause ist sehr lang gezogen. Das Ergebnis der Auswertung konnte dementsprechend bestätigt werden, dass die Konsequenzen des Problems weitreichend sein müssen. Frank bleibt währenddessen bei der Rolle des abwartenden Zuhörers. Es konnte weiterhin gezeigt werden, dass die Entscheidung von ihm abhängt und dass er dabei auf keinen Fall arrogant wirkt. Frank ist professionell und bleibt gelassen, nachdem Person A das vierte Mal nicht zum Punkt kommt.

Endlich nennt Person A, dass sie knöcheltief im Badezimmer im Wasser stand. Frank erkennt ihr zu, dass es wirklich ein Problem ist, indem er »ah nein Alptraum« sagt. Person A ist erleichtert, weil sie »ja« sagt in dem Moment, wo Frank das erste Mal von Alptraum spricht. Das ist das, worauf sie gewartet und hingearbeitet hat. Dennoch wirkt Franks Reaktion einstudiert und emotionslos. Ein weiteres Ergebnis der Auswertung bestand deshalb darin, dass man ihm seine Empathie nicht abkauft. Schließlich bremst Frank Person A aus. Während sie vom Aufwischen spricht, unterbricht er sie und beginnt mit einem ganz anderen Thema. Er fragt darin, was mit Steffi sei und macht zwei Sekunden Pause, dann antwortet Person A mit »ich habe Steffi im Sechser...« Währenddessen rattert Frank gleich weiter und er lässt Person A nicht ausreden und fällt ihr bei »im Sechser« ins Wort. Frank übernimmt die Verantwortung und sucht nach einer Lösung.

Obwohl es so aussieht, dass beide aneinander vorbei reden, zeigte sich erstens, dass Person A Frank folgen kann, welche Lösungen er sucht. Sie weiß, was er meint. Zweitens führt Frank seinen Gedankengang zu Ende. Es ist ein ganzer Gedanke von »was is is n Steffi...« bis »oder Melanie«. Nachdem Frank Person A mit »oder Melanie« ins Wort gefallen ist, nimmt sie seinen Faden auf und beginnt, von Melanie zu sprechen. Sie sind gut aufeinander eingespielt. Außerdem wissen sie beide, um welche Personen es sich handelt und wofür die Personen geeignet sind. Ein Außenstehender würde das nicht verstehen. Die Auswertung hat auf diese Weise deutlich gemacht, dass die Information zu Steffi Frank schon bekannt war, weil er Person A sofort ins Wort gefallen ist. Dagegen ist ihm die Information zu Melanie neu. Er bestätigt sie deshalb auch mit »ja«. Die Tatsache, dass Melanie krank ist, muss Person A von Anfang an gewusst haben. Das bestätigt ihre Strategie.

Die Kommunikation ist nun eine ganz andere, weil es um die Lösung geht. Wichtig ist, dass irgendwann vorher, Person A die Erlaubnis bekommen hat, dass sie gehen kann. Es hat sich von selbst verstanden, dass es nötig ist, dass sie gehen muss. Frank musste es nicht wortwörtlich sagen. Die Kommunikation zwischen den beiden kann deshalb als kodiert bezeichnet werden. Frank hat mit der Äußerung »Alptraum, Alptraum« signalisiert, dass Person A gehen darf. Es ging nicht primär darum, Empathie zu äußern, sondern es ging um das kodierte Verhalten. Das bestätigt sich auch im weiteren Verlauf, weil Schlagworte genügen, um die Kommunikation voranzubringen. Es fiel außerdem auf, dass Frank etwas vorgibt und Person A immer nur darauf eingeht. Dieses Ergebnis unterstreicht die Hierarchie zwischen den beiden.

Die zweite neue Information für Frank besteht darin, dass Henrike krank ist. Frank muss dafür nicht nachfragen, es ist wie ein Schlagabtausch. Alle Möglichkeiten werden jetzt nacheinander durchgegangen und das ist selbstverständlich. Die Kodiertheit und Eingespieltheit der Kommunikation wird darin sichtbar. Frank nimmt die zweite neue Information von Person A mit »nee« zur Kenntnis. Alles ist zielorientiert, ohne große Umschweife. Danach wartet Person A ab, bis Frank »nee« gesagt hat. Das deutete darauf hin, dass es sich um eine kritische Situation handelt. Mehrere Personen sind krank (und das war Frank nicht bekannt) und jetzt will Person A auch noch gehen. Sie ist unter Zugzwang und muss zeigen, dass alles lösbar ist. Sie hatte sich aber schon eine Lösung zurechtgelegt, weil sie wusste, dass Melanie und Henrike krank sind. Der Beginn von Person A mit »es es is aber alles« deutet darauf hin, dass sie etwas anderes, wahrscheinlich etwas Beruhigendes oder Schlichtendes wie z.B. »es ist schon alles geregelt« sagen wollte. Dann überlegt sie es sich anders und sagt nicht, dass schon alles geregelt ist. Sie geht stattdessen gleich zu den Lösungen über. D. h. sie hat schon Vorarbeit geleistet. Sie ist nach wie vor strategisch und kann die Situati-

on richtig einschätzen. Das setzt wieder die Eingespieltheit voraus. Und von Franks Seite haben wir es auch mit Eingespieltheit zu tun, denn er weiß, was Person A sagen wird und kommt ihr mit »runterkommt« zuvor. Sie ergänzen sich perfekt. Dadurch dass Frank die Worte vorwegnimmt (»runterkommt«), bestätigt er Person A, dass es eine gute Lösung ist. Ihre Kommunikation ist deshalb wieder kodiert: Frank muss nicht extra sagen, »das ist aber eine gute Lösung«, sondern es reicht zu signalisieren, dass er mitdenkt.

Mit »dass sie runterkommt« nimmt Person A wieder das von Frank Gesagte auf wie davor. Das bestätigt erneut die Hierarchie. Mit »hier« verweist Person A auf etwas. Person A beendet den Satz nicht und sagt »dann sind die hier hinten«. Frank muss dann schon wissen, wer dann hier hinten ist. Sie brauchen sich nur Satzketten zuzuwerfen und schon verstehen sie sich. Mit »ja« und gehobener Stimme schließt Person A das Problem ab. Danach kommt keine Pause, sondern es kommt gleich das nächste Thema. Danach bringt Person A den gemeinsamen Termin mit Claudia um zwölf Uhr dreißig ein. Person A musste hier nicht abwarten, ob Frank die Lösung des Problems abschließend gut findet, sondern es ist klar, dass er es gut findet. Sie konnte deshalb gleich zu dem nächsten Thema übergehen. Das belegt erneut die kodierte Kommunikation zwischen den beiden.

#### 5.5.4 Dritter Schritt: Auswertung der Interaktion mit Ton

In diesem Schritt wird die vorikonographische Ebene der Interpretation nicht mehr von der ikonographischen Ebene getrennt, weil sie durch Hinzunahme der Sprache schwer zu trennen sind. Die Deutung bewegt sich von vornherein in den Common Sense Konstruktionen. Außerdem wird in der gesamten Auswertung der Interaktion mit Ton der Kontext eingeklammert. Er wird erst zum Abschluss beim Vergleich der drei Analyseschritte hinzugenommen. Die Deutungen einschließlich der Folge-deutungen werden wie im ersten Schritt der Auswertung der nonverbalen Interaktion am Ende eines 5-Sekunden-Segments entwickelt und mit dem folgenden Segment verglichen bis eine allmähliche Schließung der Deutungen eintritt. Die einzelnen Auswertungsschritte werden aus Platzgründen weggelassen. Stattdessen werden die Ergebnisse der Auswertung der Interaktion mit Ton zusammen mit den Ergebnissen einer an dieser Stelle durchgeführten komparativen Analyse präsentiert.

### Zusammenfassung und komparative Analyse

Nachdem die Frau am Waschbecken im ersten Segment sehr vorsichtig und mit leiser Stimme den Mann im Streifenhemd angesprochen hatte, ob sie ihm ganz kurz etwas sagen dürfe, hatte dieser mit »natürlich« geantwortet. Das zweite und dritte Segment zeichneten sich dagegen durch einen plötzlichen Lautstärkewechsel der Frau am Waschbecken aus. Sie ist nun nicht mehr abwartend und leise, sondern laut und in ihren Bewegungen sehr dynamisch, während sie von ihrem privaten Überschwemmungsproblem spricht. Die Auswertung ergab, dass sie sich dadurch Aufmerksamkeit sichert. Der Mann im Streifenhemd reagierte darauf, indem er zweimal »Alptraum« sagte. Beim ersten »Alptraum« vollzog er eine pathetische »ich kann es nicht fassen«-Geste, während er das zweite »Alptraum« zum Computer gewandt aussprach. Das Wort war beide Male lang gedehnt und ausdruckslos. Die Sprache zeigte sehr deutlich den Widerspruch zu der an sich pathetischen »ich kann es nicht fassen«-Geste. Außerdem wirkte der Mann im Streifenhemd insbesondere beim zweiten »Alptraum« distanziert und emotionslos, weil er es ausdruckslos zum Computer gewandt und damit deutlich *abgewandt von der leitenden OP-Schwester* ausgesprochen hatte. Mit Beginn des Lautstärkewechsels der Frau am Waschbecken waren zwei sich gegenseitig ausschließende Deutungen entwickelt worden, ohne dass es nach dem zweiten »Alptraum« zu einer Schließung der Deutungen kommen konnte. Dieser Deutungskomplex bestand einerseits in der Distanziertheit des Mannes im Streifenhemd, der nicht auf den enormen Lautstärkewechsel eingegangen war und auch nach der Schilderung des Überschwemmungsproblems betont desinteressiert wirkte. Andererseits wurde mit dem Lautstärkewechsel ein weiterer Deutungskomplex entworfen, der in der Gelassenheit des Mannes bestand. Seine gelassene Haltung war hier der Grund dafür, dass er nicht auf den Lautstärkewechsel reagierte. Diese Deutungen widersprachen zudem beide der empathischen »ich kann es nicht fassen«-Geste. Aus diesem Grund wurde an dieser Stelle der Auswertung eine komparative Analyse durchgeführt.

Die komparative Analyse beinhaltet die Vergleichsgruppenbildung in allen Stadien und auf allen Ebenen des Forschungsprozesses (vgl. z.B. Bohnsack 2008: 198 ff.). Unter der komparativen Analyse ist eine Interpretation zu verstehen, die »auf der Basis *expliziter* und *empirisch* (aus dem impliziten Wissen der Erforschten) generierter Vergleichshorizonte im Sinne alternativer Praxen« (ibid) vorgenommen wird. Da bisher unklar war, ob der leitende Oberarzt im Gespräch mit der leitenden OP-Schwester distanziert, gelassen oder empathisch war, wurde mittels der Analyseergebnisse aus der Interaktion des leitenden Oberarztes mit einem Mitarbeiter ein Vergleichshorizont entworfen. Er sollte über das

Verhalten des Oberarztes Aufschluss geben und deutlich machen, ob er auch in dieser neuen Interaktion mehrere Rollen einnimmt.

Für die komparative Analyse wurde eine Interaktion genutzt, in der der leitende Oberarzt mit einem Arzt aus seiner anästhesiologischen Abteilung telefoniert. Das Telefonat wurde mit der Funktion »laut hören« geführt, so dass die Antworten des Mitarbeiters zu verstehen waren. Die Auswertung der nonverbalen Interaktion ergab, dass das Verhalten des leitenden Oberarztes am Telefon sehr ernst und professionell wirkte. Dagegen zeigte die Analyse sowohl des transkribierten Gesprächs als auch der verbalen Interaktion, dass er am Telefon Witze machte. Sie konnten nur sprachlich identifiziert werden, während sie auf der Ebene der Mimik nicht zu erraten waren. Insbesondere die Auswertung des Texts verdeutlichte dabei, die zeiteffiziente und sachliche Haltung des leitenden Oberarztes. Gleich zu Beginn des Telefonats unterbrach er die wenig sachbezogenen und ausschweifenden Sätze des Mitarbeiters zweimal. Durch diese Gesprächsführung offenbarten sich die Effizienz des Oberarztes einerseits und seine übergeordnete Stellung andererseits. Anders als sein zweckgerichtetes Verhalten hätte erwarten lassen, war seine Kommunikation dann nicht mehr zielgerichtet und zeiteffizient. Der anästhesiologische Mitarbeiter antwortete zunächst auf die Frage seines Chefs, wo er gerade sei, damit, dass er bei der »Pseudomonasfortbildung« (anstelle von Pseudomonatsfortbildung) sei. Anstatt nun zum Punkt zu kommen und dem Mitarbeiter eine Arbeitsanweisung zu geben, machte der leitende Oberarzt daraufhin einen Witz: Er wiederholte das Wort »Pseudomonasfortbildung« übermäßig betont und lang gezogen. Nach dem anschließenden Lachen des Mitarbeiters nahm sich der Oberarzt erneut Zeit für eine weitere witzige Äußerung: Er kommentierte das Lachen mit »woau«, sprach dann aber hastig weiter und kam zum eigentlichen Punkt des Anrufs, dass ein »Blinddarm« in der Rettungsstelle prämediziert werden müsste.

Das beschriebene Verhalten entspricht der »Rollendistanz«, wie sie Erving Goffman (1973) formuliert hat. Danach kann das Rollenverhalten (d. h. das tatsächliche Verhalten) von den normativen Forderungen an die Rolle abweichen. Insbesondere an dem Beispiel von chirurgischen Chefärzten hat er gezeigt, dass die Rollendistanz in der Teamarbeit eine besondere Funktion erfüllt. Witze können z. B. von Chefärzten während heiklen Operationen anstelle von negativen Sanktionen angewendet werden, um ihr Team auf Fehler aufmerksam zu machen, ohne sie jedoch zu sehr aus der Fassung zu bringen (ibid: 138). Auf diese Weise moduliert der Chefarzt seine eigenen Forderungen und Erwartungen an seine Rolle, um zu gewährleisten, dass seine Mitarbeiter während der OP einen kühlen Kopf behalten. In dem zitierten Beispiel des leitenden Oberarztes diente der Witz dazu, die Kommunikation aufzuheitern. Er verlieh der Arbeitsanweisung, dass der »Blinddarm« in der Rettungsstelle präme-

diziert werden muss, einen umgänglicheren Ton. Goffman unterstreicht, dass ausschließlich Vorgesetzte die Rollendistanz nutzen können, um den Status quo zu lockern. Dagegen deutet die Ausübung der Rollendistanz bei Untergebenen auf Weigerung (ibid: 144 f.).

Durch den Vergleich der Rollendistanz des leitenden Oberarztes in dem Telefonat mit der ursprünglichen Interaktion, zeigte sich, dass die pathetische »ich kann es nicht fassen«-Geste eine dem Witz vergleichbare Funktion hat. Sie steht ebenfalls in Diskrepanz zu seiner sachbezogenen Rolle des leitenden Oberarztes und hat das Ziel, die Kommunikation mit der leitenden OP-Schwester aufzulockern. Für den Moment der Bewegung fühlt der leitende Oberarzt empathisch mit ihrem privaten Überschwemmungsproblem mit. Danach muss er – entsprechend seiner Rolle – in die distanzierte Haltung des leitenden Oberarztes zurück. Insofern signalisiert er einerseits Interesse an ihrem Problem, muss dann andererseits um willen der Bewältigung des dienstlichen Folgeproblems (die Abwesenheit der leitenden OP-Schwester) dem privaten Problem gegenüber in Distanz gehen und desinteressiert bzw. gelassen wirken.

#### 5.5.5 Abschließender Vergleich der drei Analyseschritte

An dieser Stelle werden der Kontext hinzugenommen und Strukturhypothesen entwickelt. Zu dem Kontextwissen gehört, dass es sich bei dem nachdenklichen Mann vor dem Bildschirm um den leitenden Oberarzt der Anästhesie und den OP-Koordinator handelt, während die Frau vom Waschbecken die leitende OP-Schwester darstellt. Die Frau an der Kamera (Wissenschaftlerin) und die sitzende Person im Hintergrund (studentische Hilfskraft) sind Außenstehende. Alle übrigen Personen, die durch den OP-Koordinationsraum laufen, sind Angehörige der Berufsgruppen des OPs: Es kann sich um anästhesiologisches bzw. chirurgisches Personal handeln oder um Personal des OP- bzw. Anästhesie-Pflegedienstes.

Zusammenfassend für den gesamten Ablauf: Die untersuchte Sequenz hatte damit begonnen, dass der leitende Oberarzt und OP-Koordinator den Computerbildschirm aufmerksam beobachtete und von der hinter ihm stehenden leitenden OP-Schwester angesprochen und damit unterbrochen wurde. Er war mit der Unterbrechung selbstverständlich und sachlich umgegangen, wie es seiner Rolle als OP-Koordinator entspricht. Auf die Frage der leitenden OP-Schwester »kann ich dir ganz kurz etwas sagen« hatte er mit »natürlich« geantwortet und sich zu ihr umgedreht. Sie deutete an, dass sie ein Problem habe, woraufhin sich der leitende Oberarzt mit der Erzählaufforderung »erzähl« zurück zum Bildschirm drehte und in weiser Voraussicht den OP-Plan im OP-Managementsystem aufrief. Die leitende OP-Schwester führte dann an, dass sie früher gehen müsse, weil sie einen Wasserschaden zu Hause habe. Sie schilder-

te überzogen clownhaft ihr Überschwemmungsproblem. Der leitende Oberarzt reagierte auf ihre Beschreibung, indem er zweimal »Alptraum« sagte. Bei der ersten Nennung von »Alptraum« machte er gleichzeitig eine pathetische »ich kann es nicht fassen«-Geste. Entsprechend der Rollendistanz von Erving Goffman war er von seiner sachlichen Rolle abgewichen, um die kritische Situation durch die pathetische Geste aufzuheitern. Die zweite Nennung von »Alptraum« wirkte im Vergleich dazu deutlich distanziert und ausdruckslos, weil er es zum Computer gewandt aussprach. Das zeigte, dass er beim zweiten »Alptraum« zu seiner sachlichen Rolle des leitenden Arztes zurückgekehrt war. Dies wurde außerdem dadurch bestätigt, dass der leitende Oberarzt zum Ende der pathetischen »ich kann es nicht fassen«-Geste aufmerksam eine hereinkommende Person registrierte. Während seiner Aufhebungsbemühungen schien also bereits der sachliche Vorgesetzte durch, der die Kontrolle über seine Umwelt hat.

Nach dem zweiten »Alptraum« leitete der OP-Koordinator einen Wendepunkt in der Interaktion ein, indem er sich erneut vom Bildschirm weg, zur leitenden OP-Schwester hindrehte und freundschaftlich ihren Ellenbogen ergriff. Damit vollführte er aus der Perspektive der leitenden OP-Schwester eine »jetzt komm mal wieder runter«-Geste. Zeitgleich fragte der leitende Oberarzt mit »ist Steffi in ihrem- oder Melanie« nach der Besetzung des OPs mit OP-Schwestern. Anhand der Reaktion der leitenden OP-Schwester wurde ersichtlich, dass sie sich mit der objektiv freundschaftlich gemeinten Geste von ihrem überzogenen Schauspiel auf die Sachebene zurückgeholt fühlte. Sie reagierte auf die Ellenbogensgeste bzw. »jetzt komm mal wieder runter«-Geste mit einer Schwimmbewegung des linken Arms, indem sie ihren Arm aus dem Ellenbogensgriff nach hinten herausdrehte. Nach einer 360°-Drehung des linken Arms trat sie von dem rechten äußeren Rand des Raums weg, wo sie bisher gestanden hatte, und langte mit dem Arm zwischen OP-Koordinator und Kamera hindurch, um sich neben den OP-Koordinator auf den Tisch aufzustützen. Auf diese Weise war sie auf die linke äußere Seite des Raums gelangt, wo auch der OP-Koordinator vor seinem Bildschirm saß. Während des Seitenwechsels griff die leitende OP-Schwester das Stichwort des OP-Koordinators auf und entgegnete »ich hab Steffi im Sechser«. Danach gingen beide gemeinsam am Bildschirm die Besetzung des OPs durch. Sie brauchten sich nur die Namen der OP-Schwestern zuzuwenden und beide wussten bei einer Belegschaft von 40 OP-Schwestern nicht nur wer gemeint war, sondern auch für welchen Bereich die betreffende Person normalerweise eingeteilt ist. Die Analyse des transkribierten Gesprächs hatte hierfür ergeben, dass die Kommunikation zwischen OP-Koordinator und leitender OP-Schwester als kodiert bezeichnet werden kann. Dabei handelt es sich um eine Kommunikation, die für Außenstehende nur schwer zu verstehen ist. Es genügt, dass sich die Beteilig-

ten Stichworte zuwerfen, um gegenseitig zu verstehen, was gemeint ist. Dieses Sprechverhalten ist im Kontext vom Operationssaal sehr effizient und professionell. Es setzt voraus, dass die Betroffenen in ihre Arbeitsaufgaben eingeweiht sind und sich in die Relevanzen ihres Gegenübers hineinversetzen können. Außerdem bestand ein weiteres wichtiges Ergebnis darin, dass die leitende OP-Schwester strategisch vorging. Sie hatte von Beginn des Gesprächs an gewusst, dass zwei OP-Schwestern, Melanie und Henrike, krank sind und dass es deshalb eng werden würde, wenn sie zusätzlich den OP verlässt.

Zunächst für den Habitus auf der Basis der nonverbalen Interaktion: Ikonologisch betrachtet, stand der leitende Oberarzt und OP-Koordinator repräsentativ für die leitende Ärzteschaft und die von ihr ausgeübte Kontrolle über die Welt der technischen Artefakte. Von der Raumaufteilung war deutlich geworden, dass allen Beteiligten eine klare Position im Raum zugewiesen war. Dem OP-Koordinator kam dabei eine zentrale Rolle zu. Im Laufe der Interaktion entwickelte sich die Position der leitenden OP-Schwester sehr dynamisch. Ausgelöst durch die Ellenbogengeste bzw. »jetzt komm mal wieder runter«-Geste wechselte sie vom rechten äußeren Rand des Bildes zum linken äußeren Rand auf die Seite des leitenden Oberarztes. Ikonologisch gesehen, entsprach der Seitenwechsel der leitenden OP-Schwester ihrem Bemühen, sich durchzusetzen. Ausgehend von der nonverbalen Interaktion lässt sich festhalten, dass sie einen Habitus anstrebt, der mit demjenigen der leitenden Ärzteschaft vergleichbar ist. Die leitende OP-Schwester nutzte technische Artefakte wie der nachdenkliche OP-Koordinator zu Beginn der Sequenz, der sich von den anderen Berufsgruppen durch seine Kontrolle über die Artefaktwelt abgehoben hatte. Jedoch – und dies ist der Unterschied zur leitenden Ärzteschaft – konnte die leitende OP-Schwester dafür nicht in ihrem traditionellen abgesteckten Territorium verbleiben. Sie musste sich auch im übertragenden Sinn vom Rand rechts außen nach links außen bewegen, um sich durchzusetzen.

Zum Vergleich der vorikonographischen mit der ikonographischen Ebene in der nonverbalen Interaktion: Die Ellenbogengeste des OP-Koordinators konnte auf der vorsprachlichen Ebene als freundschaftlich und unterstützend gedeutet werden. Außerdem folgte auf diese Geste die Schwimmbewegung der leitenden OP-Schwester. In ihr wurde eine Abwehrbewegung als Reaktion auf die Ellenbogengeste gesehen. Dies machte deutlich, dass die leitende OP-Schwester die objektiv freundschaftlich gemeinte Ellenbogengeste im Sinne einer Maßregelung interpretierte. Danach war es ihr unangenehm, dass sie sich zuvor als Alleinunterhalterin und Witzemacherin dargestellt hatte und nun von dem Arzt mit der Ellenbogengeste zurück in die Realität geholt wurde. Während diese Geste auf der vorikonographischen Ebene also als freundschaftlich gedeutet wurde, offenbarte die Analyse auf der ikonographischen Ebene,

dass diese Geste von der leitenden OP-Schwester selbst als Angriff wahrgenommen wurde. Die individualisierte und kontextgebundene Sinnzuschreibung der leitenden OP-Schwester machte also aus der objektiven freundschaftlichen Ellenbogengeste einen Übergriff. Diese Interpretation wurde durch die Ergebnisse der verbalen Interaktion untermauert: Die Intonation und Lautstärke des gesprochenen Dialogs machten in der Auswertung deutlich, dass der Arzt auf das Schauspiel der leitenden OP-Schwester trotz einer pathetischen Geste insgesamt sachlich reagierte. Durch sein nüchternes Verhalten in Anbetracht des privaten Überschwemmungsproblems wurde das Schauspiel *in den Augen der leitenden OP-Schwester* als kindisch-albern abgewertet. In diesem Kontext wurde die brüskierte Abwehrbewegung zum Ausdruck der spezifischen Verfassung der leitenden OP-Schwester: In der Ellenbogengeste konnte sie keine freundschaftliche Unterstützung, sondern nur eine Maßregelung durch den Arzt sehen. Damit nimmt die leitende OP-Schwester die Rolle der kindisch-albernen Kollegin an, die sie aus der Sicht des Arztes nicht hat und die er mit seiner Geste auch nicht hervorrufen wollte.

Insgesamt wird dadurch die Strukturhypothese bestätigt, dass die leitende OP-Schwester Schwierigkeiten hat, eine ihrer Funktion entsprechende Rolle zu finden und in der Folge dadurch Probleme hat, sich bei den Berufsgruppen durchzusetzen. Im Kontrast dazu steht sowohl ihr professionelles und strategisch durchdachtes Verhalten in der Interpretation des Texts als auch ihr nonverbaler Habitus in der Interpretation der nonverbalen Interaktion. Ihre Professionalität lässt sich, wie an der kodierten Kommunikation einerseits und dem Seitenwechsel mit anschließender Kontrolle über die Artefaktwelt andererseits deutlich wurde, durchaus an der Professionalität der leitenden Ärzteschaft messen. Gleichwohl hat sie ein habituelles Problem mit ihrer Funktion, dass sie daran hindert, sich durchzusetzen. Ausschlaggebend für dieses Ergebnis ist die Deutung der »jetzt komm mal wieder runter«-Geste, die sich auf der vorikonographischen Ebene als freundschaftlich und unterstützend offenbarte und damit diametral entgegengesetzt zu der Interpretation der leitenden OP-Schwester ist. Das vorsprachliche Verständnis der Geste hat damit sichtbar gemacht, dass sie Angriffe dort sieht, wo keine sind. Ohne die Trennung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene wäre die vorsprachliche Bedeutung der Geste möglicherweise übersehen und sie wäre im Lichte der Reaktion auf sie interpretiert worden.

In der Tabelle 2 geht es darum zu veranschaulichen, woraus sich die »jetzt komm mal wieder runter«-Geste zusammensetzt. Sie beinhaltet auf »unterster« Stufe mehrere Kineme: das Ausstrecken des Arms, die Rotation im Handgelenk mit geöffneter Hand etc. Diese Kineme bilden das Kinemorphem, also das Verhaltensgrundmuster »Hand berührt den Arm des Gegenübers«. In der vorliegenden Arbeit wird der Standpunkt vertreten, dass die unterschiedlichen Kineme, in denen in irgendeiner Weise der Arm des Gegenübers berührt wird, ein kulturelles Verhaltensgrundmuster bilden. Wie in Kapitel 4.3 dargestellt, können die Kineme, die das Kinemorphem ausmachen, auch variieren. Gleichwohl sind sie nicht beliebig. Das Greifen des Arms des Gegenübers kann deshalb neben den genannten Kinemen »Ausstrecken des Arms«, »Rotation im Handgelenk«, »Hand geöffnet« sowohl das Kinem »Hand wird zum Ellenbogen des Gegenübers geführt« als auch »Hand wird zum Oberarm (bzw. Unterarm) des Gegenübers geführt« beinhalten. In all diesen Variationen machen die Kineme ein Kinemorphem aus, das immer als informell und freundschaftlich zu betrachten ist. Man kann sich dieses Kinemorphem nicht in einem aggressiven Zusammenhang vorstellen. Es lässt sich deshalb sagen, dass es die kulturelle Prägung des Informellen und Freundschaftlichen hat. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass man durchaus den Arm oder Ellenbogen eines Gegenübers berühren kann, um ihn herabzusetzen. Aber dieses Kinemorphem würde dann aus anderen Kinemen bestehen als diejenigen in Tabelle 2. Die gesamte Körperhaltung und auch Mimik wären dann andere und hätten auf eine Herabsetzung des Gegenübers hingewiesen.

Wenn ein Kinemorphem wie das Kopfnicken erweitert wird, so dass ihm ein Um-zu-Motiv unterstellt werden kann, und es außerdem am Handlungsverlauf beobachtbar ist, dann stellt es eine elementare Handlung dar. Da das hier präsentierte Kinemorphem »Hand berührt den Arm des Gegenübers« kulturell eine informelle und freundschaftliche Geste darstellt, steht auch die dadurch ausgedrückte Handlung für Freundschaftlichkeit. In dem konkreten Beispiel aus der Krankenhaus-Interaktion greift der leitende Oberarzt den Ellenbogen der leitenden OP-Schwester, *um* Freundschaftlichkeit zu signalisieren. Es handelt sich um eine *objektive* und elementare Handlung, weil sie auf der vorikonographischen Ebene *objektiv* Freundschaftlichkeit repräsentiert. Sie ist vergleichbar mit denjenigen Verhaltensweisen wie »verbindlich lächeln« oder »hierher gehören«, die Karl Mannheim als *typische* Sinngehalte von Gesten bezeichnet. Sie stehen im Gegensatz zum individualisierten oder kontextgebundenen Sinn von Handlungen, wie sie auf der ikonographischen Ebene anzutreffen sind. Die elementare Handlung »A berührt den Ellenbogen von B, *um* Freundschaftlichkeit auszudrücken« wird auf der ikonographischen Ebene in einen spezifischen Kontext gestellt. Die leitende OP-Schwester sieht in ihr einen Angriff vonseiten des leitenden

Ikonographische Ebene	Beispiele	Motivkonstruktionen
Handlung in ihrem individualisierten und kontextgebundenen Sinn	»jetzt komm mal wieder runter«-Geste	A berührt den Ellenbogen von B, um B zu maßregeln (Um-zu-Motiv nicht am Handlungsverlauf, sondern nur durch die Reaktion von B beobachtbar)
Vorikonographische Ebene	Beispiele	Motivkonstruktionen
Objektive und elementare Handlung	Ellenbogengeste	A berührt den Ellenbogen von B, um Freundschaftlichkeit zu signalisieren (Um-zu-Motiv am Handlungsverlauf beobachtbar)
Kinemorphem (Gebärden)	Hand berührt den Arm des Gegenübers	
Kineme (Elemente von Gebärden)	Ausstrecken des Arms, Rotation im Handgelenk, Hand geöffnet etc.	

Tabelle 2: Zusammensetzung der »jetzt komm mal wieder runter«-Geste (vgl. auch Tabelle 1 in 4.3).

Oberarztes. Aus ihrer Perspektive entspricht die Ellenbogengeste einer »jetzt komm mal wieder runter«-Geste, weil sie meint, dass er sie damit wieder auf die Sachebene zurückholen und ihrem Schauspiel ein Ende setzen will. Auf der ikonographischen Ebene lässt sich der individualisierte Sinn rekonstruieren, der einer Handlung aufgrund von Common Sense Konstruktionen attribuiert wird. In dem präsentierten Fall schreibt die leitende OP-Schwester der Ellenbogengeste die Motivkonstruktion zu »A greift den Ellenbogen von B, *um* B zu maßregeln«. Diese Motivkonstruktion ist nicht mehr am Handlungsverlauf beobachtbar. Sie wird erst anhand der Reaktion der leitenden OP-Schwester ersichtlich. Sie vollführt eine Schwimmbewegung in umgekehrter Richtung und entzieht auf diese Weise ihren Arm der Berührung durch den leitenden Oberarzt. Die Trennung von vorikonographischer und ikonographischer Deutung hat dadurch in der Auswertung deutlich gemacht, dass die leitende OP-Schwester dort Angriffe sieht, wo gar keine sind, weil die Ellenbogengeste objektiv freundschaftlich gemeint war.

## 6. Computertechnologie als Möglichkeit der Strukturierung: Geschlechterordnung und Machtverhältnisse im Operationssaal

Die bisherige Analyse des Habitus der leitenden OP-Schwester hat einerseits gezeigt, dass er sehr professionell ist und sich mit dem Habitus der leitenden Ärzteschaft vergleichen lässt. Dieses Ergebnis hat sich in der Interpretation des Texts ergeben aus sowohl der kodierten Kommunikation zwischen dem OP-Koordinator und der leitenden OP-Schwester als auch aus dem Umstand, dass die leitende OP-Schwester strategisch vorging. Der professionelle Habitus ist auch in der Deutung der nonverbalen Interaktion zutage getreten, als die leitende OP-Schwester die Seiten wechselte und wie die leitende Ärzteschaft ihre Kontrolle über die Welt der technischen Artefakte – hier: die Computer – demonstrierte. Sie hat ihre Computerexpertise genutzt, um dem OP-Koordinator ihre OP-Planung, also die Besetzung des OPs mit OP-Schwestern zu erläutern. Andererseits hat die bisherige Analyse offenbart, dass die leitende OP-Schwester ein habituelles Problem mit ihrer Leitungsfunktion hat. In der Interaktion mit dem OP-Koordinator hat sie Angriffe dort gesehen, wo gar keine sind. Hier ist die Strukturhypothese bestätigt worden, dass die leitende OP-Schwester Probleme hat, sich bei den Berufsgruppen des OPs durchzusetzen. In dem vorliegenden Kapitel wird die in Kapitel 5 dargestellte Sequenz in den Kontext des von mir geleiteten Forschungsprojekts gesetzt und danach gefragt, welche Formen sozialer Ordnung den Habitus der leitenden OP-Schwester prägen. Warum hat die leitende OP-Schwester Schwierigkeiten, sich bei dem medizinischen Personal durchzusetzen? Worin besteht ihr habituelles Problem mit ihrer Leitungsfunktion? Und schließlich: Wie gelingt es ihr, sich trotz ihrer Probleme durchzusetzen und in der Nutzung der Computer einen mit der leitenden Ärzteschaft vergleichbaren Habitus zu erlangen?

Die Videoaufnahmen sind im Rahmen einer Studie entstanden, in der zwischen 2007 und 2008 die Operationssäle von zwei Krankenhäusern untersucht wurden. Das vorliegende Kapitel stellt aus einer mikrosoziologischen Perspektive die Ergebnisse dar und analysiert die Geschlechtertypisierung sowie Geschlechtertrennung im Operationssaal vor und nach Einführung von Computeranwendungen, so genannten OP-Managementsystemen. Die beiden untersuchten Krankenhäuser verfügten über eine vergleichbare Anzahl an OP-Sälen (12 bzw. 14) und über das gleiche OP-Managementsystem von derselben Firma. Es wird im Folgenden gezeigt, dass die Einführung des OP-Managementsystems in der

ersten Klinik zur Restrukturierung der Geschlechterhierarchien und in der zweiten Klinik zu ihrer Stabilisierung beigetragen hat. In dem ersten Krankenhaus hatte sich mit der Computerisierung ein *kooperativer Arbeitsstil* durchgesetzt, durch den die OP-Schwestern Macht ausüben und die relevante Unsicherheitszone der OP-Planung kontrollieren konnten. Die Hierarchisierung zwischen den Berufsgruppen geriet in Bewegung, weil Computerexpertise als Statureigenschaft angesehen wurde. Die bisher beschriebene leitende OP-Schwester ist in diesem ersten Krankenhaus des kooperativen Arbeitsstils zu verorten. In dem zweiten Krankenhaus hatte das OP-Managementsystem bestehende Verhältnisse stabilisiert. In dem *Arbeitsstil der abhängigen Zuarbeit* wurden computerisierte Tätigkeiten mit assistierenden Tätigkeiten gleichgesetzt und als solche abgewertet. Computerexpertise war hier keine Statureigenschaft. Ausschließlich die chirurgischen Assistenzärzte und -ärztinnen sowie die OP-Schwestern mussten die Daten in das OP-Managementsystem eingeben. Die eigentliche OP-Planung, die die relevante Unsicherheitszone darstellt, blieb jedoch in der Hand der leitenden männlichen Chirurgen.

In einem ersten Schritt sind die für dieses Kapitel relevanten Diskussionen in der Frauen- und Geschlechterforschung sowie der Wissenschafts- und Technikforschung Thema der Darstellung. In einem zweiten Schritt werden Geschlechterordnung und Machtverhältnisse vor und nach Einführung der OP-Managementsysteme für beide untersuchten Krankenhäuser präsentiert. Hier wird auf die Arbeitsstile der beiden Krankenhäuser abgehoben, die sich durch die Computerisierung eingestellt hatten. Es wird die Bedingung beschrieben, die dazu führte, dass die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern in der ersten Klinik restrukturiert und der zweiten stabilisiert wurden. In einem dritten Schritt steht der Modus der Machtausübung der leitenden OP-Schwester des ersten Krankenhauses im Zentrum (also der leitenden OP-Schwester aus Kapitel 5). Es wird beschrieben, wie sie die an sie herangetragenen Stuserwartungen unterläuft und sich auf diese Weise trotz habitueller Probleme durchsetzt. Die Ergebnisse basieren neben den Videoanalysen aus dem Datencorpus von insgesamt 400 Stunden Videodatenmaterial auf der Auswertung von 40 narrativen Interviews sowie der Auswertung der teilnehmenden Beobachtung von der Arbeit von 39 Beschäftigten des OPs.<sup>37</sup>

<sup>37</sup> Die narrativen Interviews wurden mit Hilfe der Narrationsanalyse ausgewertet (vgl. Schütze 1976, 1978; als Überblick Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008). Die teilnehmende Beobachtung wurde in Form von »job shadowing« durchgeführt, so dass immer jeweils ein Beschäftigter des OPs einen oder mehrere Tage bei der Arbeit begleitet und beobachtet wurde.

## 6.1 Mikrosoziologie von Technik, Profession und Geschlecht

In den 80er Jahren haben erste Forscherinnen im Kontext der angelsächsischen *Science and Technology Studies* sowohl auf die soziale Konstruktion von Technik und Geschlecht als auch auf ihre gegenseitige Bedingtheit verwiesen (vgl. Harding 1986; Cockburn 1988). Aufgrund des Wechselverhältnisses von Technik und Geschlecht wird seit den 90er Jahren davon ausgegangen, dass Technik nur in Bezug auf Geschlecht vollständig verstanden werden kann (vgl. Faulkner 2001). Technik, Männlichkeit und Weiblichkeit stellen außerdem keine festen und einheitlichen Kategorien mehr dar, sondern sie enthalten vielfältige Möglichkeiten in der Weise, wie sie in Bezug zueinander konstruiert werden (vgl. Wajcman 2000; Cockburn/Ormrod 1993; Casper/Clarke 1998). Die Untersuchung von Technisierungsprozessen und ihre Konsequenzen für die Konstruktion von Geschlecht befinden sich auch auf der Agenda der deutschsprachigen Geschlechtersoziologie (vgl. z.B. Gottschall 1998: 86; Knapp 1998: 7 f.). Bis auf einige innovative Einzelstudien stehen die konkreten empirischen Analysen gegenwärtig noch aus, in denen die Herstellung von Geschlecht im Zusammenhang mit Technisierung betrachtet wird.<sup>38</sup> Das von mir geleitete Forschungsprojekt hat diese Lücke geschlossen und aus einer mikrosoziologischen Perspektive die Geschlechtersegregation im Operationssaal vor und nach Einführung von Computeranwendungen untersucht. Die vier Berufsgruppen des OPs, das chirurgische und anästhesiologische Personal sowie der OP- und Anästhesiefunktionsdienst, sind in einer sehr deutlichen Weise ungleich mit Frauen und Männern besetzt.<sup>39</sup> Trotz der starken geschlechtsspezifischen

38 Die Ausnahme stellt Ursula Holtgrewe (1997) dar, die die EDV-Implementation in kleinen Freiberuflerpraxen untersucht hat. Außerdem analysiert Tanja Paulitz (2010) aus einer soziologischen Perspektive die historischen Konstruktionsprozesse von Geschlecht in den Ingenieurwissenschaften zwischen 1850 und 1930.

39 Während das chirurgische Personal der in der vorliegenden Studie untersuchten Abteilung aus überwiegend Männern bestand (81% bzw. 74%), war das anästhesiologische Personal mit 39% bzw. 52% Männern (61% bzw. 48% Frauen) fast paritätisch besetzt. Dagegen war die OP-Pflege ein Frauenberuf (94% bzw. 83% Frauen). Die Anästhesie-Pflege war mit einem Viertel an Männern durchmischt, was für einen Pflegeberuf außergewöhnlich ist (27% bzw. 26% Männer und 73% bzw. 74% Frauen). Die Geschlechtersegregation lässt sich nicht nur mit dem numerischen Geschlechterverhältnis in den beiden untersuchten Krankenhäusern belegen, sondern auch mit der Prüfungsstatistik der Ärztekammer Berlin. Danach haben z. B. im Jahr 2004 33 Männer und nur 7 Frauen ihre Fach-

Segregation wird die Bedeutung von Geschlecht für die Konstitution von Machtverhältnissen in gegenwärtigen Studien zur Technisierung des OPs unberücksichtigt gelassen (vgl. z.B. Schubert 2006). Im Projekt wurde deshalb der Frage nachgegangen, unter welchen Bedingungen Computerisierung Arbeitsteilung und Machtverhältnisse umverteilt und unter welchen Bedingungen sie sie stabilisiert.

Neuen Technologien wird eine strukturierende Wirkung zugeschrieben, ohne dass sich im Voraus bestimmen ließe, ob sie bestehende Verhältnisse stabilisieren oder restrukturieren werden (vgl. z.B. Barley 1986; Ortman u. a. 1990; Rammert 2007). Technik wird nicht mehr deterministisch als extern zu Gesellschaft begriffen. Stattdessen wird sie seit den 80er Jahren als Bestandteil sozialer Ordnung (vgl. z.B. Winner 1985), als sozial »gehärtet« (vgl. Knie 1992) oder »verriegelt« (vgl. Ortman 1995: 409 ff.) aufgefasst sowie gegenwärtig auch als »Kollektiv« (vgl. Latour 2000) menschlicher und nicht-menschlicher Akteure. In dem letztgenannten Ansatz der Akteur-Netzwerktheorie werden technischen Artefakten Akteureigenschaften zugerechnet und von einer radikalen Symmetrie menschlicher und nicht-menschlicher Akteure ausgegangen. Andere Akteursansätze kritisieren diese Radikalität und haben ein Konzept des Mithandelns von Technik oder des Zusammenhandelns beider Akteurgruppen entwickelt (vgl. Rammert/Schulz-Schaeffer 2002; Schubert 2011).

Cynthia Cockburn (1988) hat in den 80er Jahren die strukturierende Wirkung von Technik in ihrem Wechselverhältnis zu Geschlecht untersucht. Für die stark geschlechtsspezifisch segregierte Bekleidungsindustrie hat sie den Prozess analysiert, als die Muster- und Zuschneidearbeit computerisiert wurden (ibid: 51–83). Während sich die Näherinnen aus vorwiegend Frauen zusammensetzten, stellten die Muster- und Zuschneideateliers in den 80er Jahren noch eine Männerdomäne dar. Die Einführung von Computeranwendungen bewirkte ein Aufbrechen der Geschlechtertypisierungen von weiblicher Näharbeit und männlicher Handwerkertätigkeit. Die Computerisierung verhalf den Frauen zum Eintritt in die von Männern geprägten Muster- und Zuschneideateliers. Gleichzeitig kam es zu einer Dequalifizierung von computerisierter Arbeit, so dass die Geschlechtertrennung letztendlich unter neuen Bedingungen aufrechterhalten wurde. Die neuen Musterherstellerinnen und Zuschneiderinnen brauchten keine Handwerksausbildung und fielen dadurch nicht mehr unter den Schutz der Gewerkschaft mit den entsprechenden Folgen für Lohn und Prestige. Die prestigeträchtigen Wartungsarbeiten wurden dagegen von EDV-Experten gemacht, für die vorwiegend Männer rekrutiert wurden.

arztprüfung in der Chirurgie abgelegt, während es in der Anästhesiologie 27 Männer und 29 Frauen waren (vgl. Ärztekammer Berlin 2005).

Innovative Einzelstudien heben gegenwärtig auf die Verwobenheit von Technisierungsprozessen und der Re/Produktion des Geschlechterverhältnisses ab (vgl. Holtgrewe 1998) oder betrachten die Prozesse der Ko-Produktion von Männlichkeit und Technik (vgl. Kleif/Faulkner 2003; Paulitz 2010). Untersuchungen aus der Geschlechtersoziologie klammern Technisierung dagegen vielfach aus oder behandeln sie am Rande. Hier wurden in den letzten Jahren vermehrt Diskussionen angestoßen, die die mikrosoziologische Perspektive systematisch mit makrosoziologischen Analysen verbinden (vgl. Gottschall 1998; Heintz/Nadai 1998; Meuser 1999). Sowohl Karin Gottschall als auch Michael Meuser zeigen die Möglichkeiten auf, wie mit Hilfe des »Doing gender« Konzeptes die rein subjektive Ebene verlassen und gesellschaftliche Strukturen erklärt werden können. Dagegen beschreiben Heintz und Nadai, dass sich mit der De-Institutionalisierung der Geschlechterdifferenz die Reproduktionsmechanismen von Geschlecht von den Institutionen auf die individuellen Akteure verlagert haben. Damit begründen sie einerseits, warum die Studie von Interaktionen auf die Agenda der Geschlechtersoziologie gehört. Andererseits fordern Heintz und Nadai unter diesen neuen Bedingungen eine Programmatik ein, die nicht nur das »Doing gender« analysiert, sondern auch das »Undoing gender« (vgl. Hirschauer 1994).

Autorinnen der Sozialpsychologie wie Shelley Correll und Cecilia Ridgeway (2003) verwenden den Ansatz der »Expectation States Theory«, um die Statusstrukturen in Gruppenprozessen zu erklären. Dieser Theorieansatz gilt für Gruppen, die ein gemeinsames Ziel verfolgen. Die Entstehung und Aufrechterhaltung von Statusstrukturen werden über die impliziten Performanzerwartungen erklärt, die die Gruppenmitglieder voneinander haben. Performanzerwartungen stellen Antizipationen zur Nützlichkeit der Einzelbeiträge für das gemeinsame Gruppenziel dar. Sie werden durch die so genannten Stauseigenschaften geprägt, also Attribute wie z.B. Geschlecht, Ethnizität, Alter oder Bildung. Eine Stauseigenschaft beruht auf einer kulturellen Denkhaltung, die die Erwartungen an z.B. Männer und Frauen unterschiedlich strukturiert und dafür sorgt, dass die gleichen Beiträge unterschiedlich wahrgenommen werden.

Während Geschlecht, Ethnizität, Alter und Bildung diffuse Stauseigenschaften darstellen, wird Computerexpertise als spezifische Stauseigenschaft beschrieben. Die erstgenannten beinhalten sowohl allgemeine als auch spezifische Erwartungen zur Kompetenz der betreffenden Person wie z.B. die allgemeine Erwartung, »dass Männer verbreitet fähiger sind als Frauen in den meisten Dingen«, und die spezifische Erwartung, dass »Männer besser für bestimmte Aufgaben (z.B. mechanische Aufgaben) und Frauen für andere Aufgaben (z.B. fürsorgliche Aufgaben) geeignet sind« (vgl. Ridgeway 2001: 357 f.). Die letztgenannte spezifische Stauseigenschaft wie die Computerexpertise beruht dagegen ausschließlich auf spezifischen Kompetenzerwartungen. Wenn Computerkenntnis

in einer bestimmten Gruppe eine Stauseigenschaft ist, dann erlangen die Computerexperten durch die Performanzerwartungen ihrer Gruppenmitglieder einen höheren Status und können vermehrt Einfluss ausüben sowie Prestige genießen. Aus den sozialpsychologischen Schriften wird deutlich, dass in jeder Gruppe unterschiedliche Stauseigenschaften relevant werden und einen Zusammenschluss von Performanzerwartungen bilden können. Während Ridgeway und Correll (2004) nicht näher darauf eingehen, unter welchen Bedingungen die spezifische Stauseigenschaft der Computerexpertise einen Zusammenschluss mit der diffusen Stauseigenschaft Geschlecht bildet, wird in dem vorliegenden Kapitel dieser Zusammenhang von Technik und Geschlecht analysiert.

Wie in Kapitel 2 beschrieben wurde, sind die Schriften von Ridgeway und Correll mit der Geschlechtersoziologie von Goffman vergleichbar. Beide Ansätze betrachten die Geschlechterdifferenz unter dem Gesichtspunkt des situativen Hervortretens. Ridgeway und Correll belegen empirisch, dass die diffuse Stauseigenschaft Geschlecht *erstens* in Situationen relevant wird, in denen die Akteure unterschiedlichen Geschlechtern angehören oder sich in Kontrast zu dem anderen Geschlecht definieren. *Zweitens* tritt sie in Kontexten in Kraft, »die Geschlechertypisierungen aufweisen in der Hinsicht, dass stereotypisierte Züge oder Fähigkeiten des einen oder anderen Geschlechts mit den zentralen Tätigkeiten dieses Kontexts kulturell verknüpft sind« (vgl. Ridgeway/Correll 2004: 517). Beide genannten Bedingungen treffen auf den OP zu. Erstens führen sowohl das chirurgische Personal als auch die OP- sowie Anästhesie-Pflege stark geschlechertypische Tätigkeiten aus. Der typische Männerberuf Chirurgie ist durch ein instrumentelles Verhältnis zum OP-Tisch gekennzeichnet, während die typischen Frauenberufe OP- und Anästhesie-Pflege fürsorgliche und assistierende Tätigkeiten bezeichnen. Zweitens kommen am OP-Tisch die beiden Geschlechter zusammen, um ein gemeinsames Ziel zu verfolgen. Neben dem typischen Männerberuf Chirurgie und den typischen Frauenberufen OP- und Anästhesie-Pflege ist nur die Anästhesie mit Männern und Frauen zu gleichen Anteilen besetzt.<sup>40</sup>

Zusätzlich zu Geschlecht muss Profession als eine weitere relevante Stauseigenschaft im OP genannt werden (zur Profession vgl. Ridgeway 2001: 358). Die Performanzerwartungen dieser beiden Stauseigenschaften ergänzen sich, weil der Männerberuf Chirurgie gegenüber der OP- und Anästhesie-Pflege sowohl aufgrund von Geschlecht als auch auf-

<sup>40</sup> Im Folgenden wird vereinfachend und nicht geschlechtsneutral von OP- und Anästhesie-Schwestern sowie von Chirurgen gesprochen, weil es sich um überwiegend Frauen (94% bzw. 83% für die OP-Pflege und 73% bzw. 74% für die Anästhesie-Pflege) bzw. Männer (81% bzw. 74% für die Chirurgie) handelt.

grund der Profession den höheren Status genießt. Die Anästhesie stellt zwar keinen Männerberuf dar, trotzdem ist Geschlecht hier als Statureigenschaft relevant, weil innerhalb der Anästhesiologie und im OP allgemein Akteure unterschiedlichen Geschlechts aufeinander treffen. Damit ist die erste der oben genannten Bedingungen erfüllt, die Geschlecht bedeutsam werden lassen (vgl. Ridgeway/Correll 2004: 517). In der Interaktion eines männlichen Anästhesisten mit einer OP-Schwester fallen die Statureigenschaften Geschlecht und Profession deshalb auch zusammen. Selbst in der Interaktion einer Anästhesistin mit einer OP-Schwester wirken beide Statureigenschaften strukturierend, wenn die Akteurinnen sich in Kontrast zu Männern definieren oder männlich typisierte Tätigkeiten ausüben. Letzteres wäre z. B. der Fall in Mathematik-Klassen für Mädchen (vgl. Correll 2001). Es lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass das chirurgische und anästhesiologische Personal sowohl aufgrund von Profession als auch aufgrund von Geschlecht den höheren Status genießt, während die OP- sowie Anästhesie-Schwestern aufgrund der genannten Statureigenschaften den niedrigeren Status inne haben.

Um das Verhältnis von Computeranwendungen und Macht in Organisationen zu untersuchen, bestimmen Ortman u. a. (1990: 13–75) aus einer mikropolitischen Perspektive Macht als Kontrolle relevanter Unsicherheitszonen. Die Macht eines Akteurs ist abhängig davon, welche Relevanz die von ihm kontrollierte Unsicherheitszone für die Handlungsfähigkeit anderer Akteure hat. Diese ursprünglich aus der Organisationstheorie von Crozier/Friedberg (1979) stammende Definition wird von den Autoren um Giddens' Theorie der Strukturierung erweitert: Durch die Unterscheidung allokativer und autoritativer Machtressourcen (vgl. Giddens 1988: 316) wird der Machtbegriff von Crozier und Friedberg, der hauptsächlich auf Information und Kommunikation beschränkt ist, um die materiellen Aspekte von Macht ergänzt. Letztere sind gerade für die Analyse von Technisierungsprozessen äußerst relevant.<sup>41</sup> Als Beispiel für Technik als Machtressource nennen Ort-

41 Technik wird den allokativen Ressourcen von Macht zugeordnet. Giddens (1988: 316) beschreibt die allokativen Ressourcen als materielle Aspekte der Umwelt (Rohmaterialien, materielle Machtquellen), als materielle Produktions-/Reproduktionsmittel (Produktionsinstrumente, Technologie) und als produzierte Güter (Erzeugnisse, die aus dem Zusammenwirken der ersten beiden Kategorien entstanden sind). Dagegen werden autoritative Ressourcen bezeichnet als: Organisation von Raum und Zeit, wie diese für soziales Handeln relevant werden (raum-zeitliche Konstitution von Wegen und Regionen), Produktion und Reproduktion des Körpers (Organisation und Beziehung von Menschen in gegenseitiger Gemeinschaft) und schließlich Organisation von Lebenschancen (Kontitution von Chancen der Entwicklung und des Ausdrucks des Selbst).

mann u. a. die EDV-Experten, die aus ihrem Fachwissen und der Unverzichtbarkeit der EDV Expertenmacht ziehen können. Eine Relektüre der oben genannten Fallstudie von Cockburn (1988) unter dem Aspekt der Machtausübung bedeutet, dass die Musterherstellerinnen und Zuschneiderinnen nicht das für die Wartung der Computeranwendung nötige Fachwissen akkumulieren konnten und die Kontrolle dieser Unsicherheitszone den EDV-Experten überlassen hatten. In der Studie haben sich herkömmliche Arbeitsteilung und Machtverhältnisse als resistent erwiesen, obwohl die neue Technologie eine Umverteilung der Machtverhältnisse ermöglicht hätte, wie das anfängliche Aufbrechen der Geschlechtertypisierungen von weiblicher Näharbeit und männlicher Handwerkertätigkeit gezeigt hat.

## 6.2 Die Entstehung von zwei Arbeitsstilen

OP-Managementsysteme ermöglichen die computergestützte OP-Planung. In großen Krankenhäusern mit zentralisierten OPs mit ca. 15 Sälen ist der Koordinationsaufwand sehr hoch. Das liegt an dem umfangreichen Personalbestand, der seinen Schwerpunkten gemäß einem entsprechenden Saal zugeteilt werden muss. Die OP-Managementsysteme ermöglichen hier die Personalplanung. Außerdem gewährleisten die OP-Managementsysteme die Verwaltung des sterilen Materials. Täglich werden große Mengen an Material – von Nahtmaterial bis hin zu Prothesen – verbraucht sowie neu bestellt. Über das OP-Managementsystem lassen sich während der Operationen so genannte OP-Protokolle generieren, in die der Materialverbrauch eingetragen wird. Schließlich werden über die computergestützte OP-Planung die Patienten verwaltet und einem bestimmten Saal zugeteilt.

Vor Einführung des OP-Managementsystems wurde das OP-Programm in beiden Krankenhäusern handschriftlich auf großen Tafeln festgehalten.<sup>42</sup> Es war dadurch für alle einsehbar, aber die Absprachen zwecks seiner Erstellung wurden zwischen »Tür und Angel« von den

42 Für die Interviews wurde die narrative Eingangsfrage so formuliert, dass die Zeit vor und nach Einführung des OP-Managementsystems erfragt wurde. Die Videoaufnahmen und die teilnehmende Beobachtung bezogen sich dagegen auf die Phase nach Einführung der Computeranwendung. Durch einen Rückmeldeworkshop wurde dem Umstand Rechnung getragen, dass für die Zeit vor der Computerisierung nur die subjektiven Einschätzungen der Interviewpartner vorliegen. In dem Workshop konnten die Beteiligten die Ergebnisse der Studie diskutieren. Auf diese Weise ließ sich überprüfen, ob alle Akteure die gleiche Sicht auf die Zeit vor der Computerisierung hatten.

leitenden Chirurgen betrieben. Auf diese Weise hatte das anästhesiologische Personal wenig Mitspracherecht, weil es nur nachträglich intervenieren konnte. Sowohl die leitenden OP-Schwestern als auch die leitenden Anästhesie-Schwestern konnten zu der Zeit Macht ziehen aus der Unverzichtbarkeit ihres Personals für das medizinische Personal. Sie verblieben dabei aber in ihrer Assistenz-Gewährleistungsfunktion. Sie mussten die Erwartungen an eben diese Funktion erfüllen, um die Unsicherheitszone, die sie kontrollieren wollten, als solche aufrechtzuerhalten (vgl. Crozier/Friedberg 1979: 63). Die Hierarchisierung zwischen den pflegerischen und medizinischen Statusgruppen war dadurch sehr ausgeprägt. Außerdem hatten weder die OP-Schwestern noch die Anästhesie-Schwestern vor der Computerisierung Aufstiegsmöglichkeiten. Es gab nur eine Leitungsfunktion für jeden Funktionsdienst und keine weiteren Differenzierungen. Diese »Deckelung« der Aufstiegschancen innerhalb der Funktionsdienste steht im starken Kontrast zu dem Tätigkeitsfeld und Gehaltssystem der Ärzte und Ärztinnen.<sup>43</sup>

Innerhalb des Anästhesie-Funktionsdienstes war vor Einführung des OP-Managementsystems in beiden Krankenhäusern eine starke symbolische Segregation bezüglich der Nutzung von Technik zu beobachten. Obwohl alle Anästhesie-Pflegekräfte strukturell die gleiche Arbeit machten und dafür den gleichen Lohn erhielten, nutzten die Männer die Technik, um sich symbolisch aufgewertete Tätigkeiten zu verschaffen wie z. B. die Reparatur von Geräten. Nicht nur die Männer betrieben »Doing gender« als Aufwertungsstrategie, sondern die Frauen ließen sich ihrerseits darauf ein, indem sie ihre eigene Technikkompetenz herunterspielten. Die Identitätskonstruktionen wurden an die Erwartungen der jeweiligen Geschlechterrolle angepasst. Die leitende Anästhesie-Schwester des zweiten Krankenhauses bezeichnete sich z. B. als »technisches Embryo«, obwohl sie sehr kompetent mit technischen Geräten umgehen konnte.

Mit Rosabeth Kanter (1977: 231 f.) lässt sich die Aufwertungsstrategie der Männer im Anästhesie-Funktionsdienst mit Hilfe des »Status leveling« im Rahmen des *tokenism*-Konzepts erklären. Die Autorin hat es ursprünglich für Frauen in Männerberufen entwickelt. Weibliche *tokens*, also so genannte Alibi-Frauen, werden auf den ersten Blick oft für Sekretärinnen oder Ehefrauen gehalten. Dies begründet Kanter darüber, dass die *tokens* als Repräsentanten ihrer Gruppe gesehen werden und nicht als Individuen mit persönlichen Eigenschaften. Das gilt selbst für den Fall, wenn ihr professioneller Status bekannt ist. Man wendet sich

43 Bei den letzteren beginnt die Karriereleiter bei der Assistenzstelle, reicht dann von der Stelle als Facharzt/ärztin, Oberarzt/ärztin, leitender Oberarzt/ärztin bis schließlich zum/zur Chefarzt/ärztin. In manchen Krankenhäusern sind die Assistenzstellen zum Teil auch mit Fachärzten und -ärztinnen besetzt.

dann an sie mit Aufgaben, die normalerweise nur Sekretärinnen oder Ehefrauen zu erfüllen haben. Kanter belegt, dass die weiblichen *tokens* ein »Status leveling« betreiben müssen, um die an sie herangetragenen Erwartungen an ihre eigentliche professionelle Rolle anzupassen. Die hier vorliegenden Ergebnisse zeigen dagegen, dass die Männer im Anästhesie-Funktionsdienst das »Status leveling« betrieben, um sich gegen die weibliche Mehrheit durch Technikkompetenz abzugrenzen. Männlichkeit und Technik wurden hier ko-konstruiert und als Aufwertungsstrategie in einem Frauenberuf benutzt. Diese Ergebnisse bestätigen, dass Alibi-Frauen und Alibi-Männer unterschiedliche Erfahrungen der Inklusion bzw. Exklusion machen. Die Anästhesie-Pfleger haben ihre Ausgrenzung von der Mehrheit durch »Doing gender« von sich aus hergestellt, ohne den Beleg erbringen zu müssen, dass sie zur Mehrheit gehören. Im Vergleich dazu offenbaren die Schriften von Heintz/Nadai (1998) und Hirschauer (1994), dass weibliche *tokens* in Männerberufen eine heikle Balance zwischen »Doing gender« und »Undoing gender« bewerkstelligen. Sie müssen einerseits belegen, dass sie zur männlichen Mehrheit gehören und dafür Unterschiede minimieren. Andererseits müssen sie die kulturellen Erwartungen an Geschlecht erfüllen und Unterschiede hervorheben.

Die Männer im OP-Funktionsdienst betrieben dagegen kaum »Status leveling«. Der Grund kann darin liegen, dass es sich bei dem OP-Funktionsdienst um einen ohnehin stark technisierten Beruf handelt. Den Pflegern hätte es hier also wenig genutzt, sich von der weiblichen Mehrheit durch Technikkompetenz abzugrenzen, weil die OP-Schwestern viele technische Tätigkeiten ausüben. Für das Anreichen der Instrumente während einer OP müssen die OP-Schwestern z. B. die Schnitttechniken der Operateure und alle dazu gehörigen Instrumente wie Bohrer, Meißel und andere Geräte kennen und auch warten. Die Chirurgen wenden sich an die OP-Schwestern, wenn Geräte nicht mehr funktionieren, was ungewöhnlich ist in einem Frauenberuf. Die Identitätskonstruktionen in den narrativen Interviews zeigten, dass Frauen diesen Beruf wählen, weil sie z. B. keinen Studienplatz mehr in Mathematik und Physik bekommen haben. Umgekehrt wurden Männer angetroffen, die diesen Beruf gewählt haben, weil z. B. der ursprünglich erlernte Beruf des Maschinenschlossers nicht mehr aussichtsreich genug war. Die Identitätskonstruktionen haben alle gemeinsam, dass sie eine positive Einstellung zu Technik aufweisen; die Interviewpartner aber dennoch keinen klassischen technischen Beruf ausüben wollten oder konnten.

Nach Einführung des OP-Managementsystems hatten sich in den beiden untersuchten Krankenhäusern zwei unterschiedliche Arbeitsstile durchgesetzt. In dem ersten Krankenhaus hatten sowohl die OP-Schwestern als auch die leitende Ärzteschaft – aus der chirurgischen sowie der anästhesiologischen Abteilung – die Computeranwendung in relevanten

te Routinen integriert. Das OP-Managementsystem hatte die Funktion einer »Common information space« (vgl. Schmidt/Bannon 1992) erlangt, über die die Berufsgruppen eine gemeinsame Sicht auf die Abläufe teilten und das damit mehr war als nur eine »Data base«. Der OP dieser Klinik zeichnete sich durch einen *kooperativen Arbeitsstil* aus. Die Computeranwendung hatte hier die Geschlechterordnung und Machtverhältnisse restrukturiert, so dass die OP-Schwester Macht gegenüber der Ärzteschaft ausüben und Autonomie gewinnen konnten. Demgegenüber ließ sich der Arbeitsstil des zweiten Krankenhauses durch *abhängige Zuarbeit* charakterisieren. Das OP-Managementsystem gehörte dort ausschließlich zum Aufgabenbereich der OP-Schwester sowie der chirurgischen Assistenzärzte und -ärztinnen. Computerisierte Tätigkeiten wurden mit assistierenden Tätigkeiten gleichgesetzt und als solche abgewertet. Die Computeranwendung hatte in der zweiten Klinik die Geschlechterordnung und Machtverhältnisse stabilisiert, so dass die OP-Schwester in ihrer klassischen Arbeitsrolle der Assistentin verblieben sind. Im Vergleich zu den anderen Berufsgruppen konnte der Anästhesiefunktionsdienst in keinem der beiden Krankenhäuser die Hierarchisierung zwischen medizinischem Personal und Pflegekräften durchbrechen. Stattdessen verstärkte sich die symbolische geschlechtsspezifische Segregation *innerhalb* der Berufsgruppe entlang der Nutzung von Technik.

In der neuen Form der Machtausübung, die nur im Krankenhaus mit dem kooperativen Arbeitsstil angetroffen wurde, war die leitende OP-Schwester über die Erfüllung der Assistenz-Gewährleistungsfunktion hinausgegangen. Sie erfüllte nach der Computerisierung andere Erwartungen und gestaltete gleichberechtigt den OP-Plan mit. Außerdem ermöglichte sie den ihr unterstellten OP-Schwester, ihrerseits die klassische Assistentinnen-Rolle gegenüber den Chirurgen zu durchbrechen. Die Bedingung, die es den OP-Schwester in der Klinik des kooperativen Arbeitsstils ermöglichte, Macht auszuüben, bestand darin, dass das leitende medizinische Personal, also Chef- und Oberärzte sowie -ärztinnen die Computeranwendung als *Statureigenschaft* betrachteten. Weil Computerarbeit im ersten Krankenhaus aufgewertet und die OP-Planung von der leitenden Ärzteschaft ausgeführt wurde, hatten die OP-Schwester die Möglichkeit, über die so genannte »Historie« im OP-Managementsystem ihre Entscheidungen einzusehen und damit konstruktiv zu hinterfragen.<sup>44</sup> In der zweiten Klinik mit dem Arbeitsstil der abhängigen Zuarbeit hatten die OP-Schwester gar nicht die Gelegenheit, in den Prozess der OP-Planung Einsicht zu bekommen, weil die leitende Ärzteschaft computerisierte Tätigkeiten als unprofessionelle Arbeiten abwertete und

44 In der Historie wird festgehalten, wer wann welche Einträge im OP-Plan vorgenommen hat.

die OP-Planung informell zwischen »Tür und Angel« betrieben wurde. Computerarbeit war in der zweiten Klinik *keine Statureigenschaft*.

Durch die im OP-Managementsystem repräsentierte Handlungsoption der »Historie« und durch den Umstand, dass sich im ersten Krankenhaus die leitende Ärzteschaft maßgeblich an der OP-Planung beteiligte, konnten die OP-Schwester Planungs- und Organisationswissen akkumulieren und die Unsicherheitszone der OP-Planung kontrollieren. Die leitende OP-Schwester formulierte den Machtgewinn durch das OP-Managementsystem im Vergleich zu den Tafeln folgendermaßen: »*Ich sehe aba, hier der Saal, also die Hernie stand schon, hab ich gesehen, au da würde der Saal überlaufen, hab ich den Ope Koordinator<sup>45</sup> angerufen und gesagt, pass mal auf könn wir den nicht in Saal acht machen, da hab ich Personal*«. Das zitierte Beispiel zeigt, wie die leitende OP-Schwester die Unsicherheitszone der OP-Planung kontrollierte. Durch Einsicht in die Computeranwendung konnte sie nachvollziehen, wer welche Einträge für welchen Saal gemacht hat. In dem genannten Beispiel war eine »Hernie« zur Operation angesetzt. Durch das von ihr akkumulierte Planungs- und Organisationswissen konnte sie abschätzen, dass der »Saal überlaufen würde«, d. h. dass die ursprüngliche Zeitplanung eines leitenden Chirurgen unzutreffend war und die OP länger dauern würde. Vor diesem Hintergrund hat sie dem OP-Koordinator vorgeschlagen, die Hernie in Saal acht zu operieren, weil dort noch OP-Schwester zur Verfügung standen. Dadurch dass die leitende OP-Schwester unzutreffende Einträge im OP-Managementsystem identifizierte, hat sie dazu beigetragen, Arbeitsvermögen in Arbeit zu transformieren. Sie kontrollierte auf diese Weise eine zentrale betriebliche Unsicherheitszone (vgl. Ortmann u. a. 1990: 17). Außerdem hat die leitende OP-Schwester kleine Arbeitsgruppen mit je fünf bis sechs OP-Schwester aufgestellt, die die Gestaltung der OP-Abläufe reflektieren und gegebenenfalls Alternativen suchen sollten. Eine Arbeitsgruppe hatte z. B. die Aufgabe zu erarbeiten, wie die morgendliche Vorbereitung der Säle und ihre Ausstattung mit Material sinnvoll koordiniert und dafür das OP-Managementsystem genutzt werden konnte. Damit hat die leitende OP-Schwester ihrem Team die Möglichkeit eröffnet, eigene Beiträge zur OP-Planung zu entwickeln.

Im ersten Krankenhaus haben sich außerdem die strukturellen Voraussetzungen für Aufstiegschancen im OP-Funktionsdienst geändert. Der formale Tätigkeitsbereich wurde zunehmend ausdifferenziert, weil die leitende OP-Schwester mit der Einführung des OP-Managementsystems die Stelle der Versorgungsassistentin eingerichtet hat und weitere Stellen

45 Die Aufgabe des OP-Koordinators wurde in den beiden untersuchten Krankenhäusern abwechselnd von mehreren Oberärzten und -ärztinnen der Anästhesie sowie gelegentlich vom Chefarzt der Anästhesie wahrgenommen.

dieser Art plante. Diese neue Tätigkeit passte nicht mehr in das klassische Profil der den Chirurgen assistierenden OP-Schwester. Vor Einführung des OP-Managementsystems hat die leitende OP-Schwester eigenhändig die Bestellungen ausgeführt. Bei sterilem Kleinstmaterial hat sie sich von ihren OP-Schwestern zurarbeiten lassen, ohne sie jedoch autonom handeln zu lassen. Nach der Computerisierung war die neue Versorgungsassistentin eigenständig für die computerisierte Bestellung von sterilem Material und Apothekenbedarf zuständig und arbeitete nicht mehr in den Sälen selbst. Sie koordinierte stattdessen mehrere Vorratsräume und machte die Bestellungen nach eigenem Ermessen über das hauseigene Intranet *ohne Unterschrift der Chirurgen*. Die Computerisierung hatte den Wandel der Zeichnungsbefugnis angestoßen und damit die formalen Hierarchien zwischen medizinischem Personal und OP-Schwestern gelockert. Die Versorgungsassistentin war nur der leitenden OP-Schwester unterstellt. Im Gegensatz dazu mussten nach der Computerisierung einzelne Anästhesie-Schwestern zusätzlich zu ihrer Arbeit im OP die Bestellungen machen. Dazu wurden die im Computer hinterlegten Bestellformulare ausgedruckt, per Hand ausgefüllt und von dem anästhesiologischen Personal gegengezeichnet. Dadurch war der Bestellvorgang im Anästhesie-Funktionsdienst einerseits von der Entscheidung der Ärzteschaft abhängig und er hatte andererseits nicht zu einer Ausdifferenzierung des Tätigkeitsbereichs beigetragen. Hier gab es außer der Leitungsfunktion keine weiteren Aufstiegsmöglichkeiten.

In dem zweiten Krankenhaus mit dem Arbeitsstil der abhängigen Zuarbeit wurde das OP-Managementsystem von der leitenden Ärzteschaft dagegen nicht in die relevanten Routinen integriert. Nur die OP-Schwestern und die chirurgischen Assistenzärzte und -ärztinnen nutzten sie als »Data base«, um z.B. die Daten für das OP-Protokoll einzugeben oder das verbrauchte OP-Material zu vermerken. Die Computeranwendung stellte keine »Common information space« (vgl. Schmidt/Bannon 1992) dar wie im ersten Krankenhaus des kooperativen Arbeitsstils. Dort hatte sowohl die leitende chirurgische als auch die leitende anästhesiologische Ärzteschaft die Computeranwendung in ihre Arbeitsabläufe einbezogen. Durch die paritätische Besetzung der anästhesiologischen Oberarztstellen mit Frauen von 50% im ersten Krankenhaus konnten deshalb auch vermehrt Ärztinnen über die Computeranwendung Einfluss ausüben. In dem zweiten Krankenhaus mit dem Arbeitsstil der abhängigen Zuarbeit fällt dagegen auf, dass Frauen überhaupt nicht an der OP-Planung beteiligt waren. In den untersuchten chirurgischen Abteilungen befanden sich die Frauen in beiden Kliniken auf ausschließlich Assistenzstellen. Da das leitende chirurgische Personal in beiden Krankenhäusern aus ausschließlich Männern bestand, blieb die OP-Planung im zweiten Krankenhaus daher eine Männerdomäne. Hier konnten also weder die leitende OP-

Schwester noch die anästhesiologischen Oberärztinnen auf das OP-Programm Einfluss nehmen wie dies im ersten Krankenhaus der Fall war.

Da in den beiden Kliniken das gleiche OP-Managementsystem von derselben Firma eingeführt wurde, hätten die OP-Schwestern und das chirurgische Assistenzpersonal der zweiten Klinik – also diejenigen Personen, denen die Computerarbeit oblag – auch in die Historie einsehen können. Es hätte ihnen aber nichts genutzt, weil die relevante Unsicherheitszone der OP-Planung nicht über das OP-Managementsystem ausgehandelt wurde. Das folgende Zitat einer chirurgischen Assistenzärztin zeigt, dass die Daten ohne Absprachen mit den anderen Berufsgruppen in das OP-Managementsystem eingegeben wurden. Computerarbeit ermöglichte es deshalb nicht, Einfluss auf die anderen Statusgruppen auszuüben wie im ersten Krankenhaus.

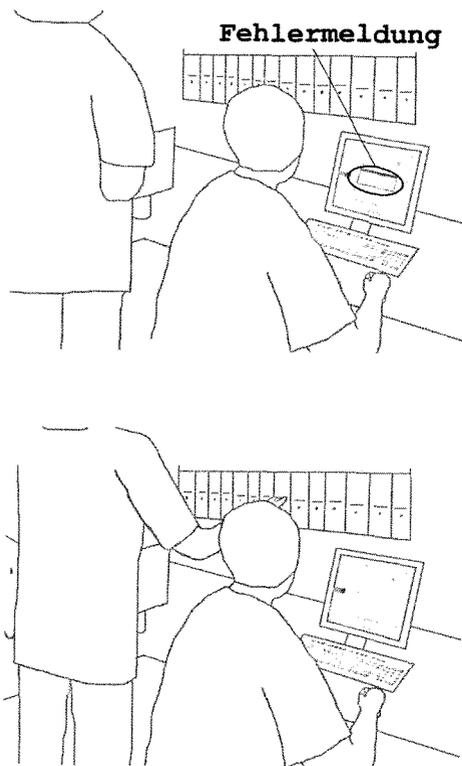
Chirurgische Assistenzärztin: *»Ich geb eben immer die Patientenummer ein und dann sucht der Computa mir den Patienten raus und dann wähle ich den Patienten aus und dann fragt er mich eben, der Computa, muss ich im Feld ausführen, was die Grunderkrankung ist, was operiert werden soll, welche Seite, wie die Lagerung sein soll, wie die Narkose, wer der Operateur is, dann klickt man auf fertig und dann steht das im OP-Programm drin.«*

Interviewerin: *»Ja und das wissen Sie dann auch alles, die jeweiligen Sachen, also die Narkoseart, oder entnehmen Sie das der Krankenakte?«*

Chirurgische Assistenzärztin: *»Nee, also ich mein es gibt da eben bestimmte Eingriffe, da kann man sich denken irgendwie, es gibt halt ne Intubation, oda ne Larynxmaske oda das macht man, oda nen Plexus, ich mein letztendlich entscheidet das der Anästhesist, aba man kann ja schon mal eingeben was man denkt.«*

Das Zitat macht deutlich, dass die chirurgische Assistenzärztin die Eingabe der Daten ins OP-Managementsystem nicht ernst genommen hat. Sie hat dafür wenig in die Krankenakte geguckt und sich nicht mit dem anästhesiologischen Personal abgesprochen. Computerkenntnis war in dieser Klinik keine Statureigenschaft, weil die Statusreichen, also in dem Fall die Assistenzärztin, sie sonst zu Einflussnahme und Machtzwecken hätten nutzen können. Während sich das chirurgische Assistenzpersonal leisten konnte, das OP-Managementsystem nicht ernst zu nehmen, mussten die OP-Schwestern sehr akribisch die Daten in das OP-Protokoll eintragen. Die folgenden Videostandbilder einer Interaktion zwischen dem anästhesiologischen Chefarzt und der leitenden OP-Schwester des zweiten Krankenhauses offenbaren, dass der Arzt sich die Unkenntnis im Umgang mit dem OP-Managementsystem leisten konnte. Die leitende OP-Schwester und ihre »Mädels« mussten dagegen die nötigen Daten in die Computeranwendung eingeben. Der anästhesiologische Chefarzt hatte an dem Tag der Videoaufnahmen die Funktion des OP-Koordina-

tors inne und saß deshalb im OP-Koordinationsraum vor dem OP-Managementsystem.



OP-Koordinator: *ach nee*  
 Leitende OP-Schwester: *ja klar, was ist damit*  
 OP-Koordinator: *na der kommt doch noch gar nicht dran*  
 Leitende OP-Schwester: *sondern (2) bisher*  
 OP-Koordinator: *der hier, der läuft doch schon*  
 Leitende OP-Schwester: *naja morgens wenn die Mädels in den Saal gehen, dann öffnen die natürlich (2) und bereiten schon alles vor*  
 OP-Koordinator: *gut, dann muss ich da noch mal rein, gucken (1) das geht dann 'n bisschen schneller*

Abb. 81 bis 82: Interaktion des OP-Koordinators (rechts) mit der leitenden OP-Schwester des zweiten Krankenhauses.

Der anästhesiologische Chefarzt und OP-Koordinator versuchte, in dem Beispiel in den OP-Plan des OP-Managementsystems Einsicht zu nehmen. Er wusste zwar, dass er die Daten einer Operation nicht einsehen kann, wenn in dem betreffenden Saal gerade Daten für diese Operation eingegeben werden und dafür das entsprechende Datenfeld geöffnet wurde. Ihm war dagegen nicht bekannt, dass die OP-Schwester morgens in jedem Saal die Daten für den restlichen Tag eintragen und damit alle Datenfelder öffnen. Damit kann man morgens gar keine Daten im OP-Plan einsehen, solange die OP-Schwester noch mit der Eingabe beschäftigt sind. Der OP-Koordinator war erstaunt über die Fehlermeldung, weil das Datenfeld des Saals, das er angeklickt hatte, erst zu ei-

nem späteren Zeitpunkt im Laufe des Tages »dran sein sollte«. Deshalb sagte er »na der kommt doch noch gar nicht dran«. Er dachte, dass die OP-Schwester die Daten nur während einer laufenden Operation eingeben und dass man dann nur während der laufenden Operation keinen Zugang zu den Daten hat. Deshalb war er verwundert und meinte, dass die Operation, die er angeklickt hatte und die eigentlich später laufen sollte, nun doch schon lief: »der hier, der läuft doch schon«. Die hinter ihm stehende leitende OP-Schwester erklärte ihm diesen Umstand, dass ihre OP-Schwester, »die Mädels«, morgens in allen Sälen die Operationen für den jeweiligen Tag vorbereiten und für jede Operation die Daten in das OP-Managementsystem eingeben. Diese Interaktion zeigt, dass Computerarbeit im zweiten Krankenhaus der abhängigen Zuarbeit keine Statureigenschaft darstellt. Die leitende Ärzteschaft kümmerte sich nicht um die Dateneingabe und den Umgang mit dem OP-Managementsystem. Zum Ende der Interaktion stand der anästhesiologische Chefarzt auf und wollte persönlich in dem Saal nach dem Rechten sehen. Er zog also vor, durch seine Anwesenheit und direkte Kommunikation im Saal Einfluss zu nehmen. Wäre Computerarbeit eine Statureigenschaft gewesen, dann hätte der OP-Koordinator über das OP-Managementsystem Einfluss genommen.

Die Hierarchisierung zwischen Ärzteschaft und Pflegekräften konnte im Anästhesie-Funktionsdienst für keines der beiden Krankenhäuser durchbrochen werden. Auch nach Einführung des OP-Managementsystems hatten die Anästhesie-Schwester wenig Autonomie, was z. B. an dem oben genannten Bestellvorgang für anästhesiologisches Material deutlich wurde. In beiden Krankenhäusern mussten die Bestellformulare vom medizinischen Personal gegengezeichnet werden. Die Anästhesie-Schwester konnten also nicht autonom neues Material bestellen. Die symbolische Arbeitsplatzsegregation innerhalb des Anästhesie-Funktionsdienstes hatte nach Einführung des OP-Managementsystems zugenommen. Die Ko-Konstruktion von Männlichkeit und Technik verlief nicht mehr nur über die Reparatur von Geräten sondern auch über die Bedienung des OP-Managementsystems. Die Männer im Anästhesie-Funktionsdienst erlangten ihren symbolischen Status durch ein »Doing gender« innerhalb der Berufsgruppe, indem den Schwestern regelmäßig die Funktionsweise des Computers erklärt wurde.

### 6.3 Wie Staturerwartungen umgangen werden

Die habituellen Probleme der leitenden OP-Schwester aus Kapitel 5 lassen sich durch den Umstand erklären, dass Computerarbeit in dem Krankenhaus des kooperativen Arbeitsstils als Statureigenschaft betrachtet

wurde. Die Statureigenschaft verschafft den Statusreichen, also den Ärzten Vorteile, indem sie dadurch mehr Einfluss ausüben können. Für die Statusarmen, also in dem Fall die leitende OP-Schwester des ersten Hauses, ist die Aneignung der Statureigenschaft nicht legitim und sie begegnen Widerständen vonseiten der Statusreichen (vgl. auch Ridgeway 2001: 365).

In der Sozialpsychologie wird auf die Strategien abgehoben, die den Minderheiten mit niedrigem Status dazu verhelfen können, die an sie herangetragenen Staturewartungen zu durchbrechen (vgl. Ridgeway 1982; Shackelford u. a. 1996; Carli u. a. 1995). In dem Aufsatz von 1982 zeigt Ridgeway auch auf der Grundlage der »Expectation States Theory«, dass der Status in Gruppen prinzipiell durch drei Faktoren bestimmt wird: durch die externen Statureigenschaften wie z. B. Geschlecht, die verfügbaren Informationen zur Kompetenz der betreffenden Person bezüglich der gemeinsamen Gruppenaufgabe und schließlich durch die von den Gruppenmitgliedern wahrgenommene Motivation der betreffenden Person. Sie belegt empirisch, dass für Männer in Frauengruppen die Motivation keinen Einfluss auf den Status hat, während für Frauen in Männergruppen der Status stark durch die Motivation beeinflusst wird. Dies liegt darin begründet, dass bei Frauen in Männergruppen ein motivierendes und auf die Gruppe gerichtetes Verhalten mit der Bereitschaft der männlichen Gruppenmitglieder korreliert ist, den Beitrag der betreffenden Frau zu akzeptieren. Sie folgert daraus, dass Frauen die geschlechtsspezifischen Staturewartungen unterlaufen können, indem sie gezielt Motivation und Gruppenorientierung zum Ausdruck bringen. Carli u. a. (1995) und Shackelford u. a. (1996) kommen zu einem vergleichbaren Ergebnis. Sie machen mit ihren Studien deutlich, dass Kompetenz für die Akzeptanz von Statusarmen wie Frauen allein nicht ausreicht. Sie müssen zusätzlich Sympathie gewinnen, indem sie Kooperation und Motivation offenbaren.

Da die Computerarbeit im ersten Krankenhaus mit dem kooperativen Arbeitsstil eine Statureigenschaft darstellte, begegnen Statusarme wie die leitende OP-Schwester aus Kapitel 5 Widerständen, wenn sie kompetent mit Computern umgehen. Vonseiten der Statusreichen ist die Computerexpertise der leitenden OP-Schwester nicht legitim, weil sie nicht ihrem Status entspricht. Gleichwohl gelingt es ihr, die relevante Unsicherheitszone der OP-Planung mit Hilfe des OP-Managementsystems zu kontrollieren. Wie sieht die Machtausübung der leitenden OP-Schwester in der Interaktion aus? Wie gelingt es ihr, die Staturewartungen zu durchbrechen?

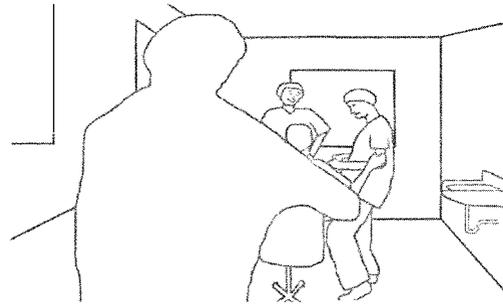
Ortmann u. a. (1990) erweitern Giddens' allokativen und autoritativen Machtressourcen um Deutungen und Normen und machen damit eine Machtausübung begrifflich fassbar, die auf Konsens und geteilten Deu-

tungen basiert.<sup>46</sup> Mit dieser Modifikation lässt sich die Machtausübung der leitenden OP-Schwester im ersten Krankenhaus charakterisieren. Die Akteure des kooperativen Arbeitsstils teilen eine gemeinsame Sicht auf die Abläufe, weshalb sie nur Stichworte zu nennen brauchen, damit sie sich gegenseitig verstehen. Die leitende OP-Schwester knüpft an diese gemeinsamen Deutungsschemata an, um Kontrolle über die Unsicherheitszone der OP-Planung auszuüben. In dem folgenden Interaktionsmuster, das in vielen Interaktionen zwischen dem leitenden medizinischen Personal und der leitenden OP-Schwester auftaucht, hat letztere eine Lösung für ein Problem in der OP-Planung angeboten. Die leitende OP-Schwester hat ihre Beiträge mit Hilfe von Konsens durchgesetzt, indem sie auf gemeinsam geteilte Deutungen rekurrierte wie z. B. die Deutung, welche Operation in welcher Zeit mit welchem Personal sinnvoll ist. Neben den oben genannten Strategien aus der Sozialpsychologie stellt der Konsens durch geteilte Deutungen eine Möglichkeit dar, die an die leitende OP-Schwester herangetragenen Staturewartungen zu durchbrechen. Nicht nur Motivation und Gruppenorientierung beschreiben Mechanismen, wie die Statusarmen den Widerständen der Statusreichen begegnen können. Auch der Konsens durch geteilte Deutungen zählt zu diesen Strategien.

Die folgende Interaktion ist aus Kapitel 5 bereits bekannt. An dieser Stelle wird mit dem Videostandbild begonnen, in dem der OP-Koordinator und leitende Oberarzt der Anästhesie den Ellenbogen der leitenden OP-Schwester berührt und damit einen Wendepunkt in der Interaktion einleitet<sup>47</sup>.

<sup>46</sup> Sie kritisieren dafür an Giddens' Theorie, dass die Handlungs-Struktur-Dimensionen »Kommunikation/Signifikation«, »Macht/Herrschaft« und »Sanktion/Legitime Ordnung« ein Nebeneinander suggerieren. Obwohl Giddens selbst den analytischen Charakter der Unterscheidung betont hat, unterliegt er ihm bei der Behandlung der Machtproblematik. Aus diesem Grund unterstreichen die zitierten Autoren, dass die Modalitäten der Interaktion, die sich auf die Handlungs-Struktur-Dimensionen »Kommunikation/Signifikation« und »Sanktion/Legitime Ordnung« beziehen, das sind die Deutungsschemata und Normen, ebenfalls als Ressourcen der Machtausübung betrachtet werden müssen.

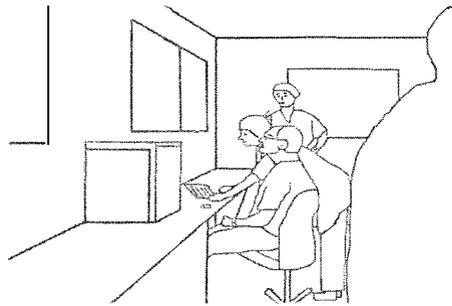
<sup>47</sup> Neben dem sitzenden OP-Koordinator und der leitenden OP-Schwester sind außerdem die Wissenschaftlerin an der Kamera und die Silhouette einer weiteren Beschäftigten des OPs zu sehen. Die studentische Hilfskraft, die auf den Videostandbildern in Kapitel 5 im Hintergrund saß, wurde für diese verfremdeten Bilder weggelassen, um sie nicht zu überfrachten.



Leitende OP-Schwester:  
*ich hab zwar jetzt alles  
gewischt ((lachend))*

OP-Koordinator: *was is  
is n Steffi in in ihrem*  
Leitende OP-Schwes-  
ter: *ich hab Steffi im  
Sechser und ich bin  
jetzt erstmal-*

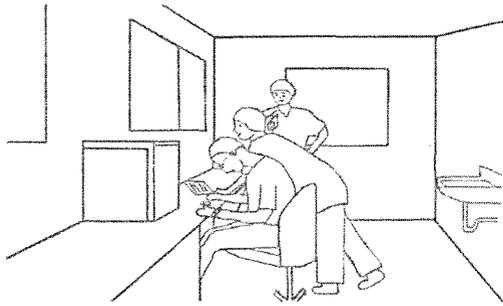
OP-Koordinator: *oder  
Melanie Melanie is  
auch noch ne*



Leitende OP-Schwes-  
ter: *Melanie, ne Mela-  
nie is krank*

OP-Koordinator: *ja*  
Leitende OP-Schwes-  
ter: *Henrike hat sich  
heute Morgen krank  
gemeldet*

OP-Koordinator: *nee*  
Leitende OP-Schwes-  
ter: *es es is aber al-  
les pass auf ich hatte  
schon schon ämh Su-  
sanne gesagt wenn die  
fertig is mit den Injek-  
tionen*



OP-Koordinator: *run-  
terkommt*

Leitende OP-Schwes-  
ter: *dass sie runter-  
kommt, mich aus-  
löst und n Zweier und  
dann sind die hier hin-  
ten, ja*

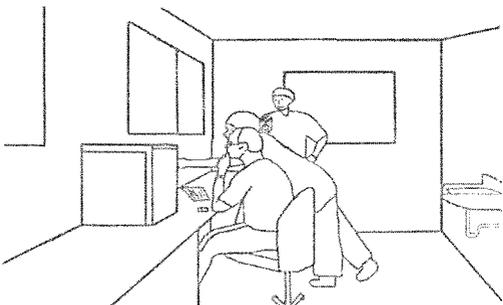


Abb. 83 bis 86: Inter-  
aktion des OP-Koordi-  
nators mit der leitenden  
OP-Schwester des ersten  
Krankenhauses.

Das erste Videostandbild beginnt damit, dass die leitende OP-Schwester gerade mitten in einem Satz ist und davon spricht, dass sie etwas aufgewischt hat. Der OP-Koordinator unterbricht sie und fasst sie am rechten Ellenbogen. Er wirft ihr nur das Stichwort zu »was is is n Steffi in in ihrem«. Daraufhin reagiert die leitende OP-Schwester sofort, macht die in Kapitel 5 beschriebene Schwimmbewegung, beugt sich am OP-Koordinator vorbei zum Computer hin und antwortet ihm »ich hab Steffi im Sechser und ich bin jetzt erstmal-«. Während die leitende OP-Schwester noch spricht, führt der OP-Koordinator seinen zuvor begonnenen Satz weiter mit »oder Melanie Melanie is auch noch ne«. An dieser Sequenz wird zunächst deutlich, dass die Nennung der Namen der OP-Schwestern Steffi und Melanie ausreicht, damit beide Beteiligten sofort wissen, um welche Fachkraft es sich handelt. Außerdem zeigt sich, dass nicht nur die leitende OP-Schwester Bescheid weiß, wo die einzelnen Schwestern eingesetzt sind, sondern auch der OP-Koordinator hat den Überblick darüber, für welche Säle Steffi und Melanie prinzipiell zur Verfügung stehen. Die Videostandbilder offenbaren, dass beide Interaktionspartner dieselben Deutungsschemata haben. Stichwörter genügen, damit sie verstehen, was gemeint ist. Ab der Abbildung 84 blicken der OP-Koordinator und die leitende OP-Schwester gemeinsam auf den Computerbildschirm, der den OP-Plan im OP-Managementsystem zeigt. Die leitende OP-Schwester informiert den OP-Koordinator darüber, dass Melanie krank ist. Sie greift damit erneut sein Stichwort auf. Anschließend fügt sie von sich aus hinzu, dass auch Henrike krank ist. Darauf reagiert der OP-Koordinator mit einer »auch das noch«-Geste, indem er seinen Kopf und Oberkörper zum Tisch senkt. Dazu sagt er »nee«. Während der OP-Koordinator bisher sehr sachlich war, wirkt die »auch das noch«-Geste theatralisch. Sein Verhalten entspricht wie bei der »ich kann es nicht fassen«-Geste aus Kapitel 5 der »Rollendistanz«, wie sie Erving Goffman (1973) formuliert hat. Sein Rollenverhalten weicht mit der theatralischen »auch das noch«-Geste von den normativen Forderungen an die sachliche Rolle des OP-Koordinators ab. Sie dient der Aufheiterung in einer Situation, die kritisch ist, weil zu viele OP-Schwestern krank sind und damit die Säle nicht ausreichend besetzt werden können. Wie gehen beide Akteure mit dieser kritischen Situation um? Wie wird eine Lösung dafür gefunden?

In der Abbildung 86 zeigt die leitende OP-Schwester dem OP-Koordinator mit ausgestrecktem Arm am Bildschirm, worin die Lösung für die kritische Situation besteht. Die Auswertung hat hier gezeigt, dass sie die Lösung in der Hinterhand hatte, sie aber erst jetzt offenbart. Das macht deutlich, dass sie strategisch vorgeht und weiß, worauf sie hinaus will. Die leitende OP-Schwester zeigt dem OP-Koordinator am Bildschirm, welche Schwester in welchem Saal wofür eingeteilt ist. Dadurch dass der OP-Koordinator aufmerksam zum Bildschirm blickt und dabei sein Kinn

in die linke Hand gestützt hat, signalisiert er absolute Aufmerksamkeit. Er macht damit deutlich, dass er ihr die Kompetenz beimisst, eine Lösung für die problematische OP-Planung zu bieten und gleichberechtigt das OP-Programm mit zu gestalten. Sowohl die Sprache der leitenden OP-Schwester (»is aber alles pass auf«) als auch ihre Zeige-Geste zum Bildschirm unterstreichen, dass sie ihrerseits das nötige Planungs- und Organisationswissen hat, um dem OP-Koordinator eine Lösung für die kritische Situation zu präsentieren. Bei »Injektionen« antizipiert der OP-Koordinator die Ausführungen der leitenden OP-Schwester mit »runterkommt«. Das zeigt, dass er jeden Einzelschritt ihrer Demonstration aufmerksam verfolgt hat und sofort weiß, welche Konsequenzen das Gesagte hat. Die leitende OP-Schwester weiß wiederum, dass der OP-Koordinator jeden einzelnen Schritt nachvollziehen kann. Sie rekurriert auf gemeinsame Deutungsschemata, um ihren Beitrag zur OP-Planung umzusetzen. Obwohl für sie eine Einflussnahme durch das OP-Managementsystem aufgrund der Statusunterschiede nicht legitim ist, gelingt es ihr mittels Konsens die Stuserwartungen an sie zu durchbrechen und genau so kompetent mit der Computeranwendung umzugehen wie die leitende Ärzteschaft.

#### 6.4 Zusammenfassung

In dem vorliegenden Kapitel wurde die Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien in den Operationssälen von zwei Krankenhäusern beschrieben. Beide Kliniken verfügten über eine vergleichbare Anzahl an Sälen und in beiden wurde das gleiche OP-Managementsystem von derselben Firma eingeführt. Es konnte gezeigt werden, dass erstens zwei unterschiedliche Arbeitsstile durch die Einführung des OP-Managementsystems hervorgebracht worden waren. Zweitens wurde vorgestellt, dass im Rahmen dieser beiden Arbeitsstile die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern in dem ersten Krankenhaus re-strukturiert und in dem zweiten stabilisiert wurden. Deterministische Vorstellungen von Technik müssen demnach korrigiert werden, weil sie nicht »von außen« auf Organisationsstrukturen wirkt. Stattdessen sind sowohl Technostrukturen als auch Geschlechterverhältnisse integraler Bestandteil der von Giddens als Dualität konzipierten Struktur. Sie müssen zugleich als Medium und Ergebnis von Praktiken verstanden werden, die soziale Ordnung konstituieren (vgl. Giddens 1979: 69).

Im OP des *kooperativen Arbeitsstils* hatte die Computeranwendung den Wandel der den Chirurgen assistierenden OP-Schwester angestoßen, während sie im OP der *abhängigen Zuarbeit* diese Arbeitsrolle verfestigt hatte. Im ersteren wurden die in das OP-Managementsystem ein-

geschriebenen Handlungsoptionen von der leitenden OP-Schwester zur Machtausübung genutzt. Über die so genannte »Historie« konnte sie die relevante Unsicherheitszone der OP-Planung kontrollieren und sich zusammen mit ihrem Team aktiv in die Gestaltung der Abläufe einbringen. Im letzteren wurden diese Handlungsoptionen im OP-Managementsystem nicht von den OP-Schwestern ausgestaltet und sie sind in ausschließlich assistierenden Tätigkeiten verblieben. Im Vergleich zum OP-Funktionsdienst konnte der Anästhesie-Funktionsdienst in keinem der beiden Krankenhäuser die Hierarchisierung zwischen Ärzteschaft und Pflegekräften durchbrechen. Stattdessen fand eine starke symbolische Segregation *innerhalb* der Berufsgruppe über die Ko-Konstruktion von Technik und Männlichkeit statt.

Computerarbeit wurde im ersten Krankenhaus mit dem kooperativen Arbeitsstil insgesamt aufgewertet und von der leitenden chirurgischen und anästhesiologischen Ärzteschaft in die Routinen integriert. Sie stellte hier eine *Statuseigenschaft* dar. Die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern konnten unverteilt werden, weil Computere Expertise als Statuseigenschaft relevant wurde. Im zweiten Krankenhaus der abhängigen Zuarbeit war Computerarbeit dagegen *keine Statuseigenschaft*, wodurch die Geschlechterordnung stabilisiert wurde. Die statusreiche Ärzteschaft konnte sich die Unkenntnis im Umgang mit dem OP-Managementsystem leisten, ohne dadurch an Einfluss oder Prestige zu verlieren. Im zweiten Krankenhaus mussten ausschließlich die statusarmen OP-Schwester die Daten sorgfältig in die Computeranwendung eingeben. Das chirurgische Assistenzpersonal war auch zur Computerarbeit verpflichtet. Als Teil des statusreichen medizinischen Personals konnten sie es sich allerdings herausnehmen, das OP-Managementsystem nicht ernst nehmen zu müssen. Computerarbeit wurde im zweiten Krankenhaus der abhängigen Zuarbeit insgesamt abgewertet und mit assistierenden Tätigkeiten gleichgesetzt.

Die habituellen Probleme der leitenden OP-Schwester aus Kapitel 5 wurden vor dem Hintergrund betrachtet, dass Computere Expertise im ersten Krankenhaus eine Statuseigenschaft darstellte. Dadurch war die Nutzung des OP-Managementsystems für sie nicht legitim und sie begegnete Widerständen. Im OP sind sowohl Geschlecht als auch Profession als diffuse Statuseigenschaft relevant. Sie ergänzen sich und prägen als soziale Ordnung die Interaktionen der leitenden OP-Schwester mit der leitenden Ärzteschaft. Da im ersten Krankenhaus mit dem kooperativen Arbeitsstil Computere Expertise als spezifische Statuseigenschaft von Bedeutung war, hat sie zusammen mit Geschlecht und Profession die Stuserwartungen strukturiert. Die statusreiche Ärzteschaft konnte deshalb das OP-Managementsystem nutzen, um Einfluss auszuüben und Prestige zu gewinnen. Die Stuserwartungen an die statusarme leitende OP-Schwester haben dagegen eine einflussreiche und prestigeträchti-

ge Nutzung der Computeranwendung für sie prinzipiell ausgeschlossen. Ihre habituellen Probleme sind auf diese Staturerwartungen zurückzuführen. Es konnten jedoch im Anschluss an die sozialpsychologischen Schriften von Ridgeway (2001) und Ridgeway/Correll (2004) die Strategien der leitenden OP-Schwester beschrieben werden, mit denen sie die an sie herangetragenen Staturerwartungen unterläuft. Sie hat ihre Beiträge zur OP-Planung mit Hilfe von Konsens durchgesetzt, indem sie auf gemeinsam geteilte Deutungen rekurrierte. Auf diese Weise bezeichnen nicht nur Gruppenorientierung und Motivation Mechanismen, wie die Statusarmen den Widerständen der Statusreichen begegnen können. Die vorliegende Studie hat stattdessen gezeigt, dass auch der Konsens durch geteilte Deutungen zu diesen Strategien zählt.

Blickt man abschließend auf die Ellenbogengeste aus Kapitel 5 zurück, dann wird ihre Bedeutung für den gesamten Forschungskontext deutlich. Ihre prozessorientierte Deutung aus der Segment-in-Segment Analyse hat maßgeblich dazu beigetragen, der leitenden OP-Schwester des ersten Krankenhauses habituelle Probleme mit ihrer Rolle als leitender Pflegekraft zuzuschreiben. Mit der Ellenbogengeste war ein Wendepunkt in der Interaktion vom leitenden Oberarzt und der leitenden OP-Schwester eingeleitet worden. Vor der Ellenbogengeste hatte sich die leitende OP-Schwester als Alleinunterhalterin und Witzmacherin dargestellt. Der Oberarzt hatte sie mit der Ellenbogengeste auf eine freundliche und unterstützende Art auf die Sachebene zurückgeholt. Die leitende OP-Schwester konnte in der Ellenbogengeste dagegen nur eine Maßregelung seitens des leitenden Oberarztes sehen. Die Trennung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene in der nonverbalen Interaktion hatte an dieser Stelle gezeigt, dass die leitende OP-Schwester dort Angriffe sah, wo gar keine waren. Dies hatte zur Strukturhypothese geführt, dass sie habituelle Probleme hat, eine ihrer Funktion entsprechenden Rolle zu finden und sich bei den medizinischen Berufsgruppen durchzusetzen. Diese Ergebnisse ließen sich außerdem durch die Analyse der verbalen Interaktion untermauern. Die Intonation und Lautstärke des gesprochenen Dialogs machten in der Auswertung deutlich, dass der Oberarzt auf das Schauspiel der leitenden OP-Schwester trotz einer pathetischen Geste insgesamt sachlich reagierte. Durch sein nüchternes Verhalten wurde das Schauspiel *in den Augen der leitenden OP-Schwester* als kindisch-albern abgewertet. Die brüskierte Abwehrbewegung der leitenden OP-Schwester, die auf die Ellenbogengeste folgte, war Ausdruck dieser spezifischen Verfassung. Sie konnte in der Ellenbogengeste keinerlei freundschaftliche Unterstützung, sondern nur eine Maßregelung durch den Oberarzt sehen. Damit nahm die leitende OP-Schwester aber die Rolle der kindisch-albernen Kollegin ein, die sie aus der Sicht des Arztes nicht hatte und die er mit seiner Geste auch nicht hervorrufen wollte.

Während in der beschriebenen Interaktion also kein Angriff seitens des leitenden Oberarztes vorlag, wurde die leitende OP-Schwester in anderen Interaktionen durchaus angegriffen. Dies zeigte der Vergleich mit dem restlichen Videodatenmaterial von 400 Stunden und der hermeneutischen Videoanalyse von ausgewählten Sequenzen. Die brüskierte Abwehrbewegung der leitenden OP-Schwester war Ausdruck ihrer Situation im ersten Krankenhaus, in dem Computere Expertise als Status-eigenschaft relevant war. Als Statusarme war sie nicht dazu legitimiert, die Computeranwendung zur Einflussnahme zu benutzen und sie begegnete Widerständen, wenn sie kompetent mit dem OP-Managementsystem umging. Dadurch war sie prinzipiell in Abwehrhaltung und empfand auch die freundschaftliche und unterstützende Geste des leitenden Oberarztes als Angriff.

Nach dem Wendepunkt der Ellenbogengeste war deutlich geworden, dass die leitende OP-Schwester sich dem OP-Plan im OP-Managementsystem zugewandt und dem leitenden Oberarzt ihre Einteilung des OPs erläutert hat. Die Auswertung der nonverbalen Interaktion hatte hier auf der ikonologischen Ebene – also nach der gegenseitigen Validierung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene – ergeben, dass die leitende OP-Schwester im Umgang mit den Computern einen Habitus aufwies, der mit demjenigen der leitenden Ärzteschaft vergleichbar ist. Anders als die leitende Ärzteschaft konnte sie dafür aber nicht in ihrem traditionell abgesteckten Territorium verbleiben. Sie musste im übertragenden Sinn die Seiten wechseln: vom rechten äußeren Rand zum linken äußeren Rand der Videosegmente. Dieser Seitenwechsel war als Bemühen gedeutet worden, sich gegenüber den medizinischen Berufsgruppen durchzusetzen. Und hier schließt sich der Kreis zu den Gesamtergebnissen des Forschungsprojekts: Der nonverbale Habitus der leitenden OP-Schwester aus der ikonologischen Betrachtung deckt sich mit dem Umstand, dass sie letztendlich die an sie herangetragenen Staturerwartungen umgehen und die Computeranwendung zur Einflussnahme einsetzen konnte. Trotz der Widerstände der Statusreichen gelang es ihr mithilfe von Konsens, sich mit eigenen Beiträgen im OP-Plan des OP-Managementsystems einzubringen.

## 7. Zusammenfassung

### 7.1 Die Sozialität des Visuellen

In der vorliegenden Arbeit wurde gezeigt, dass visuellen Verhaltensäußerungen der Status von Handlungen zugeschrieben werden kann. *Empirisch* wurde dies *erstens* darüber begründet, dass sich ihnen Um-zu-Motive unterstellen lassen. Alfred Schütz (1993: 115 ff.) hat die zweckrationale Konstruktion eines Um-zu-Motivs als Merkmal einer Handlung betrachtet. Es wurde hier auf ihn Bezug genommen. Während Schütz jedoch visuelle Verhaltensäußerungen nur als Bestandteil von Habitualisierungen begriff, die bewusst angeeignet werden und dann ins Vorbewusste absinken, konnte der Handlungsbegriff auf so genannte Gewohnheitshandlungen erweitert werden. Gewohnheitshandeln umfasste vorbewusst angeeignete Verhaltensweisen (vgl. z. B. Bourdieu 1987; Bongaerts 2007). Außerdem hat sich Schütz explizit mit leiblichen Verhaltensäußerungen beschäftigt. Er hat sie in dem Handlungstypus des Wirkens berücksichtigt. Neben den leiblichen Verhaltensäußerungen umfasste dieser Handlungstypus sprachliche Verhaltensweisen, durch die der Handelnde materiell in die Welt eingreift (vgl. z. B. Endreß 2004). Auch hier wurde deutlich, dass damit bewusstes, intentionales Handeln gemeint ist, weil Wirkhandlungen durch den Entwurf konstituiert werden. Schütz hat die vorbewusst angeeigneten visuell-leiblichen Verhaltensäußerungen wie das Kopfnicken-um-zuzustimmen aus seinem Handlungsbegriff ausgeklammert, weil aus seiner Sicht alle Verhaltensweisen in der Kindheit bewusst angeeignet werden. Im Gegensatz dazu wurde in der hier vorliegenden Arbeit vertreten, dass Gesten und Mimik vorbewusst erlernt werden. Das Kopfnicken-um-zuzustimmen konnte damit in Abgrenzung zu Schütz als vorreflexive Handlung betrachtet werden, weil sich ihm ein Um-zu-Motiv unterstellen lässt.

Die *zweite* Begründung für die Erweiterung des Handlungsbegriffs auf visuelle Verhaltensäußerungen bestand darin, dass sie intersubjektiv zugänglich sind. Es wurde empirisch gezeigt, dass es objektive Gebärden gibt, die auf einer vorreflexiven Ebene wechselseitig verständlich sind, ohne dass sie in der Situation durch Sprache ausgedrückt werden müssen. Hierzu gehörten das Kopfnicken-um-zuzustimmen und auch die Ellenbogengeste aus Kapitel 5. Für letztere konnte dargestellt werden, dass sie auf der vorikonographischen Ebene als eine freundschaftliche Geste gedeutet wird. Die Ellenbogengeste bestand aus dem Kinemorphem »Hand berührt den Arm des Gegenübers«. Es stellte das kulturelle Grundmuster dar, aus dem die Handlung »A berührt den Ellenbogen von B, um Freundschaftlichkeit zu signalisieren« zusammengesetzt

ist. Die Ellenbogengeste repräsentierte objektiv Freundschaftlichkeit und war nicht in einem aggressiven Zusammenhang vorstellbar. Sie konnte mit Verhaltensweisen wie »kopfnicken« oder »verbindlich lächeln« verglichen werden, die objektive Sinngehalte von Gesten darstellen. Es wurde außerdem darauf hingewiesen, dass man den Ellenbogen seines Gegenübers berühren kann, um ihn herabzusetzen. In diesem Fall bestünde das entsprechende Kinemorphem aus anderen Kinemen als diejenigen, die empirisch beobachtet und analysiert wurden. Sowohl Körperhaltung als auch Mimik hätten dann auf die Herabsetzung hingewiesen.

*Theoretisch* und *methodologisch* wurde über die Ethnomethodologie die AnalyseEinstellung eingeführt, die gegeben sein muss, um die den Gebärden zugrundeliegenden Um-zu-Motive zu rekonstruieren. Bei Schütz wurde Intersubjektivität durch die wechselseitige Motivverschränkung von Um-zu-Motiven und Weil-Motiven ermöglicht. Die Ethnomethodologen Blum und McHugh (1971) haben sich anerkennend auf Schütz bezogen. Er wurde von ihnen aber dafür kritisiert, dass Motivkonstruktionen nur insofern Gegenstand der Analyse sind, als dass die zu untersuchenden Subjekte nach ihren Motiven, also nach dem *Was* ihrer Common Sense Konstruktionen befragt werden. Auf die Frage »Warum hast du die Party verlassen?« haben die Befragten dann ihr Motiv inhaltlich beschrieben wie z. B. »um eine Verabredung zu treffen«. In dieser AnalyseEinstellung reichte es aus, die Akteure wörtlich zu nehmen, um ihre Um-zu-Motive und Weil-Motive zu rekonstruieren. Blum und McHugh haben stattdessen einen Wechsel der AnalyseEinstellung vom *Was* zum *Wie* betrieben und nach den Regeln geforscht, auf deren Grundlage Akteure überhaupt erst Motive angeben. Sie haben also das *Wie* von Motivkonstruktionen zu ihrem Forschungsgegenstand gemacht. Hier wurden die Regeln des praktischen Wissens aufgedeckt, die dem theoretischen Wissen vorausgehen. Der handlungspraktische Zugang zu Realität war für Visualität besonders relevant, weil Bilder mehr aussagen als die expliziten Absichten ihres Urhebers. Sie verraten ungewollt etwas über die Symbolik einer Epoche (vgl. Bourdieu u. a. 1981). Das *Wie* wurde auch als die echte Sprachform des Bildes bezeichnet (vgl. Belting 2001). Auf der Grundlage dieser AnalyseEinstellung der Ethnomethodologen wurde das Dreistufenmodell von Panofsky für die hermeneutische Videoanalyse fruchtbar gemacht.

Mit dem Konzept der Theorizität haben die Ethnomethodologen Blum und McHugh außerdem eingeführt, dass die Regeln der Motivzuschreibung *formulierbar* sein müssen, um intersubjektiv zugänglich zu sein. Sie mussten aber *nicht formuliert werden*, um wechselseitig verständlich zu sein. Sie haben zwischen dem theoretischen und dem praktischen Akteur unterschieden. Der theoretische Akteur handelte regelorientiert, weil er die seinem Handeln zugrundeliegenden Regeln ausdrücken kann. Dagegen war der praktische Akteur nur regelbeherrscht, weil er diese Re-

geln nicht artikulieren kann. Mit dem Konzept der Theorizität haben die Ethnomethodologen Blum und McHugh intersubjektive Verständigung für die vorreflexive Ebene begrifflich fassbar gemacht. Vorbewusste visuelle Verhaltensäußerungen konnten als eigenständige Handlungen Gegenstand von Sozialität sein, wenn ihr propositionaler Gehalt von einem theoretischen Akteur formulierbar ist. Das Kopfnicken-um-zuzustimmen war damit intersubjektiv zugänglich, ohne in der Situation durch Sprache ausgedrückt zu werden.

Über die Phänomenologie wurde *theoretisch* und *konstitutionsanalytisch* begründet, warum visuellen Verhaltensäußerungen der Status von Handlungen zuzuschreiben ist und warum sie deshalb als eigenständige Handlungen Gegenstand von Sozialität sein können. Die hier vorliegende Arbeit hat sich im interpretativen Paradigma von Alfred Schütz verortet. Durch die Hinzunahme der Leibphänomenologie von Merleau-Ponty wurde die Schütz'sche Face-to-Face Kommunikation jedoch auf weitere Sinnhorizonte erweitert. Anders als bei der Aktintentionalität von Schütz wurde Intentionalität als Funktionszusammenhang auf eine Vielzahl von Subjekten bezogen. Diese so genannte *fungierende Intentionalität* entfaltete ihre Wirkung nicht über den Bewusstseinsakt eines aktiven Ichs, sondern über die Passivität des leiblichen Zur-Welt-Seins. Bedeutung wurde damit nicht über die Intention eines einzelnen Subjekts konzeptualisiert, sondern überindividuell durch die Unmittelbarkeit des leiblichen Funktionszusammenhangs. Unter Bezug auf Maurice Merleau-Ponty ließen sich die konstitutionsanalytischen Bedingungen herausarbeiten, die erfüllt sein müssen, damit vorbereusste Gebärden als eigenständige Handlungen auf den Status von Handlungen gehoben werden und als solche intersubjektiv zugänglich sein können.

Ausgangspunkt für die Überlegung war die Wir-Beziehung bei Schütz (vgl. Schütz 1993: 227 f.). Sie war zentral für sein Denken, weil sich in ihr die Erfahrung der intersubjektiven Geltung von Deutungsschemata konstituiert. Ihre intersubjektive Unmittelbarkeit beruhte auf der Trennung von Leib und Bewusstsein, weil Ich und Du im Hier und Jetzt leiblich anwesend sein mussten, um gegenseitig die fremden Motive erschließen zu können. Diese Trennung von Leib und Bewusstsein war der Anlass, Schütz' Konzept von Sozialität zu hinterfragen. Durch die Trennung von Leib und Bewusstsein wurde Sozialität erst auf der Ebene der Appräsentation relevant, also demjenigen Akt des Bewusstseins, in dem eine Synthesis zwischen Gegebenem und Nicht-Gegebenem vollzogen wird. In die Überlegung wurde der Ansatz des Phänomenologen Coenen (1979) mit einbezogen, der von einer Gleichursprünglichkeit von Leiblichkeit und Sozialität ausging. Auf diese Weise war Sozialität dem Subjekt inhärent und kam nicht erst über die Ebene der bewussten Aktivität zustande. Die Leibphänomenologie von Merleau-Ponty bot die nötigen Voraussetzungen für die Idee einer Gleichursprünglichkeit, weil

hier von einem »wesentlichen und inneseienden« (vgl. Merleau-Ponty 1973: 176) Bezug von Leib und Bewusstsein, der so genannten Leiblichkeit ausgegangen wird. Merleau-Ponty hat sich dezidiert gegen die von Husserl vollzogene Loslösung des Bewusstseins von seinem Weltbezug gewendet. Die Wahrheit lag deshalb nicht im Bewusstsein des Menschen. Stattdessen zeichnete sich der Mensch durch den Seinsmodus des »Zur-Welt-seins« aus. Der vorpersonale und anonyme Leib stellte dabei »das Vehikel des Zur-Welt-seins« (vgl. Merleau-Ponty 1966: 106) dar. Durch ihn konnte der Mensch die Welt sinngesamt erschließen. Deutung und allgemein intersubjektive Verständigung mussten damit nicht mehr über das aktive und bewusste Ich laufen, sondern sie waren auf einer vorbereuerten Ebene möglich.

Schütz hat den verstehenden Zugang zum Verhalten des anderen durch die Appräsentation gelöst. Der Fremdleib und das Ausdrucksverhalten von Alter ego waren in der Wir-Beziehung in originärer Präsentation gegeben, während durch Appräsentation auf das Nicht-Gegebene, also das Seelenleben von Alter ego geschlossen werden konnte. Im Sinne von Schütz war eine Geste deshalb der *Ausdruck* von Zorn, weil von den Körperbewegungen auf die inneren Bewusstseinsprozesse geschlossen wurde. Bei Merleau-Ponty *war* die Geste dagegen der Zorn. Der verstehende Zugang zum Verhalten des anderen erschloss sich in der Leibphänomenologie überindividuell durch die Unmittelbarkeit des leiblichen Funktionszusammenhangs. Hier waren die Körperbewegungen die Bewusstseinsprozesse. Der wesentliche und inneseiende Bezug von Leib und Bewusstsein war die konstitutionsanalytische Voraussetzung dafür, dass vorbereusste visuelle Verhaltensäußerungen als eigenständige Handlungen betrachtet werden können und als solche intersubjektiv zugänglich sind. Diese Form von Sozialität wurde als *Zwischenleiblichkeit* bezeichnet. Sie stellte das triadische Verhältnis von Eigenleib, Fremdleib und der Welt dar. Bei der Zwischenleiblichkeit handelte es sich um praktisches oder atheoretisches Wissen. Merleau-Ponty hat diese Form der Sozialität durch eine zweite ergänzt: die Sozialität des sprachlichen *Dialogs*. Der Dialog war ein überindividuelles Sinnengeschehen, das sich nicht auf die Einzelbeiträge reduzieren lässt. Hierbei handelte es sich dagegen um theoretisches Wissen. Diese beiden Formen von Sozialität haben den Doppelcharakter alltäglicher Sinngehalte deutlich gemacht. Alle sozialen Gebilde waren einerseits über atheoretisches Wissen und andererseits über theoretisches Wissen zugänglich.

Mit der Phänomenologie von Maurice Merleau-Ponty und ihrer Weiterentwicklung durch Coenen wurden die konstitutionsanalytischen Bedingungen vorgeführt, um visuelle Verhaltensäußerungen als eigenständige Handlungen und als solche als Gegenstand von intersubjektiver Verständigung zu betrachten. Es wurden die logischen Denkbedingungen für eine Praxistheorie vorgelegt, in der Gebärden aus der Um-

klammerung der bewussten und intendierten Handlung herausgelöst sind und in der ihnen der Status von Handlungen zugeschrieben wird. Habermas und mit ihm Praxistheoretiker wie Schatzki haben das Kopfnicken-um-zuzustimmen als Bestandteil einer intendierten Handlung konzipiert (vgl. z.B. Habermas 1984: 274 ff.; Schatzki 1996: 89 f.). Für Habermas war das Kopfnicken nur dann eine eigenständige Handlung, wenn sie im Rahmen einer heilgymnastischen Übung bewusst ausgeführt wird. Ebenso hat Schatzki mit Bezug auf Habermas die Gebärden als Elemente der »Tätigkeit im Vollzug« beschrieben, deren propositionaler Gehalt aber nicht unabhängig von der intendierten Handlung rekonstruiert werden kann. Die Schriften Merleau-Pontys haben hier einen Weg gewiesen, die Sozialität des Visuellen für eine Praxistheorie jenseits von Habermas fruchtbar zu machen.

## 7.2 Die Ellenbogengeste im Kontext

Die beiden Formen der Sozialität von Merleau-Ponty, die Zwischenleiblichkeit und der Dialog haben die Trennung der vorikonographischen Sinngehalte von den ikonographischen Sinngehalten in der Videoanalyse gerechtfertigt. Die vorikonographischen Bedeutungen waren über die Zwischenleiblichkeit zugänglich, während die ikonographischen Bedeutungen Gegenstand des Dialogs waren. In der Auswertungspraxis erwies sich die Unterscheidung zwischen Handlungen, die am Handlungsverlauf beobachtbar sind und solchen, die nicht mehr am Handlungsverlauf beobachtbar sind, als ein gutes Kriterium dafür, ob man sich auf der vorikonographischen oder ikonographischen Ebene von Deutung befindet (vgl. auch Bohnsack 2009). Die Ellenbogengeste stellte auf der vorikonographischen Ebene eine elementare Handlung dar, weil die Motivkonstruktion am Handlungsverlauf beobachtbar war. »A berührt den Ellenbogen von B, um Freundschaftlichkeit zu signalisieren« war ausschließlich durch die Geste des leitenden Oberarztes erkennbar. Die Ellenbogengeste in ihrem individualisierten und kontextgebundenen Sinn war dagegen nicht mehr am Handlungsverlauf beobachtbar. Der individualisierte und kontextgebundene Sinn erschloss sich auf der ikonographischen Ebene anhand der Reaktion der leitenden OP-Schwester. Sie reagierte auf die Ellenbogengeste, indem sie ihren Arm der Berührung entzog und mit ihm eine 360°-Rotation vollführte. Durch die Hinzunahme des Kontexts wurde hier deutlich, dass die leitende OP-Schwester in der Ellenbogengeste keine freundschaftliche Geste erkennen konnte. Stattdessen sah sie in ihr eine Maßregelung des leitenden Oberarztes, der sie von ihrem Schauspiel auf die Sachebene zurückholen wollte. Die Motivkonstruktion, die der Handlung auf der ikonographischen Ebene

ne unterstellt wurde, also »A berührt den Ellenbogen von B, um B zu maßregeln« war daher nicht mehr am Handlungsverlauf beobachtbar. Die Trennung von vorikonographischer und ikonographischer Deutung hat insgesamt gezeigt, dass die leitende OP-Schwester dort Angriffe sah, wo gar keine waren, weil die Ellenbogengeste objektiv freundschaftlich gemeint war. Ohne die Trennung von vorikonographischer und ikonographischer Ebene wäre die vorsprachliche Bedeutung der Geste möglicherweise übersehen und sie wäre im Lichte ihrer Reaktion auf sie interpretiert worden.

Die Ellenbogengeste wurde außerdem in den Kontext des Forschungsprojekts gestellt. In der Studie wurde die Computerisierung von Operationssälen untersucht. Es wurde der Frage nachgegangen, ob und wenn ja, wie sich die Geschlechterhierarchien und Machtverhältnisse zwischen den Berufsgruppen des OPs durch die Einführung von Computeranwendungen, so genannten OP-Managementsystemen, verändern. Die Deutung der Ellenbogengeste hat die Strukturhypothese bestätigt, dass die leitende OP-Schwester habituelle Probleme hat, sich bei dem medizinischen Personal durchzusetzen. Die Ellenbogengeste war zwar freundschaftlich gemeint, aber in anderen Interaktionen wurde die leitende OP-Schwester durchaus angegriffen. Dies führte dazu, dass sie prinzipiell in Abwehrhaltung war. Die habituellen Probleme der leitenden OP-Schwester wurden auf die an sie herangetragenen Staturerwartungen zurückgeführt. Staturerwartungen bezeichneten Performanzerwartungen. Sie setzten sich aus Antizipationen zur Nützlichkeit der Einzelbeiträge für das gemeinsame Gruppenziel zusammen und wurden durch Staturseigenschaften wie Geschlecht geprägt (vgl. Correll/Ridgeway 2003). Es wurde gezeigt, dass die diffusen Staturseigenschaften Geschlecht und Profession ein Amalgam mit der spezifischen Staturseigenschaft Computerexpertise gebildet hatten. Auf diese Weise war die statusarme leitende OP-Schwester nicht dazu legitimiert, die Computeranwendung zu Einflussnahme und Prestigegewinn zu benutzen und sie begegnete Widerständen vonseiten der statusreichen Ärzteschaft. Ihre habituellen Probleme kamen dadurch zustande, dass die leitende Ärzteschaft den Statusgewinn der leitenden OP-Schwester durch die Nutzung des OP-Managementsystems zu unterbinden versuchte.

In dem Forschungsprojekt wurden zwei Krankenhäuser untersucht. In dem ersten Krankenhaus war die bisher beschriebene leitende OP-Schwester anzutreffen. Hier hatte sich mit der Computerisierung ein *kooperativer Arbeitsstil* durchgesetzt, durch den die OP-Schwestern ihre klassische Assistentinnen-Rolle verlassen und die relevante Unsicherheitszone der OP-Planung über das OP-Managementsystem mitgestalten konnten. Der Autonomiegewinn der OP-Schwestern verlief jedoch nicht reibungslos, weil Computerexpertise in diesem ersten Krankenhaus eine Staturseigenschaft darstellte. Während die statusreiche leitende

Ärztenschaft das OP-Managementsystem in relevante Routinen integriert hatte und dadurch vermehrt Einfluss sowie Prestige gewinnen konnte, waren die statusarme leitende OP-Schwester und ihr Team nicht dazu berechtigt, die Computeranwendung für die Einflussnahme auf die OP-Planung zu benutzen. Es konnten jedoch die Strategien der leitenden OP-Schwester beschrieben werden, mit denen sie die an sie herangetragenen Statuserwartungen umgangen und mit denen sie sich letztendlich durchgesetzt hat. Diese Strategie konnte als Machtausübung durch Konsens bezeichnet werden. Sie hat ihre Beiträge zur OP-Planung im OP-Managementsystem mit Hilfe von Konsens durchgesetzt, indem sie auf gemeinsam geteilte Deutungen rekurrierte. In den sozialpsychologischen Schriften von Ridgeway (2001) und Ridgeway/Correll (2004) gehörten Gruppenorientierung und Motivation zu den Mechanismen, wie Statusarme die an sie herangetragenen Statuserwartungen unterlaufen können. Zusätzlich wurde in der hier vorliegenden Studie gezeigt, dass auch der Konsens durch geteilte Deutungen dazu zählt. Trotz der habituellen Probleme der leitenden OP-Schwester konnten die Machtverhältnisse in dem ersten Krankenhaus also umverteilt werden. In dem zweiten Krankenhaus hatte die Computeranwendung bestehende Machtverhältnisse dagegen stabilisiert. In dem *Arbeitsstil der abhängigen Zuarbeit* wurden computerisierte Tätigkeiten mit assistierenden Tätigkeiten gleichgesetzt und als solche abgewertet. Computerexpertise war hier keine Statuseigenschaft. Ausschließlich die chirurgischen Assistenzärzte und Ärztinnen sowie die OP-Schwester mussten die Daten in das OP-Managementsystem eingeben. Die OP-Schwester konnten hier nicht ihre klassische Assistentinnen-Rolle verlassen. Die OP-Planung, die die relevante Unsicherheitszone darstellte, blieb in der Hand der leitenden männlichen Chirurgen und wurde nach wie vor zwischen »Tür und Angel« betrieben.

### 7.3 Das sozio-historische Apriori für visuelle Verhaltensäußerungen

Thomas Luckmann (1980: 123 ff.) geht davon aus, dass der Lebenslauf eines Neugeborenen von »Innen« heraus durch ein spezifisches sozio-historisches Apriori beeinflusst wird. Es beinhaltet sozio-historische Regeln, die in den ersten Monaten und Jahren in den Interaktionen mit den Eltern insozialisiert werden. Das sozio-historische Apriori wird von Generation zu Generation weitergegeben und kann sich über einen längeren Zeitraum auch verändern. Es besteht einerseits aus einer historischen Weltauffassung, also einem bestimmten Sediment vergangener Wirklichkeitsdeutungen, das das Wissen der Eltern über die Welt geprägt hat. Andererseits beinhaltet das sozio-historische Apriori eine historische Sozial-

struktur mit spezifischen Institutionen und Normen, d. h. das Sediment einer ganz bestimmten Abfolge vergangener Handlungen, das die Handlungen der Eltern beeinflusst hat. Das sozio-historische Apriori stellt damit institutionalisierte Wissensbestände dar, die vom Kind erlernt werden und seine persönliche Identität prägen. Luckmann hat die visuellen Verhaltensäußerungen wie Schütz keiner eigenständigen Betrachtung unterzogen. Sie sind an die sprachlichen Verhaltensäußerungen gebunden und sind zusammen mit ihnen Bestandteil der institutionalisierten Wissensbestände. Mit einem auf diese Weise konzipierten sozio-historischen Apriori sind keine Aussagen darüber zu machen, ob es objektive Gebärden gibt, die einem Kind insozialisiert werden und die in der Folge seine persönliche Sicht auf die Welt beeinflussen.

Vor dem Hintergrund der in der vorliegenden Arbeit präsentierten Ergebnisse muss der Schluss gezogen werden, dass ein sozio-historisches Apriori für visuelle Verhaltensäußerungen existiert. Es wurde theoretisch und empirisch gezeigt, dass es objektive Gesten und Mimik gibt, die für die Mitglieder einer bestimmten Gemeinschaft oder Kultur intersubjektiv zugänglich sind. Der Ellenbogengeste konnte in diesem Sinne eine eindeutig freundschaftliche Bedeutung zugeschrieben werden. Dies macht deutlich, dass sich Kinder in den Interaktionen mit ihren Eltern ein sozio-historisches Apriori aneignen, das nicht nur durch theoretisches Wissen sondern auch durch praktisches Wissen strukturiert ist. Die Konzeption des sozio-historischen Apriori muss an die für Visualität und Leiblichkeit spezifischen Aneignungsweisen von Wissen angepasst werden, so wie es Herman Coenen (1985) für die Typisierungen vorgeführt hat. Ein auf diese Art modifiziertes sozio-historisches Apriori beruht auf Typisierungen, die nicht als mentale Deutungsschemata konzipiert sind. Stattdessen entstehen die Typisierungen im leiblichen Verhalten und werden in den Leib eingeschrieben als gewohnheitsmäßige Motorik oder Wahrnehmung. Erworbene Typisierungen regulieren alle nachfolgenden Typisierungen, ohne sie jedoch auf einen vorgefertigten Sinngehalt festzulegen. Leibliche Habitualität ist prinzipiell veränderlich und kontingent, weil der Sinn, der sich aus der Vergangenheit anbietet, stets ein anderer ist in Übereinstimmung mit der konkreten Situation, in der die Typisierung entsteht. In dieser Konzeption umfasst das sozio-historische Apriori soziale Regeln, die *vorreflexiv* und *spontan* sind. Sie üben einen sozialen Zwang aus, der aber den Eigenschaften von Leiblichkeit, also ihrer Undurchsichtigkeit und Ambiguität entspricht. Die soziale Vorgegebenheit produziert daher nicht das Verhalten, sondern ist der Horizont, vor dessen Hintergrund das Verhalten sich selbst entfaltet.

## Danksagung

Mein Dank gilt Klaus Eder und Hubert Knoblauch, die meine Habilitation begleitet und unterstützt haben. Bedanken möchte ich mich bei Ralf Bohnsack für die Rückmeldung zur Datenanalyse. Dankbar bin ich auch denjenigen, die nicht direkt mit dem Inhalt meiner Habilitation zu tun hatten. Dies sind Michal Or-Guil und Gabriele Wilz. Bei ihnen möchte ich mich für die zuverlässige Freundschaft bedanken. Mein Dank gilt auch meinem Vater, der mir die symbolische Haltung vermittelt hat, dass man Tauben auf seinem Balkon brüten lassen soll. Dankbar bin ich Axel und Loreli Steuer, die mir den ersten positiven Zugang zu der Familie meiner Mutter eröffnet haben. Schließlich möchte ich mich bei Wolfram Fischer bedanken, dass er mir 2004 gezeigt hat, wie eine hermeneutische Videoanalyse prinzipiell aussehen kann.

## Transkriptionsregeln

,	= kurzes Absetzen
(4)	= Dauer der Pause in Sekunden
ja:	= Dehnung
((lachend))	= Kommentar der Transkribierenden
/	= Einsetzen des kommentierten Phänomens
nein	= betont
viel-	= Abbruch
>nein<	= leise
...	= Auslassungen im Transkript
( )	= Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung
(sagt er)	= unsichere Transkription
Ja=ja	= schneller Anschluss
Ja [so war	= gleichzeitiges Sprechen ab »so«
[Nein aber	
DIE ES MIR	= stark betont
↑	= hebt Stimme
↓	= senkt Stimme

## Literatur

- Ärztchamber Berlin (2005): Persönliche Mitteilung der Ansprechpartner im Referat Weiterbildung der Ärztekammer Berlin.
- Attewell, Paul (1974): Ethnomethodology since Garfinkel. *Theory and Society*, 1, 179–210.
- Austin, John L. (1972): *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart, Reclam, (im Original: 1965, *How to Do Things with Words*, New York).
- Balázs, Béla (2001): *Der sichtbare Mensch oder die Kultur des Films*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (ursprünglich: 1924).
- Barley, Stephen R. (1986): Technology as an Occasion for Structuring: Evidence from Observations of CT Scanners and the Social Order of Radiology Departments. *Administrative Science Quarterly*, 31, 1, 78–108.
- Barthes, Roland (1983): *Elemente der Semiologie*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1964, *Éléments de sémiologie*, erschienen in der *Revue Communications*, Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales).
- Barthes, Roland (1990): *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: *L'obvie et l'obtus, Essais critiques III*, Editions du Seuil, 1982).
- Barling, Hans (2001): *Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft*, München, Wilhelm Fink.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1996): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt/M., Fischer, (im Original: 1966, *The Social Construction of Reality*, Garden City New York).
- Bergmann, Jörg R. (1991): Goffmans Soziologie des Gesprächs und seine ambivalente Beziehung zur Konversationsanalyse. In: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hg.) *Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation*, Bern, Stuttgart, Haupt, 301–326.
- Birdwhistell, Ray L. (1960): Kinesics and Communication. In: Carpenter, Edmund/Marshall, McLuhan (eds.) *Explorations in Communication*. Boston, Beacon Press, 54–64.
- Birdwhistell, Ray L. (1968): Kinesics. In: Sills, David L. (Hg.) *International Encyclopedia of the Social Sciences*. New York, Macmillan et al., 379–384.
- Birdwhistell, Ray L. (1970): *Kinesics and Context. Essays on Body Motion Communication*, Philadelphia, University of Pennsylvania Press.
- Blom, Jan-Peter/Gumperz, John J. (1972): Social Meaning in Linguistic Structure: Code-Switching in Norway. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell H. (eds.) *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*, New York, Holt, Rinehart/Winston, 407–434.
- Bloor, David (1992): Left and Right Wittgensteinians. In: Pickering, Andrew (ed.) *Science as Practice and Culture*, Chicago, London, University of Chicago Press, 266–282.

## LITERATUR

- Bloor, David (2001): Wittgenstein and the Priority of Practice. In: Schatzki, Theodore R., Knorr Cetina, Karin/von Savigny, Eike (eds.) *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London, New York, Routledge, 95–106.
- Blum, Alan F./McHugh, Peter (1971): The Social Ascription of Motives. *American Sociological Review*, 36, 98–109.
- Boehm, Gottfried (1978): Zu einer Hermeneutik des Bildes. In: Gadamer, Hans-Georg/Boehm, Gottfried (Hg.) *Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften*. Frankfurt/M., Suhrkamp, 444–471.
- Böhle, Fritz (2006): High-Tech-Gespür: Spiel und Risiko in der erfahrungsgeleiteten Anlagensteuerung. In: Gebauer, Gunter/Poser, Stefan/Schmidt, Robert/Stern, Martin (Hg.) *Kalkuliertes Risiko – Technik, Spiel und Sport an der Grenze*. Frankfurt/M., Campus, 249–267.
- Böhle, Fritz/Bolte, Annegret/Dunkel, Wolfgang/Pfeiffer, Sabine/Porschen, Stephanie/Sevsay-Tegethoff, Nese (2004): Der gesellschaftliche Umgang mit Erfahrungswissen: Von der Ausgrenzung zu neuen Grenzziehungen. In: Beck, Ulrich/Lau, Christoph (Hg.) *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?* Frankfurt/M., Campus, 95–122.
- Bohnsack, Ralf (2001): Dokumentarische Methode. Theorie und Praxis wissenschaftssoziologischer Interpretation. In: Hug, Theo (Hg.) *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen?* Band 3: Einführung in die Methodologie der Sozial- und Kulturwissenschaften. Hohengehren, Schneider, 326–345.
- Bohnsack, Ralf (2006): Mannheims Wissenssoziologie als Methode. In: Tänzler, Dirk/Knoblach, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hg.) *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz, UVK, 271–291.
- Bohnsack, Ralf (2008): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*, Opladen/Farmington Hills, Barbara Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2009): *Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode*, Opladen/Farmington Hills, Barbara Budrich.
- Bongaerts, Gregor (2003): Eingefleischte Sozialität. Zur Phänomenologie sozialer Praxis. *Sociologia Internationalis* 41, 1, 25–53.
- Bongaerts, Gregor (2007): Soziale Praxis und Verhalten - Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. *Zeitschrift für Soziologie*, 36, 4, 246–260.
- Bourdieu, Pierre (1970a): Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In: Ders. *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/M., Suhrkamp, 125–158, (im Original: 1967, erschienen als Nachwort zu Panofskys Buch *Architecture Gothique et Pensée Scholastique*).
- Bourdieu, Pierre (1970b): Elemente zu einer soziologischen Theorie der Kunstwahrnehmung. In: Ders. (Hg.) *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/M., Suhrkamp, 159–201.
- Bourdieu, Pierre (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyrischen Gesellschaft*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1972, *Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle*, Genève, Droz).
- Bourdieu, Pierre (1985): *Sozialer Raum und ›Klassen‹. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1982, *Espace*

- social et genèse de «classe»; *Leçon sur la leçon*, Leçon inaugurale prononcée au Collège de France, Paris, Les Editions de Minuit).
- Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1979, *La distinction. Critique sociale du jugement*, Paris, Les Editions de Minuit).
- Bourdieu, Pierre (1999): *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1992, *Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire*, Paris, Editions du Seuil).
- Bourdieu, Pierre/Boltanski, Luc/Castel, Robert/Chamboredon, Jean-Claude/Lagneau, Gérard/Schnapper, Dominique (Hg.) (1981): *Die illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1965, *Un art moyen. Essai sur les usages sociaux de la photographie*, Paris, Les Editions de Minuit).
- Bourdieu, Pierre/Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (Hg.) (1991): *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*, Berlin, New York, Walter de Gruyter, (im Original: 1968, *Le métier de sociologue. Préalables épistémologiques*, Paris, Mouton).
- Breckner, Roswitha (2003): Körper im Bild. Eine methodische Analyse am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 1, 33–60.
- Breckner, Roswitha (2010): *Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien*, Bielefeld, transcript.
- Bruxelles, Sylvie/Greco, Luca/Mondada, Lorenza (2009): Pratiques de transition: Ressources multimodales pour la structuration de l'activité. In: Détienne, Françoise/Traverso, Véronique (Hg.) *Méthodologies d'analyse de situations coopératives de conception*. Nancy, PUN, 51–67.
- Burri, Regula Valérie (2008): *Doing Images. Zur Praxis medizinischer Bilder*. Bielefeld, transcript-Verlag.
- Burri, Regula Valérie/Schubert, Cornelius/Strübing, Jörg (eds.) (2011): The Five Senses of Science. *Science, Technology, & Innovation Studies*, 7, 1, URL: <http://www.sti-studies.de>.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1990, *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York, Routledge).
- Butler, Judith (1998): *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin, Berlin Verlag, (im Original: 1997, *Excitable Speech. A Politics of the Performative*. New York, London, Routledge).
- Butler, Judith (2011): »Confessing a passionate state...« – Judith Butler im Interview, geführt von Sabine Hark und Paula-Irene Villa, *Feministische Studien*, Themenheft Verletzbarkeiten, 2, 196–205.
- Carli, Linda L./LaFleur, Suzanne J./Loeber, Christopher C. (1995): Nonverbal Behavior, Gender, and Influence. *Interpersonal Relations and Group Processes*, 68, 6, 1030–1041.
- Chadarevian, de Soraya/Hopwood, Nick (eds.) (2004): *Models. The Third Dimension of Science*. Stanford, California, Stanford University Press.

- Cockburn, Cynthia (1988): *Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how*, Berlin, Argument.
- Cockburn, Cynthia/Ormrod, Susan (1993): *Gender and Technology in the Making*. London, Sage.
- Coenen, Herman (1979): Leiblichkeit und Sozialität. Ein Grundproblem der phänomenologischen Soziologie. *Philosophisches Jahrbuch*, 86, 2, 239–261.
- Coenen, Herman (1985): *Diesseits von subjektivem Sinn und kollektivem Zwang. Schütz – Durkheim – Merleau-Ponty. Phänomenologische Soziologie im Feld des zwischenleiblichen Verhaltens*. München, Wilhelm Fink.
- Correll, Shelley J. (2001): Gender and the Career Choice Process: The Role of Biased Self-Assessments. *American Journal of Sociology*, 106, 6, 1691–1730.
- Correll, Shelley J./Ridgeway, Cecilia L. (2003): Expectations States Theory. In: Delamater, John (Ed.) *Handbook of Social Psychology*. New York, Kluwer, 29–51.
- Crozier, Michel/Friedberg, Erhard (1979): *Macht und Organisation. Die Zwänge kollektiven Handelns*, Königstein/Ts., Athenäum.
- Damásio, António R. (2000): *Ich fühle, also bin ich – die Entschlüsselung des Bewusstseins*, München, List.
- Derrida, Jacques (1977): *Limited Inc.*, Wien, Passagen-Verlag.
- Dilthey, Wilhelm (1976): Entwürfe zur Kritik der historischen Vernunft. In: Gadamer, Hans-Georg/Boehm, Gottfried (Hg.) *Seminar: Philosophische Hermeneutik*. Frankfurt/M., Suhrkamp, 189–220, (ursprünglich: 1958).
- Dilthey, Wilhelm (1990): Die Entstehung der Hermeneutik. In: Ders. (Hg.) *Gesammelte Schriften, V. Band, Die Geistige Welt, Einleitung in die Philosophie des Lebens*. Stuttgart, Teubner, 317–338, (ursprünglich: 1900).
- Eder, Klaus (2007): Cognitive Sociology and the Theory of Communicative Action: The Role of Communication and Language in the Making of the Social Bond. *European Journal of Social Theory*, 10, 3, 389–408.
- Endreß, Martin (2004): Phänomenologisch angeleitete Vermittlung von »verstehender« Soziologie und »begreifender« Ökonomik: Alfred Schütz' handlungsanalytische Perspektive. In: Gabriel, Manfred (Hg.) *Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie*. Wiesbaden, VS-Verlag, 223–260.
- Erickson, Frederick (1992): Ethnographic Microanalysis of Interaction. In: Lecompte, Margaret D./Millroy, Wendy L./Preissle, Judith (eds.) *The Handbook of Qualitative Research in Education*. San Diego et al., Academic Press, 201–225.
- Faulkner, Wendy (2001): The Technology Question in Feminism: A View from Feminist Technology Studies. *Women's Studies International Forum*, 24, 1, 79–95.
- Garfinkel, Harold (1961): Aspects of Common Sense Knowledge of Social Structures. *Transactions of the Fourth World Congress of Sociology*. Louvain, International Sociological Association, 51–65.

- Garfinkel, Harold (1963): A Concept of, and Experiments with, 'Trust' as a Condition of Stable Coordinated Actions. In: Harvey, O.J. (Ed.) *Motivation and Social Interaction*. New York, Ronald Press, 187–238.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*, Cambridge, Polity Press, (ursprünglich publiziert in New Jersey, Englewood Cliffs).
- Garfinkel, Harold (1980): Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Opladen, Westdeutscher Verlag, 189–262, (im Original: 1961, Aspects of Common Sense Knowledge of Social Structures. *Transactions of the Fourth World Congress of Sociology*, Louvain, International Sociological Association, 51–65).
- Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hg.) (1994): *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*, Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Gerth, Hans/Mills, C. Wright (1954): *Character and Social Structure. The Psychology of Social Institutions*, London, Routledge & Kegan Paul.
- Giddens, Anthony (1979): *Central Problems in Social Theory*, Berkeley, CA, University of California Press.
- Giddens, Anthony (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft*, Frankfurt/New York, Campus (im Original: 1984, *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration*. Cambridge, Polity Press).
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.) *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg, Kore, 201–254.
- Goffman, Erving (1959): *The Presentation of Self in Everyday Life*. Garden City, New York, Doubleday, (ursprünglich: 1956, Social Science Research Centre, University of Edinburgh).
- Goffman, Erving (1973): *Interaktion: Spaß am Spiel/Rollendistanz*, München, Piper, (im Original: 1961, *Encounters: Two Studies in the Sociology of Interaction*, Indianapolis, Bobbs-Merrill).
- Goffman, Erving (1974): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1971, *Relations in Public. Microstudies of the Public Order*, New York, Basic Books).
- Goffman, Erving (1981a): *Forms of Talk*, Philadelphia, University of Pennsylvania Press.
- Goffman, Erving (1981b): *Geschlecht und Werbung*. Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1976, Gender Advertisements, *Studies in the Anthropology of Visual Communication*, 3, 2, 69–154).
- Goffman, Erving (1989): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt/M., Suhrkamp, (im Original: 1974, *Frame Analysis*, New York et al., Harper & Row).
- Goffman, Erving (1991): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München, Zürich, Piper (im Original: 1956, *The Presentation*

- of Self in Everyday Life*, Social Science Research Centre, University of Edinburgh).
- Goffman, Erving (1994a): Die Interaktionsordnung. In: Ders. *Interaktion und Geschlecht*, hrsg. von Hubert Knoblauch, Frankfurt/M./New York, Campus, 50–104, (im Original: 1983, The Interaction Order, *American Sociological Review*, 48, 1, 1–17).
- Goffman, Erving (1994b): Das Arrangement der Geschlechter. In: Ders. *Interaktion und Geschlecht*, hrsg. von Hubert Knoblauch, Frankfurt/M./New York, Campus, 105–158, (im Original: 1977, The Arrangement between the Sexes, *Theory and Society*, 4, 3, 301–331).
- Goffman, Erving (2005a): Glücksbedingungen. In: Ders. *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*, hrsg. von Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger und Bernt Schnettler, Konstanz, UVK, 199–264, (im Original: 1983, Felicity's Condition, erschienen im *American Journal of Sociology*).
- Goffman, Erving (2005b): Redestatus. In: Ders. *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*, hrsg. von Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger und Bernt Schnettler, Konstanz, UVK, 37–72, (im Original: 1979, Footing, erschienen in *Semiotica*).
- Goffman, Erving (2005c): Reaktionsrufe. In: Ders. *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*, hrsg. von Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger und Bernt Schnettler, Konstanz, UVK, 151–198, (im Original: 1978, Response Cries, erschienen in *Language*).
- Gombrich, Ernst H. (1978): *Kunst und Illusion. Zur Psychologie der bildlichen Darstellung*, Stuttgart, Zürich, Belser Verlag.
- Goodwin, Charles (1981): *Conversational Organization. Interaction between Speakers and Hearers*. New York et al., Academic Press.
- Goodwin, Charles (1994): Professional Vision. *American Anthropologist*, 93, 3, 606–633.
- Goodwin, Charles (2009a): Video and the Analysis of Embodied Human Interaction. In: Kissmann, Ulrike Tikvah (ed.) *Video Interaction Analysis. Methods and Methodology*. Frankfurt/M. et al., Peter Lang, 21–40.
- Goodwin, Marjorie Harness (2009b): Constructing Inequality as Situated Practice. In: Kissmann, Ulrike Tikvah (ed.) *Video Interaction Analysis. Methods and Methodology*. Frankfurt/M. et al., Peter Lang, 41–58.
- Gottschall, Karin (1998): Doing Gender While Doing Work? Erkenntnispotentiale konstruktivistischer Perspektiven für eine Analyse des Zusammenhangs von Arbeitsmarkt, Beruf und Geschlecht. In: Geissler, Birgit/Maier, Friederike/Pfau-Effinger, Birgit (Hg.) *FrauenArbeitsMarkt. Der Beitrag der Frauenforschung zur sozio-ökonomischen Theorieentwicklung*. Berlin, Sigma, 63–94.
- Griesemer, James (2004): Three-Dimensional Models in Philosophical Perspective. In: Chadarevian, de Soraya/Hopwood, Nick (eds.) (2004). *Models. The Third Dimension of Science*. Stanford, California, Stanford University Press, 433–442.

- Guggenheim, Michael (2011): The Proof is in the Pudding. On ›Truth to Materials‹ in the Sociology of Translations, Followed by an Attempt to Improve It. *Science, Technology, & Innovation Studies*, Sonderheft ›The Five Senses of Science‹, edited by Regula Valérie Burri/Cornelius Schubert/Jörg Strübing, 7, 1, 65–86, URL: <http://www.sti-studies.de>.
- Gumperz, John J. (1972): Introduction. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell H. (eds.) *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*, New York, Holt, Rinehart & Winston, 1–25.
- Gumperz, John J./Hymes, Dell H. (eds.) (1972): *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*, New York, Holt, Rinehart & Winston.
- Günzel, Stephan (2007): *Maurice Merleau-Ponty. Werk und Wirkung. Eine Einführung*, Wien, Turia und Kant.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1984): *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Hammersley, Martyn/Atkinson, Paul (1995): *Ethnography. Principles in Practice*, London et al., Routledge.
- Harding, Sandra (1986): *The Science Question in Feminism*, Ithaca, NY, Cornell Univ. Press.
- Hart, Joan (1993): Erwin Panofsky and Karl Mannheim: A Dialogue on Interpretation. *Critical Inquiry*, 19, 3, 534–566.
- Heath, Christian (1986): *Body Movement and Speech in Medical Interaction*. Cambridge, Cambridge University Press.
- Heath, Christian/Hindmarsh, Jon/Luff, Paul (2010): *Video in Qualitative Research: Analysing Social Interaction in Everyday Life*, London et al., Sage.
- Heidegger, Martin (1986): *Sein und Zeit*, Tübingen, Max Niemeyer, (ursprünglich: 1927, erschienen in: Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Band VIII, hrsg. von Edmund Husserl).
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie*, 27, 2, 75–93.
- Hennion, Antoine (2007): Those Things That Hold Us Together: Taste and Sociology. *Cultural Sociology*, 1, 1, 97–114.
- Heritage, John (1984): *Garfinkel and Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Hirschauer, Stefan (1993): Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten. *Feministische Studien*, 11, 2, 55–67.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 668–692.
- Hitzler, Ronald (2000): Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: Beck, Ulrich/Kieserling, Andre (Hg.) *Ortsbestimmungen der Soziologie: Wie die kommende Generation Ge-*

- sellschaftswissenschaften betreiben will*. Baden-Baden, Nomos, 141–150.
- Hochschild, Arlie Russell (1979): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. *American Journal of Sociology*, 85, 3, 551–575.
- Hochschild, Arlie Russell (1990): *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. New York, Campus, (im Original: 1983, *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*, Berkeley, Los Angeles, University of California Press).
- Holtgrewe, Ursula (1997): *Frauen zwischen Zuarbeit und Eigensinn. Der EDV-Einzug in Kleinstbetriebe und die Veränderungen weiblicher Assistenzarbeit*, Berlin, Sigma.
- Holtgrewe, Ursula (1998): Technik und Geschlechterverhältnis: Eine strukturationstheoretische Perspektive. In: Heinz, Marion/Kuster, Friederike (Hg.) *Geschlechtertheorie Geschlechterforschung. Ein interdisziplinäres Kolloquium*. Bielefeld, Kleine Verlag, 257–270.
- Honneth, Axel (1990): Leibgebundene Vernunft. Zur Wiederentdeckung Merleau-Pontys. In: Ders. (Hg.) *Die zerrissene Welt des Sozialen. Sozialphilosophische Aufsätze* Frankfurt/M., Suhrkamp, 134–143.
- Husserl, Edmund (1950): *Cartesiansche Meditationen und Pariser Vorträge, Husserliana Bd. I, hrsg. v. S. Strasser*, Den Haag, Nijhoff, (ursprünglich: 1931).
- Husserl, Edmund (1954): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, Husserliana Bd. VI, hrsg. v. Walter Biemel*, Den Haag, Nijhoff.
- Husserl, Edmund (2004): *Wahrnehmung und Aufmerksamkeit. Texte aus dem Nachlass (1893–1912)*. *Husserliana Bd. XXXVIII*, Dordrecht, Springer.
- Hymes, Dell (1972): Models of the Interaction of Language and Social Life. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell H. (eds.) *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*, New York, Holt, Rinehart & Winston, 35–71.
- Imdahl, Max (1996): *Giotto Arenafresken. Ikonographie, Ikonologie, Ikonik*, München, Wilhelm Fink.
- Jasanoff, Sheila (2004): Heaven and Earth. The Politics of Environmental Images. In: *Earthly Politics. Local and Global in Environmental Governance*. Cambridge, London, MIT Press, 31–52.
- Kade, Jochen/Nolda, Sigrid (2007): Das Bild als Kommentar und Irritation. Zur Analyse von Kursen der Erwachsenenbildung/Weiterbildung auf der Basis von Videodokumentationen. In: Friebertshäuser, Barbara/von Felden, Heide/Schäffer, Burkhard (Hg.) *Bild und Text. Methoden und Methodologien visueller Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft*. Opladen & Farmington Hills, Barbara Budrich, 159–177.
- Kanter, Rosabeth M. (1977): *Men and Women of the Corporation*, New York, Basic Books.
- Keppler, Angela (2006): *Mediale Gegenwart. Eine Theorie des Fernsehens am Beispiel der Darstellung von Gewalt*. Frankfurt/M., Suhrkamp.

- Kissmann, Ulrike Tikvah (2009a): Fürsorgliche Orientierung jenseits des Arzt-Patient Verhältnisses: Informationsarbeit im Operationssaal. *Feministische Studien*, 2, 295–308.
- Kissmann, Ulrike Tikvah (2009b): How Medial Forms Are Used: The Study of Doctor-Patient Consultations from a Sociological Hermeneutic Approach. In: Dies. (ed.) *Video Interaction Analysis. Methods and Methodology*. Frankfurt/M. et al., Peter Lang, 87–105.
- Kissmann, Ulrike Tikvah (2009c): *Video Interaction Analysis. Methods and Methodology*, Frankfurt/M. et al., Peter Lang.
- Kissmann, Ulrike Tikvah (2009d): Video Interaction Analysis: Methodological Perspectives on an Emerging Field. In: Dies. (ed.) *Video Interaction Analysis. Methods and Methodology*. Frankfurt/M. et al., Peter Lang, 9–18.
- Klambeck, Amelie (2007): »Das hysterische Theater unter der Lupe«: *Klinische Zeichen psychogener Gangstörungen. Wege der dokumentarischen Rekonstruktion von Körperbewegungen auf der Grundlage von Videografien*, Dissertation, Medizinische Fakultät der Charité, Universitätsmedizin Berlin.
- Kleif, Tine/Faulkner, Wendy (2003): »I'm No Athlete [but] I Can Make This Thing Dance!« - Men's Pleasures in Technology. *Science, Technology, & Human Values*, 28, 2, 296–325.
- Knapp, Gudrun-Axeli (Ed.) (1998): *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*, Frankfurt/M., New York, Campus.
- Knie, Andreas (1992): Yesterday's Decisions Determine Tomorrow's Options: The Case of the Mechanical Typewriter. In: Dierkes, Meinolf/Hoffmann, Ute (eds.) *New Technology at the Outset. Social Forces in the Shaping of Technological Innovations*. Frankfurt/M., New York, Campus, 161–172.
- Knoblauch, Hubert (1994): Erving Goffmans Reich der Interaktion. Einleitung von Hubert A. Knoblauch. In: Goffman, Erving. *Interaktion und Geschlecht*, hrsg. von Hubert Knoblauch, Frankfurt/M., New York, Campus, 7–49.
- Knoblauch, Hubert (2003): Habitus und Habitualisierung – Zur Komplementarität von Bourdieu mit dem Sozialkonstruktivismus. In: Rehbein, Boike/Saalmann, Gernot/Schwengel, Herrmann (Hg.) *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*. Konstanz, UVK, 187–201.
- Knoblauch, Hubert (2005a): Video-Interaktions-Sequenzanalyse. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hg.) *Ikonologie des Performativen*. München, Wilhelm Fink, 263–275.
- Knoblauch, Hubert (2005b): *Wissenssoziologie*, Konstanz, UVK.
- Knoblauch, Hubert (2009): Social Constructivism and the Three Levels of Video Analysis. In: Kissmann, Ulrike Tikvah (ed.), *Video Interaction Analysis. Methods and Methodology*, Frankfurt/M. et al., Peter Lang, 181–198.

- Knoblauch, Hubert (2011): Videoanalyse, Videointeraktionsanalyse und Videographie – zur Klärung einiger Missverständnisse. *Sozialer Sinn*, 12, 1, im Erscheinen.
- Knoblauch, Hubert/Tuma, René/Schnettler, Bernt (2010): Interpretative Videoanalysen in der Sozialforschung. In: Maschke, Sabine/Stecher, Ludwig (Hg.) *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online*. Weinheim, München, Juventa, 2–40.
- Knoblauch, Hubert/Tuma, René (2011): Videography: An Interpretative Approach to Video-Recorded Micro-Social Interaction. In: Margolis, Eric/Pauwells, Luc (eds.) *The SAGE Handbook of Visual Research Methods*. London, Sage, 414–430.
- Knoblauch, Hubert/Schnettler, Bernt/Raab, Jürgen/Soeffner, Hans-Georg (eds.) (2006): *Video Analysis: Methodology and Methods*. Frankfurt/M. et al., Peter Lang.
- Knorr, Karin (1980): *The Manufacture of Knowledge: An Essay on the Constructivist and Contextual Nature of Science*, Oxford, Blackwell.
- Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. *Soziale Welt*, 40, 1/2, 86–96.
- Knorr-Cetina, Karin (1999): »Viskurse« der Physik. Konsensbildung und visuelle Darstellung. In: Heintz, Bettina/Benz, Arnold (Hg.) *Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*, Wien u. a.: Springer, 305–320.
- Krais, Beate (1991): Vorwort zur deutschen Ausgabe. In: Bourdieu, Pierre, Chamboredon, Jean-Claude/Passeron, Jean-Claude (Hg.) *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin, New York, De Gruyter, V-XII.
- Kotthoff, Helga (1993): Kommunikative Stile, Asymmetrie und »Doing Gender«. *Feministische Studien*, 11, 2, 79–95.
- Kotthoff, Helga (1994): Geschlecht als Interaktionsritual? Nachwort von Helga Kotthoff. In: Goffman, Erving. *Interaktion und Geschlecht*, hrsg. von Hubert Knoblauch, Frankfurt/M., New York: Campus, 159–194.
- Kotthoff, Helga (2006): Gender and Humor: The State of the Art. *Journal of Pragmatics*, 38, 1, 4–25.
- Langer, Susanne K. (1965): *Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst*, Frankfurt/M., Fischer.
- Latour, Bruno (1999): Façures/Fractures. From the Concept of Network to the Concept of Attachment. *Res: Anthropology and Aesthetics*, 36, 20–31.
- Latour, Bruno (2000): *Die Hoffnung der Pandora*, Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979): *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*, London, Sage.
- Levinson, Stephen C. (1983): *Pragmatics*. Cambridge, Cambridge University Press.
- Loer, Thomas (1994): Werkgestalt und Erfahrungskonstitution. Exemplarische Analyse von Paul Cézannes »Montaigne Sainte-Victoire« (1904/06) unter Anwendung der Methode der objektiven Hermeneutik und Ausblicke auf eine soziologische Theorie der Ästhetik im Hinblick auf eine Theo-

- rie der Erfahrung. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hg.) *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik* Frankfurt/M., Suhrkamp, 341–382.
- Loer, Thomas (2010): Videoaufzeichnungen in der interpretativen Sozialforschung. Anmerkungen zu Methodologie und Methode. *Sozialer Sinn*, 11, 2, 319–352.
- Luckmann, Thomas (1980): *Lebenswelt und Gesellschaft. Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen*. Paderborn, Schöningh.
- Luckmann, Thomas (1981): Hermeneutics as a Paradigm for Social Science. In: Brenner, Michael (ed.) *Social Method and Social Life*. London et al., Academic Press, 219–230.
- Luckmann, Thomas (2002): Zur Methodologie (mündlicher) kommunikativer Gattungen. In: Ders. (Hg.) *Wissen und Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze 1981–2002*. Konstanz, UVK, 183–200.
- Luckmann, Thomas/Gross, Peter (1977): Analyse unmittelbarer Kommunikation und Interaktionals Zugang zum Problem der Entstehung sozialwissenschaftlicher Daten. In: Bielefeld, Hans-Ulrich (Hg.) *Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zu Problemen der Corpusgewinnung und -auswertung*. Wiesbaden, Athenaion, 198–207.
- Lynch, Michael (1992). From The »Will to Theory« to the Discursive Col- lage: A Reply to Bloor's »Left and Right Wittgensteinians«. In: Pickering, Andrew (ed.) *Science as Practice and Culture*, Chicago, London, University of Chicago Press, 283–300.
- Lynch, Michael (2001): Ethnomethodology and the Logic of Practice. In: Schatzki, Theodore, Knorr Cetina, Karin/von Savigny, Eike (eds.) *The Practice Turn in Contemporary Theory*, London, New York: Routledge, 131–148.
- Mannheim, Karl (1964): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. In: Ders. (Hg.) *Wissenssoziologie*, Auswahl aus dem Werk, hrsg. v. Kurt H. Wolff, Berlin, Neuwied, Luchterhand, 91–154, (ursprünglich: 1921–1922, erschienen in *Jahrbuch für Kunstgeschichte*, XV, 4).
- Mannheim, Karl (1980): *Strukturen des Denkens*, hrsg. v. David Kettler, Volker Meja u. Nico Stehr, Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Maynard, Douglas (1991): Interaction and Asymmetry in Clinical Discourse. *American Journal of Sociology*, 97, 2, 448–495.
- McHugh, Peter (1970): A Common-Sense Conception of Deviance. In: Douglas, Jack D. (ed.) *Deviance & Respectability. The Social Construction of Moral Meanings*. New York, London, Basic Books, 61–88.
- Mead, Margaret (1968): *Male and Female*. New York, Dell.
- Meißner, Hanna (2010): *Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx*, Bielefeld, transcript Verlag.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin, de Gruyter, (im Original: 1945, *Phénoménologie de la perception*, Paris, Gallimard).

- Merleau-Ponty, Maurice (1973): *Vorlesungen I: Schrift für die Kandidatur am College de France, Lob der Philosophie, Vorlesungszusammenfassungen (College de France 1952–1960), Die Humanwissenschaften und die Phänomenologie*, Reihe Phänomenologisch-psychologische Forschungen, hrsg. von Carl Friedrich Graumann, Bd. 9, Berlin, New York, De Gruyter.
- Merleau-Ponty, Maurice (1994a): *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, Reihe Übergänge, Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, hrsg. von Claude Lefort, München, Fink, (im Original: 1964, *Le visible et l'invisible*, Bibliothèque des Idées).
- Merleau-Ponty, Maurice (1994b): *Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949–1952*, Reihe Übergänge, Texte und Studien zu Handlung, Sprache und Lebenswelt, hrsg. von Richard Grathoff und Bernhard Waldenfels, München, Fink.
- Merleau-Ponty, Maurice (2003): *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays*, Hamburg, Meiner, (im Original: 1964, *L'oeil et l'esprit*, Paris: Gallimard).
- Meuser, Michael (1999): Subjektive Perspektiven, habituelle Dispositionen und konjunktive Erfahrungen. Wissenssoziologie zwischen Schütz, Bourdieu und Mannheim. In: Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröer, Norbert (Hg.) *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz, UVK, 121–146.
- Mol, Annemarie (2008): I Eat an Apple. On Theorizing Subjectivities. *Subjectivity*, 22, 28–37.
- Mondada, Lorenza (2006a): Participants' Online Analysis and Multimodal Practices: Projecting the End of the Turn and the Closing of the Sequence. *Discourse Studies*, 8, 1, 117–129.
- Mondada, Lorenza (2006b): Video Recording as the Reflexive Preservation and Configuration of Phenomenal Features for Analysis. In: Knoblauch, Hubert/Schnettler, Bernt/Raab, Jürgen/Soeffner, Hans-Georg (eds.) *Video Analysis: Methodology and Methods*. Frankfurt/M. et al., Peter Lang, 51–67.
- Mondada, Lorenza (2007): Operating Together Through Videoconference. Members' Procedures for Accomplishing a Common Space of Action. In: Hester, Stephen/Francis, David (eds.) *Orders of Ordinary Action. Respecifying Sociological Knowledge*. Aldershot/Hampshire, Ashgate, 51–67.
- Money, John (1968): *Sex Errors of the Body*. Baltimore, Johns Hopkins.
- Money, John (1973): Prenatal Hormones and Postnatal Socialization in Gender Identity Differentiation. In: Cole, James K./Dienstbier, Richard (eds.) *Nebraska Symposium on Motivation*, Vol. 21, Lincoln, University of Nebraska Press, 221–295.
- Myers, Natasha (2008): Molecular Embodiments and the Body-work of Modeling in Protein Crystallography. *Social Studies of Science*, 38/2, 163–199.
- Oevermann, Ulrich (1983): Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen sozio-

- logischen Strukturanalyse. In: Von Friedeburg, Ludwig/Habermas, Jürgen (Hg.) *Adorno-Konferenz*. Frankfurt/M., Suhrkamp, 234–288.
- Oevermann, Ulrich (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, Klaus (Hg.) *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Frankfurt/M., Suhrkamp, 58–156.
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.) *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart, Metzler, 352–434.
- Ortmann, Günther (1995): *Formen der Produktion. Organisation und Rekursivität*, Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Ortmann, Günther/Windeler, Arnold/Becker, Albrecht/Schulz, Hans-Joachim (1990): *Computer und Macht in Organisationen. Mikropolitische Analysen*, Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Panofsky, Erwin (1964a): Der Begriff des Kunstwillens. In: Ders. *Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft*. Berlin, Bruno Hessling, 33–47.
- Panofsky, Erwin (1964b): Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der Bildenden Kunst. In: Ders. *Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft*. Berlin, Bruno Hessling, 85–97, (ursprünglich: 1932, erschienen in *Logos*, XXI, 103–119).
- Panofsky, Erwin (1975): Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: Ders. *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst*. Köln, DuMont, 36–67, (im Original: 1955, *Meaning in the Visual Arts*, New York, Doubleday).
- Panofsky, Erwin (1989): *Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter*, Köln, DuMont, (im Original: 1951).
- Paulitz, Tanja (2010): *Vom Maschinewissenschaftler zum »Mann der Tat«. Zur Soziologie technikwissenschaftlichen Wissens, 1850–1930* Habilitationsschrift, Universität Graz.
- Phillips, John (1983): Goffman's Linguistic Turn. A Comment on »Forms of Talk«. *Theory, Culture and Society*, 2, 114–116.
- Pike, Kenneth L. (1967): *Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior*, The Hague, Paris, Mouton & Co.
- Plessner, Helmut (1967): Zur Hermeneutik nichtsprachlichen Ausdrucks. In: Gadamer, Hans-Georg (Hg.) *Das Problem der Sprache*. München, Wilhelm Fink, 555–566.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*, München, Oldenbourg.
- Raab, Jürgen (2001): *Soziologie des Geruchs. Über die soziale Konstruktion olfaktorischer Wahrnehmung*. Konstanz: UVK.
- Raab, Jürgen (2008): *Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen*, Konstanz, UVK.

- Raab, Jürgen/Pfadenhauer, Michaela/Stegmaier, Peter/Dreher, Jochen/Schnettler, Bernt (2008): *Phänomenologie und Soziologie*, Wiesbaden, VS-Verlag.
- Raab, Jürgen/Tänzler, Dirk (2002): Politik im/als Clip. Zur soziokulturellen Funktion politischer Werbespots. In: Willems, Herbert (Hg.) *Die Gesellschaft der Werbung*. Wiesbaden et al., Westdeutscher Verlag, 217–245.
- Raab, Jürgen/Tänzler, Dirk (2006): Video Hermeneutics. In: Knoblauch, Hubert/Schnettler, Bernt/Raab, Jürgen/Soeffner, Hans-Georg (eds.) *Video Analysis: Methodology and Methods. Qualitative Audiovisual Data Analysis in Sociology*. Frankfurt/M. et al., Peter Lang, 85–96.
- Rammert, Werner (2007): *Technik – Handeln – Wissen*, Wiesbaden: VS-Verlag.
- Rammert, Werner/Schulz-Schaeffer, Ingo (2002): Technik und Handeln: Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt. In: Dies. (Hg.) *Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik*, Frankfurt/M., Campus, 11–64.
- Rebentisch, Juliane (1998): Zur sprachpragmatischen Kritik der (post-)strukturalistischen Subjektkritik: Judith Butler revisited. *Die Philosophie*, 9, 18, 42–64.
- Reckwitz, Andreas (2000): *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist, Velbrück.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 4, 282–301.
- Reichert, Jo (1992): Der Morgen danach. Hermeneutische Auslegung einer Werbefotografie in zwölf Einstellungen. In: Hartmann, Hans A./Haubl, Rolf (Hg.) *Bilderflut und Sprachmagie. Fallstudien zur Kultur der Werbung*. Opladen, Westdeutscher Verlag, 141–163.
- Reichert, Jo (1999): Über das Problem der Gültigkeit von Qualitativer Forschung. In: Hitzler, Ronald/Reichert, Jo/Schröer, Norbert (Hg.) *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz, UVK, 319–346.
- Reichert, Jo (2006): Lässt sich die Plausibilität wissenssoziologischer Empirie selbst wieder plausibilisieren? Oder: Über den Versuch, den Bus zu schieben. In: Tänzler, Dirk/Knoblauch, Hubert/Soeffner, Hans-Georg (Hg.) *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz, UVK, 293–315.
- Reichert, Jo/Englert, Carina Jasmin (2011): *Einführung in die qualitative Videoanalyse. Eine hermeneutisch-wissenssoziologische Fallanalyse*, Wiesbaden, VS Verlag.
- Rhein-Zeitung (1998): Gegenwart dauert drei Sekunden. *RZ-Online*, URL: <http://archiv.rhein-zeitung.de/on/98/07/15/topnews/gehirn.html> (heruntergeladen am 9.7.2011).
- Ridgeway, Cecilia L. (1982): Status in Groups: The Importance of Motivation. *American Sociological Review*, 47, 1, 76–88.

- Ridgeway, Cecilia (1997): Interaction and the Conservation of Gender Inequality: Considering Employment. *American Sociological Review*, 62, April, 218-235.
- Ridgeway, Cecilia L. (2001): Social Status and Group Structure. In: Hogg, Michael A./Tindale, R. Scott (eds.) *Blackwell Handbook of Social Psychology: Group Processes*. Oxford, Blackwell, 352-375.
- Ridgeway, Cecilia L./Correll, Shelley J. (2004): A Theoretical Perspective on Gender Beliefs and Social Relations. *Gender & Society*, 18, 4, 510-531.
- Sacks, Harvey (1992): Lecture 4: An Impromptu Survey of the Literature. In: Ders. (ed.) *Lectures on Conversation*, Volumes I & II, edited by Gail Jefferson. Oxford, Cambridge, Basil Blackwell, 26-48, (ursprünglich: 1964-1972).
- Sacks, Harvey/Schlegloff, Emanuel/Jefferson, Gail (1974): A Simplest Systematics for the Organisation of Turn Taking for Conversation. *Language*, 50, 4, 696-735.
- Shackelford, Susan/Wood, Wendy/Worchel, Stephen (1996): Behavioral Styles and the Influence of Women in Mixed-Sex Groups. *Social Psychology Quarterly*, 59, 3, 284-293.
- Schatzki, Theodore R. (2001): Introduction: Practice Theory. In: Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/von Savigny, Eike (eds.) *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London, New York, Routledge, 1-14.
- Schatzki, Theodore R. (1996): *Social Practices: A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*, Cambridge, Cambridge University Press.
- Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/von Savigny, Eike (eds.) (2001): *The Practice Turn in Contemporary Theory*, London, New York, Routledge.
- Schegloff, Emanuel A. (1987): Between Micro and Macro: Contexts and Other Connections. In: Alexander, Jeffrey C./Giesen, Bernhard/Münch, Richard/Smelser, Neil J. (eds.) *The Micro-Macro Link*, Berkeley, Los Angeles, University of California Press, 207-234.
- Schegloff, Emanuel A. (1988): Goffman and the Analysis of Conversation. In: Drew, Paul/Wootton, Anthony (eds.) *Erving Goffman. Exploring the Interaction Order*, Cambridge, Polity Press, 89-135.
- Schegloff, Emanuel A. (1996): Confirming Allusions: Toward an Empirical Account of Action. *American Journal of Sociology*, 102, 1, 161-216.
- Schmidt, Kjeld/Bannon, Liam (1992): Taking CSCW Seriously: Supporting Articulation Work. *Computer Supported Cooperative Work (CSCW): An International Journal*, 1, 1, 7-40.
- Schnettler, Bernt (2001): Vision und Performanz. Zur soziolinguistischen Gattungsanalyse fokussierter ethnographischer Daten. *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 1, 143-163.
- Schubert, Cornelius (2006): *Die Praxis der Apparatedizin. Ärzte und Technik im Operationssaal*, Frankfurt/M., New York, Campus.
- Schubert, Cornelius (2011): Die Technik operiert mit. Zur Mikroanalyse medizinischer Arbeit. *Zeitschrift für Soziologie*, 40, 4 (August), 174-190.

- Schütz, Alfred (1971): *Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag, Martinus Nijhoff, (im Original: 1962, Collected Papers, Vol. 1, *The Problem of Social Reality*, Den Haag).
- Schütz, Alfred (1993): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, Frankfurt/M., Suhrkamp, (ursprünglich: 1932).
- Schütz, Alfred (2003): *Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft*. Alfred Schütz Werkausgabe Band V.2, Theorie der Lebenswelt 2, Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt, hrsg. von Hubert Knoblauch/Ronald Kurt/Hans-Georg Soeffner, Konstanz: UVK, (im Original: 1955, *Symbol, Reality and Society*, in: Bryson, Lyman/Finkelstein, Louis/Hoagland, Hudson/Morrison MacIver, Robert (eds.) *From Symbols and Society: Fourteenth Symposium of the Conference on Science, Philosophy and Religion*, New York, London: Harper & Bros., 135-202).
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1975): *Strukturen der Lebenswelt*, Neuwied, Darmstadt: Luchterhand.
- Schütze, Fritz (1976): Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. *Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie* Opladen, Westdeutscher Verlag, 7-41.
- Schütze, Fritz (1978): *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 Bielefeld.
- Searle, John R. (1969): *Speech Acts*. Cambridge, Cambridge University Press.
- Simmel, Georg (1993): Soziologie der Sinne. In: Ders. *Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908*, Band II, hrsg. von Alessandro Cavalli/Volkhard Krech, Frankfurt/M., Suhrkamp, 276-292.
- Soeffner, Hans-Georg (1989): *Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung*, Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): *Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung*, Konstanz, UVK.
- Spiegelberg, Herbert (1982): *The Phenomenological Movement. A Historical Introduction* The Hague/Boston/London, Martinus Nijhoff.
- Srubar, Ilja (1988): *Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund*, Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Srubar, Ilja (1991): »Phänomenologische Soziologie« als Theorie und Forschung. In: Herzog, Max/Graumann, Carl F. (Hg.) *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften*, Heidelberg, Roland Asanger, 169-182.
- Star, Susan Leigh (1991): Power, Technology and the Phenomenology of Conventions: On Being Allergic to Onions. In: Law, John (ed.) *A Sociology of Monsters: Essays on Power, Technology and Domination*, London, New York, Routledge, 26-56.
- Suchman, Lucy (1987): *Plans and Situated Actions. The Problem of Human-Machine Communication*. Cambridge, Cambridge University Press.

- Suchman, Lucy (1993): Technologies of Accountability. Of Lizards and Aeroplanes. In: Button, Graham (Ed.) *Technology in Working Order. Studies of Work, Interaction and Technology*. London, New York, Routledge, Kegan Paul, 113-126.
- Taylor, Charles (1986): Leibliches Handeln. In: Metraux, Alexandre/Waldenfels, Bernhard (Hg.) *Leibhaftige Vernunft*. München, Wilhelm Fink, 194-217.
- Wachter, Nicole (2001): Interferenzen. Zur Relevanz dekonstruktiver Reflexionsansätze für die Gender-Forschung. Wien: Passagen-Verlag.
- Wagner-Willi, Monika (2005): *Kinder-Rituale zwischen Vorder- und Hinterbühne. Der Übergang von der Pause zum Unterricht*, Wiesbaden, VS Verlag.
- Wajcman, Judy (2000): Reflections on Gender and Technology Studies: In What State is the Art? *Social Studies of Science*, 30, 3, 447-452.
- Waldenfels, Bernhard (1979): Verstehen und Verständigung. Zur Soziologie von A. Schütz. In: Sprondel, Walter M./Grathoff, Richard (Hg.) *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1-12.
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen, Mohr (Paul Siebeck), (ursprünglich: 1921, herausgegeben von Marianne Weber).
- Weber, Max (1973): Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders. (Hg.) *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hrsg. von Johannes Winkelmann. Tübingen, Mohr, 146-214, (ursprünglich: 1904).
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. *Gender and Society*, 1, 2, 125-151.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1991): Doing Gender. In: Lorber, Judith/Farell, Susan A. (Hg.) *The Social Construction of Gender*, London, Sage, 13-37.
- Williams, Robin (1980): Goffman's Sociology of Talk. In: Ditton, Jason (ed.) *The View from Goffman*, London, Macmillan, 210-232.
- Winner, Langdon (1985): Do Artefacts Have Politics? In: Mackenzie, Donald/Wajcman, Judy (eds.) *The Social Shaping of Technology*. Milton Keynes, Philadelphia, Open Univ. Press, 28-40.

N12&lt;927840723025



Universitätsbibliothek Freiburg

